



3 1761 04482 4472





Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
in memory of our
parents
Szymon and Maria Zenwirt
by
Karol and Stella Zenwirt



Tempel-Klassiker

Lessings Gesammelte Werke

Erster Band

v. 1

L e s s i n g

Gedichte · Fabeln
Jugendlustspiele I

Der Tempel · Verlag
in Leipzig

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY



S i n n g e d i c h t e

Ego illis non permisi tam lascive loqui quam solent.
Martial.

Die Sinngedichte an den Leser

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen sein.

Ebendieselben

Wir möchten gern dem Kritikus gefallen:
Nur nicht dem Kritikus vor allen.
Warum? Dem Kritikus vor allen
Wird auch kein Sinngedicht gefallen.

Auf den neuern Teil dieser Sinngedichte

Ins zweimal neunte Jahr, mit stummer Ungeduld,
Bewahrt', auf Besserung, sie mein verschwiegenes Pult.
Was sie nun besser sind, das läßt sich leicht ermessen:
Mein Pult bewahrte sie; ich hatte sie vergessen.

Der Stachelreim

Eraft, der gern so neu als eigentümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein leidig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

Nikander

Nikandern glückte jüngst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästnern eines Kam.

Nun schwingt er Tag und Nacht, ein zweites auszuheften.
Vergebens; was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bietchen uns, und läßt den Stachel stecken,
Und martert sich, und stirbt.

An den Marull

Groß willst du, und auch artig sein?
Marull, was artig ist, ist klein.

Merkur und Amor

Merkur und Amor zogen
Auf Abenteuer durch das Land.
Einst wünscht sich jener Pfeil und Bogen;
Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch, beide durch das Land.
Wenn jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax

Stax

Thrax! eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm.

Thrax

Ja freilich, Stax! ich muß mich schämen.
Doch sieh, ich hielt sie auch für stumm.

Der geizige Dichter

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liebt?

Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluß,
Ein jeder Dichter darben muß.

Auf Lucinden

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde.
Durch nichts wird sie mehr rot gemacht.
Zweideutigkeit und Schmutz und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröte wenigstens, Lucinde,
Daß nichts dich mehr erröten macht!

Auf die Europa

Als Zeus Europa lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu bestiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr;
Dann als ein Mann, und endlich als ein Tier.
Umsonst legt er, als Gott, den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er, als Mann, in schmeichelhaftem Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich betören.

Pompils Landgut

Auf diesem Gute läßt Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

Widerruf des Vorigen

Ich möchte so ein Gut nicht haben.
Denn sollt' ich auch die sechste drauf begraben:
Könnst' ich doch leicht — nicht wahr, Pompil? —
Sechs gute Tage nur erlebt haben.

An die Herren X und Y

Welch Feuer muß in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Mut, euch kühn herauszufodern.
Doch eure Klugheit hält dem Mute das Gewicht:
Ihr fodert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

Auf das Jungfernstift zu **

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um dies Jungfernstift muß sein!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

An den Doktor Sp**

Dein Söhnchen läßt dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doktor ruft es dich. Ich danke dieser Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon

Ist Mnemon nicht ein feltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!

Bis an die ersten Kinderpoffen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begoffen;
Bis an das Säugelband, bis an die Ammenbrust,
Ist, was er litt und tat, ihm alles noch bewußt.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieß.

B a v s G a s t

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Tor!
Das Mahl bei Baven kömmt mir teuer gnug zu stehen:
Er lieft mir seine Verse vor.

A u f d e n R u f u s

Weiß ich's, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiß ich, daß sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

A u f D o r i n d e n

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuß? — Der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem
Hause eines Wucherers, nebst der Antwort
Gerechtigkeit! wie kömmt du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?

„Wie meinst du, Fremder, diese Frage?
Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adeligen Dummkopf
Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur - Ur - Ur - Ur - Alterahn
War älter Einen Tag als unser aller Ahn.

An eine würdige Privatperson
Gibt einst der Leichenstein von dem, was du gewesen,
Dem Enkel, der dich schätzt, so viel er braucht, zu lesen,
So sei die Summe dies: „Er lebte schlecht und recht,
Ohn' Amt und Snadengeld, und niemand's Herr noch Knecht.“

Auf die Iris

Der Iris blühend volle Brust
Reizt uns, o D*, zu welcher Lust!
Doch ihr erbärmliches Gesicht,
O D*, macht Reiz und Lust zunichte.
Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen,
Und Gift und Segengift beisammen.

Auf Frau Trix

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

Auf Lufrins Grab

Welch tötender Gestank hier, wo Lufrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, sie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

Im Namen eines gewissen Poeten,
dem der König von Preußen eine goldene
Dose schenkte

Die goldne Dose, — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muß? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Auf den falschen Ruf von Nigrinens Tode

Es sagte, sonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen tot.
Was tat die Stadt in dieser Not?
Ein Zehnteil von der Stadt sprach: Schadel!
Doch als man nach und nach erfuhr, daß das Geschrei
Ein bloßes blindes Lärmen sei:
So holten, was zuvor das eine Zehnteil sprach,
Die andern neune nach.

Auf den Sargil

Mit richt'rich scharfem Kiel durchadert seine Lieder
Sargil. Ins neunte Jahr schreibt, löscht und schreibt er wieder.
Sein Lied ist Lieb' und Wein. Kann man es ihm verdenken,
Daß er der Nachwelt will vollkommne Poffen schenken?

Die Flucht

„Ich flieh', um öfter noch zu streiten!“
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hieß: (so übersetz' ich ihn)
Ich flieh', um öfter noch zu fliehn.

Die Wohltaten

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer led'nen Bütte,
Die keine Wohltat hält: dem ungeachtet schützte —

Sind beides, Bütt' und Mensch, nicht allzu morsch und alt —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

An einen Geizigen

Ich dich beneiden? — Tor! Erspar', ererb', erwirb,
Hab' alles! — Brauche nichts, laß alles hier und stirb!

Hinz und Kunz

Hinz

Was doch die Großen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Taler wert.

Kunz

Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daß manche Land und Leute fressen.

Hinz

Kann sein! Kann sein, Sevattersmann!
Bei Nestern fingen die denn an.

Auf eine lange Nase

O aller Nasen Nas! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

Auf Stipsen

Stips ist, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;
Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann, mit Schlägen;
Verprasset sein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Torheit fassen? —
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

Auf den Sanktulus

Dem Alter nah, und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben
Ist er in seinem Gott gemeint,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben;
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch Freund.
Zwar sagt man, daß ein trauter Knecht
Des Abends durch die Hintertüre
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht!
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloß der Beschauung wegen.

An Grillen

Sei kürzer! sprichst du, Grill. Schweig, Grill! du bist nicht Flug.
Ist das dir kurz genug?

An den Salomon

Hochweiser Salomon! Dein Spruch,
„Daß unter Tausenden kein gutes Weib zu finden,
Gehört — gerade heraus — zu deinen Zungensünden;
Und jeder Fluch ist minder Fluch
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bei Tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du getan, hochweiser Mann,
Muß sich bei Tausenden der Probe freilich schämen,
Wird drüber wild und lästert dann.

Auf ebendenselben

Daß unter Tausenden ein weiser Mann
Kein gutes Weibchen finden kann:

Das wundert mich recht sehr.
Doch wundert mich noch mehr,
Daß, unter Tausenden, ein weiser Mann
Nicht Eine gut sich machen kann.

Das böse Weib

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt:
Nur schlimm, daß jeder seins für dieses einz'ge hält.

An den Ámil

Mit Unrecht klagest du, treuherziger Ámil,
Daß man so selten nur auf deine Worte bauen,
Mit Gleichem Gleiches dir gar nicht vergelten will:
Wer allen alles traut, dem kann man wenig trauen.

Trux an den Sabin

Ich hasse dich, Sabin; doch weiß ich nicht, weswegen:
Genug, ich hasse dich. Am Grund ist nichts gelegen.

Antwort des Sabin

Hass' mich, so viel du willst! doch wüßt' ich gern, weswegen:
Denn nicht an deinem Haß, am Grund ist mir gelegen.

An einen Lügner

Du magst so oft, so fein, als dir nur möglich, lügen:
Mich sollst du dennoch nicht betriegen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen:
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Auf Trill und Troll

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küßt:
Das möcht' ich wohl entschieden wissen —
Da beide sie gemalt nur küssen.

Entscheidung des Vorigen

Ich denke, Trill ist noch am besten dran:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

An die**

Du fragst: Wer gibt für meinen Sohn
Mir einen Namen an?
Für deinen Sohn, und wessen Sohn? —
Du schweigst? — Nenn' ihn Pan.

Auf Alandern

Alander, hör' ich, ist auf mich gewaltig wild;
Er spöttelt, lästert, lügt und schilt.
Kennt mich der gute Mann? — Er kennt mich nicht, ich wette.
Doch was? als ob nicht auch sein Bruder an der Kette
Auf die am heftigsten, die er nicht kennen, billt.

Auf einen Brand zu**

Ein Hurenhaus geriet um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Duzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bei der Hand.
Ein Hurenhaus geriet in Brand.

An Einen

Du schmäht mich hinterrücks? das soll mich wenig kränken.
Du lobst mich ins Gesicht? das will ich dir gedenken!

Grabchrift des Nitulus

Hier modert Nitulus, jungfräulichen Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

Auf den Kodyll

Der kindische Kodyll wird keiner Steigerung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht: um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

An den Pompil

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch spiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

Auf den Tod eines Affen

Hier liegt er nun, der Kleine, liebe Davian,
Der uns so manches nachgetan!
Ich wette, was er jetzt getan,
Tun wir ihm alle nach, dem lieben Davian.

Grabchrift auf ebendenselben

Hier faulet Mimulus, ein Affe.
Und leider! leider! welch ein Affe!
So zahm, als in der Welt kein Affe;
So rein, als in der Welt kein Affe;

So keusch, als in der Welt kein Affe;
So ernst, als in der Welt kein Affe;
So ohne Falsch. O welch ein Affe!
Damit ich's kurz zusammenraffe:
Ein ganz originaler Affe.

Auf die Phasis

Von weitem schon gefiel mir Phasis sehr:
Nun ich sie in der Nähe
Von Zeit zu Zeiten sehe,
Gefällt sie mir — auch nicht von weitem mehr.

Auf Nickel Fein

In Jahresfrist, verschwor sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu sein.
Auch wär' es, traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels

Ich höre, Freund, dein ernstes, schönes Kind
Will sich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süße Tränen
Da zu vergießen sind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg

Furchtbare Täuscherei! Bramarbas stand vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief: Quartier!

Auf den Hablador

Habladors Mund, Utin, ist dir ein Mund zum Küssen?
Wie er spricht, spricht dir niemand nicht? —

Wie sollte so ein Mann auch nicht zu sprechen wissen?
Er tut ja nichts, als daß er spricht.

Auf den Mison

Ich warf dem Mison vor, daß ihn so viele hassen.
Je nun! wen lieb' ich denn? sprach Mison ganz gelassen.

Der reiche Freier

Ein Bettler ging auf Freiersonfüßen,
Und sprach zu einer Magd, die er nach Wunsche fand:
„Nimm mich!“ Sie fragt: worauf? „Auf diese dürre Hand:
Die soll uns wohl ernähren müssen!“
Die Magd besann sich kurz, und gab ihm ihre Hand.

Auf den Rufinus

Rufinus endet nichts, er fängt nur alles an.
Ob alles? Lesbia, sprich doch! Du kennst den Mann.

Hänschen Schlau

„Es ist doch sonderbar bestellt,“
Sprach Hänschen Schlau zu Vetter Fritzgen,
„Daß nur die Reichen in der Welt
Das meiste Geld besitzen.“

An die Dorilis

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein:
Daß du es also leckst, soll das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

Grabſchrift eines Unglücklichen,
welcher zuletzt in einem Schiffsbruche umkam

Hier warfen mich die Wellen an das Land.
Hier grub mich tot, mit frommer Hand,
Ein Fiſcher in den leichten Sand.
Dein Mitleid, Leſer, iſt bei mir nicht angewandt!
Im Sturme ſcheitern und erſaufen,
Hiß mir Unglücklichem, mit Sturm in Hafen laufen.

An einen ſchlechten Maler

Ich ſaß dir lang und oft: warum denn, Meiſter Steffen?
Ich glaube faſt, mich nicht von ungefähr zu treffen.

Auf eine Bildsäule des Amor

Hier blieb, als Amor, ſich noch mächtiger zu ſehen,
Eleonora ward, ſein Körper geiſtlos ſtehen.

Auf ebendieſelbe

So lieb euch, Kinder, Ruh' und Glück:
Zurück von ihm, dem Schalkel weit zurück! —
(Ich hätte viel für dieſen Rat gegeben!)
Er ſtellt ſich ſo nur ohne Leben.

Auf ebendieſelbe

Kommt dieſem Amor nicht zu nah,
Und ſtört ihn nicht in ſeinem Staunen!
Noch ſteht er ſo, in Einem süßen Staunen,
Seit er Philinden ſah.

Auf ebendieſelbe

Die Unſchuld naht ſich ihm, und bebt:
Sie fühlt, ſie fühlt es, daß er lebt.

Auf ebendieselbe

O Chloe, halte deinen Blick
Von diesem Schalk' ja zurück!
Gesetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

Auf den Fabull

Fabull verschließet alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich niemand läßt gelüsten
Zu sehen, daß sie ledig sind.

Auf den trägen Y

Mit dir und über dich zu lachen,
Soll ich ein Sinngedichte machen?
Eut! daß du ohne Müh' kannst lachen,
So will ich's sonder Einfall machen.

Entschuldigung

wegen unterlassenen Besuchs

So wahr ich lebe, Freund, ich wollte ganze Tage
Und ganze Nächte bei dir sein:
Um mich mit dir die ganzen Tage,
Die ganzen Nächte zu erfreun.
Doch tausend Schritte sind's, die unsre Wohnung trennen;
Und hundert wohl noch oben drein.
Und wollt' ich sie auch gern, die tausend Schritte, rennen,
Und jene hundert oben drein:
So weiß ich doch, daß ich am Ende
Des langen Wegs, dich zwanzigmal nicht fände.
Denn öfters bist du nicht zu Hause,
Und manchmal bist du's nicht für mich:

Wenn nach dem langen Zirkelschmause
Der Kleinste Gast dir hinderlich.
Ich wollte, wie gesagt, gern tausend Schritte rennen,
Dich, liebster Freund, dich sehn zu können:
Doch, allzu weiter Freund, dich nicht zu sehn,
Verdreußt mich's, Einen nur zu gehn.

An den Paul

Es scheint, daß du, Paul, der einz'ge Trunkne bist:
Denn du willst nüchtern sein, wo keiner nüchtern ist.

Welt und Volt

Zum Henker! fluchte Volt zu Welten,
Mußt du mich einen Lügner schelten?
Zum Henker! fluchte Welt zu Volten,
Ich einen Lügner dich gescholten?
Das leugst du, Volt, in deinen Hals,
Das leugst du, als ein Schelm, und als . . .
Hal das hieß Gott dich sprechen, Welten!
Denn Lügner lass' ich mich nicht schelten.

Der Kranke Stax

„Komm' ich vom Lager auf, und gibt Gott Fried' im Staat,
Gelobt der Kranke Stax, „so werd' ich ein Soldat.“

Die blaue Hand

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!
Nein! ruft der Färber; Brill' heraus!

Der Schuster Franz

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzündt.
Was er als Schuster tat, das tut er noch: er flücht.

Das Mädchen

Zum Mädchen wünscht' ich mir — und wollt' es, hal recht lieben —
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreun, schwer zu betrüben,
Am Wuchse schlank, im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch — der Spiegel ist;
Das immer gaukelt, immer spricht,
Und spricht und spricht von tausend Sachen,
Versteht es gleich das Zehnte nicht
Von allen diesen tausend Sachen:
Genug, es spricht mit Lachen,
Und kann sehr reizend lachen.

Solch Mädchen wünscht' ich mir! — Du, Freund, magst deine Zeit
Nur immerhin bei schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphin'sche Tränen,
Bei Tugend und Verstand vergähnen.
Solch einen Engel
Ohn' alle Mängel
Zum Mädchen haben:
Daß hieß' ein Mädchen haben? —
Heißt eingeseget sein, und Weib und Hausstand haben.

Auf den Fell

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geschah!

Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

An den Herrn D*

Dein Epigramm, o D*, ist fein!
Es hat mich trefflich durchgezogen;
Und ist vollkommen schön zu sein,
Erstunken und erlogen.

An einen geizigen Vater

Verlangt dein Kind ein Freier,
Der wenig nach der Mitgift fragt;
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil ist sehr teuer.

Auf den Kauz

Wer sagt, daß Meister Kauz Satiren auf mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Auf den Lupan

Des heißigen Lupans Befinden wollt ihr wissen?
Der heißige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

An den Leser

Du dem Fein Epigramm gefällt,
Es sei denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daß man einen Speer,
Statt eines Pfeils, vom Bogen schnellst?

An den Herrn von Dampf

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da! vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich besser brauchen:
Du kannst dir freien Weg ja durchs Gedränge — hauchen.

An ebendenselben

Dem hast du nur die Hand, und dem den Kuß beschieden.
Ich, gnäd'ger Herr von Dampf! bin mit der Hand zufrieden.

Auf einen gewissen Dichter

Ihn singen so viel mäß'ge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm, und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket.
Doch so viel seh' ich ein,
Das Singen, das den Frosch im tiefen Schlamm entzückt,
Das Singen muß ein Quaken sein.

An den Wesp

Nur Neues liebest du? nur Neues willst du machen?
Du bist, mein guter Wesp, sehr neu in allen Sachen.

An den Trill

Bald willst du, Trill, und bald willst du dich nicht beweiben:
Bald dünkt dich's gut, bald nicht, ein Hagestolz zu bleiben.
Ich soll dir raten? Wohl! Tu, was dein Vater tat:
Bleib frei; heirate nicht! — Da hast du meinen Rat.

An ebendenselben

Du nennest meinen Rat ein schales Singsgedicht?
Trill, einen andern Rat bekommst du wahrlich nicht.
Zum Hängen und zum Freien
Muß niemand Rat verleihen.

An die Fuska

Sei nicht mit deinem roten Haar
So äußerst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

Auf den Tod des D. Mead

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kommt er gar, die Toten zu erwecken.

Auf die

schöne Tochter eines schlechten Poeten

Der Vater reimt und suchet allen,
Nicht wenig Kennern, zu gefallen.
Die Tochter buhlt: o! straft sie nicht!
Das gute Kind will allen,
Wie ihres Vaters Reim, gefallen.

Auf ebendieselbe

Dein braunes Mädchen, Freund, ist schön:
Das muß ihr auch der Neid gestehn.
So schön, daß man es ganz vergißt,
Daß sie ein wenig buhlerisch ist;
So schön, daß man es gar vergißt,
Daß ihr Papa ein Reimschmied ist.

Auf den Sextus

Die, der Ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beide fehlen.

Kunz und Hinz

Kunz

Hinz, weißt du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böse Geist.

Hinz

Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden?
Ein Pfaffe war's, der Berthold heißt.

Kunz

Sei drum! so ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn sieh! Pfaff' oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie man's heißt.

Auf den Bav

Ein schlechter Dichter Bav? ein schlechter Dichter? nein!
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Auf Dorinden

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daß sie nicht betet, und nicht höret,
Und andre nur im Beten störet.
Sie bat (mein eignes Ohr ist Zeuge;
Denn ihre Schönheit geht allmählich auf die Neige),
Sie bat mit ernstlichen Gebärden:
„Laß unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden!“

Auf die Salathee

Die gute Salathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Auf die Hütte des Irus

Vorbei verwegener Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armut treue Wache.

Auf einen gewissen Leichenredner

O Redner! Dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich spricht.
Eh' du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

Das schlimmste Tier

Wie heißt das schlimmste Tier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: Von wilden heißt's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

Auf die Magdalis

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug, das ist gewiß;
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

Auf Lorch en

Lorch en heißt noch eine Jungfer. Wisset, die ihr's noch nicht wißt:
So heißt Luzifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

Kl i m p s

Der alte fromme Klimps, bei jedem Bissen Brot,
Den er genoß, sprach: Segne Gott!
Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach:
Und stirb! sein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

Der spielsüchtige Deutsche
So äußerst war, nach Tacitus' Bericht,
Der alte Deutsch' aufs Spiel erpicht,
Daß, wenn er ins Verlieren kam,
Er endlich keinen Anstand nahm,
Den letzten Schatz von allen Schätzen,
Sich selber, auf das Spiel zu setzen.
Wie unbegreiflich rasch! wie wild!
Ob dieses noch vom Deutschen gilt?
Vom deutschen Manne schwerlich. — Doch,
Vom deutschen Weibe gilt es noch.

Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

Auf die feige Mumma

Wie kömmt's, daß Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Eine Gesundheit auf die Gesundheit

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleißig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

Auf einen unnützen Bedienten

Im Essen bist du schnell, im Sehen bist du faul.
Iß mit den Füßen, Freund, und nimm zum Sehn das Maul.

Der Schwur

Ich schwöre Lalagen, daß sonder ihre Küsse,
Kein königliches Glück mein Leben mir versüße.
Dies schwör' ich ihr im Ernst, wosern sie sich ergibt;
Und schwör' es ihr im Scherz, wosern sie mich nicht liebt.

Themis über

ihr Bildnis in dem Hause eines Richters

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

Der Furchtsame

Kaum seh' ich den Donner die Himmel umziehen,
So flieh' ich zum Keller hinein.
Was meint ihr? ich suchte den Donner zu fliehen?
Ihr irrt euch; ich suche den Wein.

An den Herrn D.

Du ladest zwanzig Schmauser ein,
Wovon ich keinen kenn'; und dann mich oben drein.
Doch zürnst du, und erstaunst, warum ich nicht erscheine?
Ich schmause, Freund, nicht gern alleine.

Auf die Genesung einer Buhlerin

Dem Tode wurde jüngst vom Pluto anbefohlen,
Die Lais unsrer Stadt nach jener Welt zu holen.

Sie war so alt doch nicht, und reizte manchen noch,
Durch Willigkeit und Scherz in ihr gemächlich Joch.
„Was?“ sprach der schlaue Tod, der ökonomisch denket,
Und nicht, wie man wohl glaubt, den Wurfspieß blindlings
schwenket:

„Die Laïs brächt' ich her? das wäre dumm genug!
Nein! Arzt' und Huren — nein! die hol' ich nicht so jung!“

An zwei lebenswürdige Schwestern

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud' und Scherz
Gewinnen euch ein jedes Herz;
Und kurz: ihr brauchet eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

An den Silius

Mein Urteil, Silius, von deiner Überschrift,
Dies Urteil soll nichts gelten,
Weil es die Reime nur betrifft?
Was kann man sonst als Reim' an einem Reimer schelten?

Auf den D. Klystill

Klystill, der Arzt — (der Mörder sollt' ich sagen —)
Will niemand's frühern Tod mehr auf der Seele tragen,
Und gibt, aus frommer Reu', sich zum Husaren an;
Um das nie mehr zu tun, was er so oft getan.

Auf Muffeln

Freund Muffel schwört bei Gott und Ehre,
Ich kost' ihn schon so manche Zähre. —
Nun? frommer Mann, wenn das auch wäre;
Was kostet dich denn deine Zähre?

An ein Paar arme verwaifete Mädchen

Ihr holden Kinder, daß ihr Waisen seid,
Das ist mir herzlich, herzlich leid.
Auch bin ich euch zu dienen gern erbötig
Mit Gut und Blut; euch, die ihr, ohne Streit,
Das beste Blut des besten Blutes seid.
Nur, Kinder, daß ihr arme Waisen seid,
Das sei euch selber ja nicht leid!
Nun habt ihr keines Vormunds nötig.

An den Vax

Du lobest Tote nur? Vax, deines Lobes wegen
Hab' ich blutwenig Lust, mich bald ins Grab zu legen.

Auf den Cytharist

Jahr aus, Jahr ein reimt Cytharist
Zweihundert Vers' in Einem Tage;
Doch drucken läßt er nichts. Entscheidet mir die Frage,
Ob er mehr Flug, mehr unflug ist.

Der beste Wurf

An ein Paar Brettspieler

Zwei Vierer wünschst du, und du verlangst zwei Einer:
Der beste Wurf im Brett bleibt darum dennoch — Keiner.

Auf den Maler Kleck's

Mich malte Simon Kleck's so treu, so meisterlich,
Daß aller Welt, so gut als mir, das Bildnis glich.

Auf einen Zweikampf

Warum zog das erzürnte Paar,
Sistan, und wer sein Segner war,
Die Degen? Aller Welt zum Schrecken
Sie — friedlich wieder einzustecken.

Auf den Ursin

Ursin ist ärgerlich, und geht mir auf die Haut,
Daß ich ihm jüngst mein Buch, den Phädon, weggenommen;
Gelesen hab' er ihn, allein noch nicht verdaut.
Ja, ja! zu Stande wär' er bald damit gekommen:
Sein Windspiel, oder er, hat ihn schon brav gekaut.

Auf den Veit

Veit ist ein witz'ger Kopf, und zählt sechzig? — Mein!
Er hat noch lange hin, ein Auser Kopf zu sein.

Die Vorspiele der Versöhnung

Korinne schwur, mich zu vergessen:
Und doch kann sie mich nicht vergessen.
Wo sie mich sieht, und wo sie kann,
Fängt sie auf mich zu lästern an.
Doch warum tut sie das? warum erhitzt sie sich?
Ich wette was, noch liebt sie mich.

Ich schwur, Korinnen zu vergessen:
Und doch kann ich sie nicht vergessen.
Wo ich sie seh', und wo ich kann,
Fang' ich mich zu entschuld'gen an.
Doch warum tu' ich das? und warum schweig' ich nie?
Ich wette was, noch lieb' ich sie.

Auf den Pfriem

Pfriem ist nicht bloß mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dies sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und tut mit Dingen groß, die ihn mein Brief gelehret.

Auf den Avar

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Tränen weine.

Seufzer eines Kranken

Hier lieg' ich schwach und siech;
Und ach! die liebe Sophilette
Weicht keinen Schritt von meinem Bette.
O! daß der Himmel mich
Von beiden Übeln bald errette!

Auf den Laar

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

Ihr Wille und sein Wille

Er

Nein, liebe Frau, das geht nicht an:
Ich muß hier meinen Willen haben.

Sie

Und ich muß meinen haben, lieber Mann.

Er

Unmöglich!

Sie

Was? nicht meinen Willen haben?
Schon gut! so sollst du mich in Monatsfrist begraben.

Er

Den Willen kannst du haben.

Grabschrift der Tochter
eines Freundes, die vor der Taufe starb

Hier lieget, die Beate heißen sollte,
Und lieber sein, als heißen wollte.

Auf den Marius

Dem Marius ward prophezeit,
Sein Ende sei ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt, verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

Auf den einäugigen Spieler Pfiff

Indem der Spieler Pfiff — erzürnte Götter! —
Durch einen schlimmen Wurf ein Auge jüngst verlor:
„Brav, Kamerade!“ rief ein Spötter;
„Du gibst uns jedem nun Ein Auge vor.“

An einen Autor

Mit so bescheiden stolzem Wesen
Trägst du dein neuestes Buch — welch ein Geschenk! — mir an.
Doch, wenn ich's nehme, grundgelehrter Mann,
Mit Gunst: muß ich es dann auch lesen?

Auf den Ley

Der gute Mann, den Ley bei Seite dort gezogen!
Was Ley ihm sagt, das ist erlogen.
Wie weiß ich das? — Ich hör' ihn freilich nicht:
Allein ich seh' doch, daß er spricht.

Die Singgedichte über sich selbst

Weiß uns der Leser auch für unsre Kürze Dank?
Wohl kaum. Denn Kürze ward durch Vielheit leider! lang.

Abschied an den Leser

Wenn du von allem dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes wert gefunden:
So sei mir wenigstens für das verbunden,
Was ich zurück behielt.

A n h a n g

Charlotte

Die jüngst ließ ihren guten Mann begraben,
Charlotte wünscht, statt seiner, mich zu haben.
Gewiß Charlott' ist Flug.
Wir haben uns vor dem schon oft gesehen,
Drum glaub' ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär' ich nur dumm genug.

Auf einen elenden komischen Dichter

Ein elend jämmerliches Spiel
Schrieb Koromandels stumpfer Kiel,
Als er in der Entzückung dachte,
Daß er wohl Plautos Schamrot machte,
Und daß kein Molier
Ihm zu vergleichen wär'.
Er, der sie beide kennt,
Wie ich den großen Mogul kenne,
Und sie zu kenne brennt,
So wie ich ihn zu kenne brenne.
Er, der der Feinheit keuscher Ohren,
Dem Witz, den Regeln, dem Verstand,
Den lächerlichsten Krieg geschworen,
Der je im Reich der Sittenlehr' entstand;
Für ihn ein unentdecktes Land!

Doch muß ich, kritisch zu verfahren,
Dein Leser treulich offenbaren,
Daß ich an seinem Stücke
Auch etwas Treffliches erblicke.
Und was? .. Er macht damit, trotz einem Kom'schen Werke!
Voll ungeborgter Stärke,
Den dümmsten Wigling in der Welt,
Den je ein Schauplatz vorgestellt,
Unnachzuahmend lächerlich.
Und wen denn? Welche Frage! Sich.

Auf das Gedicht „Die Sündflut“

Durch den ersten Regenbogen
Sprach der Mund, der nie gelogen:
Keine Sündflut komme mehr,
Über Welt und Menschen her.

Die Ihr dies Versprechen höret,
Menschen sündigt ungestört!
Kommt die zweite Sündflut schon,
Sie trifft nur den Helikon.

Auf den Herrn M**, den Erfinder der Quadratur des Zirkels

Der mathemat'sche Theolog,
Der sich und andre nie betrog,
Saß zwischen zweimal zweien Wänden,
Mit archimed'scher Düsternheit,
Und hatte .. welche Kleinigkeit!
Des Zirkels Vierung unter Händen.
Kühn schmäh't er auf das $x + z$
(Denn was ist leichter als geschmäh't?)
Als ihn der Hochmut sacht und sachte
Bei seinen Zahlen drehend machte.

So wie auf einem Fuß der Bube
Sich dreht, und dreht sich endlich dumm,
So ging die tetragon'sche Stube,
Und Stuhl und Tisch mit ihm herum.
O Wunder, schrie er, o Natur!
Da hab' ich sie, des Zirkels Quadratur.

An den Herrn R.

Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid.
Doch seid Ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

Auf den Sophron

Damit er einst was kann von seinen Eltern erben,
So lassen sie ihn jetzt vor Hunger weislich sterben.

Auf des Herrn K* Gedanken von der
wahren Schätzung der lebendigen Kräfte

K* unternimmt ein schwer Geschäft,
Der Welt zum Unterricht.
Er schätzet die lebend'gen Kräfte,
Nur seine schätzt er nicht.

Nachahmung des 84sten
Sinngedichts im 3ten Buche des Martials
Was macht dein Weib? Das heißt im mystischen Verstand,
Wenn man es Staxen fragt: Stax, was macht deine Hand?

Sertor

Sagt nicht, daß seiner Frau, dem Inventar der Zeit,
Sertor den Tod gewünscht. Was sonst? Die Ewigkeit.

Turan

Die Knabenliebe log dem redlichen Turan
Der ungerechte Pöbel an.
Die Lügen zu bestrafen,
Was konnt er anders tun, als bei der Schwester schlafen?

Auf das Heldengedichte „Herrmann“

Dem Dichter, welcher uns den Herrmann hergesungen,
Ist wahrlich, S** sagt's, ein Meisterstück gelungen.
Und ich, ich sag' es auch. Wir müssen es verstehn.
Nur wünscht ich vom Geschick, noch eins von ihm zu sehn.
Und was? Ein Trauerspiel. Ein Trauerspiel? Wovon?
Wenn mein Rat etwas gilt, so sei's vom Phaeton.

Auf einen bekannten Dichter

Den nennt der Dichter Mars, und die nennt er Cythere;
Hier kommen Grazien, hier Musen ihm die Quere.
Apoll, Minerva, Zeus verschönern was er spricht;
Wen er zum Gott nicht macht, den lobt er lieber nicht.
Ihr, die ihr ihn der Welt verachtungswert gewiesen,
Trotz allen Tugenden, die er verstellt gepriesen;
Wenn er die Götter all' auf fert'ger Zunge trägt,
Was wundert's euch, daß er im Herzen keinen hegt?

Der Zwang

Ich habe keinen Stoff zum Lachen,
Und soll ein Sinngedichte machen.
Doch wahrlich, Stoffe genug zum Lachen,
Ich soll ein Sinngedichte machen.

Gespräch

X.

Soll ich vergebens flehn,
Und keinen Brief von dir in Versen sehn?
Du schenkst ja wohl an Schlechtre deine Lieder.

L.

Nun wohl, das nächstemal will ich in Versen schreiben.

X.

Toppl und ich schreibe dir gewiß in Versen wieder.

L.

So? Großen Dank! Nun lass' ich's bleiben.

An den Dorilas

Sagt nicht, daß Dorilas sich schämt, mit mir zu gehen.
Sein Rock ist's, der sich schämt, bei meinem sich zu sehen.

Auf die Thestylis

Die schlele Thestylis hat Augen in dem Kopfe,
So hat ein Luchs sie nicht.
Glaubt ihr, sie sieht euch ins Gesicht,
So sieht sie nach dem Hosenkнопfe.

Auf den Urban

Er widersprach • • Was kann an ihm gemeiner sein?
Und widerlegte nicht • • Auch das ist ihm gemein.

Auf • • • •

Dem schlauesten Hebräer in B**,
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,
Dem Juden, der im Lügen,
Im Schachern und Betriegen,
Trotz Salgen und Gefahr,
Mehr als ein Jude war,

Dem Helden in der Kunst zu prellen,
 Kam's ein . . . Was gibt der Geiz nicht seinen Slaven ein!
 Von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu schnellen.
 Wer kann das sonst als . . . sein?
 Recht, V** war's, der von dem schrecklichen Ödip,
 Den saubern Witz bis zu Montperniaden trieb.
 Schon war die Schlinge schlau geschlungen;
 Schon war sein Fuß dem Unglück wankend nah,
 Schon schien die List dem Juden als gelungen,
 Als der Betrieger schnell sich selbst gefangen sah.
 Sagt Musen, welcher Gott stand hier dem Dichter bei,
 Und wies ihm unverhüllt verhüllte Schelmerei?
 Wer sonst, als der fürs Geld den frommen Tor betrog,
 Wenn er vom Dreifuß selbst Orakelsprüche log?
 Er, der Betrug und List aus eigener Übung kenne,
 Durch den V** gebrannt, und jeder Dichter brennet.
 Ja, ja, du wachtest selbst für deinen braven Sohn,
 Apoll, und Spott und Reu' ward seines Feindes Lohn.
 Du selbst . . . doch, wahrer Gott, dich aus dem Spiel zu lassen,
 Und kurz und gut den Grund zu fassen,
 Warum die List
 Dem Juden nicht gelungen ist;
 So fällt die Antwort ohngefähr:
 Herr V** war ein größrer Schelm als er.

Auf

„O Käm' der große Geist bald in dies rauhe Land,
 Wohin aus Frankreichs Rom mich Nasos Glück verbannt,
 So wär' doch einer hier, noch außer mir zu finden,
 In dessen Munde sich Geschmack und Witz verbinden.
 Komm, Voltair!“ . . . A** gnug! der Himmel hört dein Flehn.
 Er kömmt, und läßt sogleich des Geistes Proben sehn.
 „Was?“ ruft er; „A** hier? Wenn mich der König liebt,
 So weiß ich, daß er stracks dem Schurken Abschied gibt.“

Auf eine Dissertation des M. Paul
Christian Weiß: Abraham ein Logicus

O Neid, dies Werk wirst du verschonen müssen!
Mit Tantum abest fängt es an.
Nur eines fehlet noch daran!
Mit parum adest sollt' es schließen.

Ein anders

Die Logik Abrahams? Wer hätte das gedacht?
Vielleicht daß Weiß sich bald an Sarens Physik macht.

Antwort

auf die Frage: Wer ist der große Duns?

Der Mann in — —, welchen Gott
Nicht schuf zum Dichter und Kunstrichter,
Der, dümmer als ein Hottentott,
Sagt, er und S*** wären Dichter;
Der Philipp Zesen unsrer Zeit;
Der Büttel der Sprachreinigkeit
In Ober- und in Niedersachsen,
Der alle Worte Lands verweist,
Die nicht auf deutschem Boden wachsen;
Der große Mann, der stark von Leib
Ein kleines artig's freundliches Weib
Kalt, wie er denkt und schreibt, umarmt,
Das aber seiner sich erbarmt,
Und gleicher Meinung ist und bleibt,
Und wider ihn nicht denkt nicht schreibt,
Weil es den Zank der Ehe scheut,
Und lieber aus Gefälligkeit
Sich an des Manns Gedanken bindet;
Der Mann der unter uns
Viel große Geister findet,
Der ist der große Duns!

Lobspruch des schönen Geschlechts

Wir Männer stecken voller Mängel;
Es leugne, wer es will!
Die Weiber gegen uns sind Engel.
Nur taugen, wie ein Kenner will,
Drei kleine Stück' — und die sind zu erraten —
An diesen Engeln nicht gar zu viel:
Sedanken, Wort und Taten.

In eines Schauspielers Stammbuch

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.

In ein Stammbuch

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert:
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Die Verleumdung

„Du nennst mich vom gestrigen Rausche noch trunken?
Vom gestrigen Rausche? das spricht
Ein“ — — Fasse dich, schimpfe nur nicht!
Ich weiß wohl, du hast bis am Morgen getrunken.

Grabchrift auf Voltairen

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine Henriade,
Und seine Trauerspiele,
Und seiner Verschen viele:

Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Als der Herzog Ferdinand
die Rolle des Agamemnon, des ersten
Feldherrn der Griechen, spielte

1.

Vorstellen und auch sein
Kann Ferdinand allein.

2.

Stax spricht: Er spielt ihn schlecht!
Auch das wär' recht;
Denn seine eigne Rollen
Muß man nicht spielen wollen.

3.

Mit Sunst,
Als Ekhof so den Agamemnon spielte,
Das, das war Kunst.
Daß aber Ferdinand sich selber spielte,
Hm! war für Kunst.

In Friedrich Ludwig Schröders Stammbuch
Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

In ein Stammbuch, dessen Besitzer
versicherte, daß sein Freund ohne Mängel
und sein Mädchen ein Engel sei

Trau' keinem Freunde sonder Mängel
Und lieb' ein Mädchen, keinen Engel.

Warum ich wieder Epigramme mache
Daß ich mich mit Epigrammen wieder spiele
Ich, armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehreren fühle,
Das macht, ich werde alt.

In ein Stammbuch

Ein Kirchhof ist,
Mein frommer Christ,
Dies Büchelein,
Wo bald kann sein
Dein Leichenstein
• Ein Kreuzlein!

Über das Bildnis eines Freundes

Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch, in welchem die bereits
Verstorbenen mit einem + bezeichnet waren
Hier will ich liegen! denn hier bekomm' ich doch
Wenn keinen Leichenstein, ein Kreuzchen noch.

Sittenspruch

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede:
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

Auf die Katzen des Petrarck

Nach dem Lateinischen des Antonio Querci; in den Inscriptionibus
agri Pataviani.

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen so besonders leiden kann?

Das läßt sich leicht ermessen!
Daß seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Sittenspruch

Bav selbst hat manchen guten Schauer;
Wär' Efelstrab auch nur von Dauer.

Auf den Streit des Herrn Bosens
mit den Wittenbergischen Theologen

Er hat den Papst gelobt, und wir, zu Luthers Ehre,
Wir sollten ihn nicht schelten?
Den Papst, den Papst gelobt? Wenn's noch der Teufel wäre,
So ließen wir es gelten.

Auf Rabners Tod,
als nach welchem erst die übrigen Schriften
desselben an das Licht kommen sollen
Der Steuerrat tritt ab, dem Satyr Platz zu machen:
Es weine, wer da will; ich, spitze mich auf Lachen.

Die große Welt

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

Unter
das Bildnis des Königs von Preußen

Wer kennt ihn nicht?
Die hohe Miene spricht
Den Denkenden. Der Denkende allein
Kann Philosoph, Kann Held, Kann beides sein.

Doppelter Nutzen einer Frau

Zweimal taugt eine Frau — für die mich Gott bewahre! —
Einmal im Hochzeitbett, und einmal auf der Bahre.

Nutzen eines fernen Garten

A.

Was nützt dir nun dein ferner Garten? He?

B.

Daß ich dich dort nicht seh'!

Der Blinde

Niemanden kann ich sehn, auch mich sieht niemand an:
Wie viele Blinde seh' ich armer, blinder Mann.

Auf ein Karussell

Freund, gestern war ich — wo? — Wo alle Menschen waren.
Da sah ich für mein bares Geld
So manchen Prinz, so manchen Held,
Nach Opernart gepuzt, als Führer fremder Scharen,
Da sah ich manche flinke Speere
Auf mancher zugerittnen Mähre
Durch eben nicht den kleinsten Ring,
Der unter tausend Sonnen hing,
(O schade, daß es Lampen waren!)
Oft, sag' ich, durch den Ring
Und öfter noch darneben fahren.
Da sah ich — ach was sah ich nicht,
Da sah ich, daß beim Licht
Kristalle Diamanten waren;
Da sah ich, ach du glaubst es nicht,
Wie viele Wunder ich gesehen.
Was war nicht prächtig, groß und königlich?
Kurz, dir die Wahrheit zu gestehen,
Mein halber Taler dauert mich.

Der Arme

Sollt einen Armen wohl des Todes Furcht entfärben?
Der Arme lebet nicht: so kann er auch nicht sterben.

Kunz und Hinz

Sevatter Hinz, rief Kunz, was trinken wir?
Zuerst Wein oder Bier?
Sevatter, sagte Hinz, Sevatter, folge mir:
Erst Wein, und dann — kein Bier.

Auf einen Sechzigjährigen

Wer sechzig Jahr gelebt, und noch
Des Lebens sich nicht kann begeben,
Dem wünsch' ich — wünscht er's selber doch —
Bis zu der Kinder Spott zu leben.

An den Dumm

Wie? Eselsohren, Dümni, hätt' ich dir beigelegt?
Gewiß nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

Grabchrift auf Kleist

O Kleist! dein Denkmal dieser Stein? —
Du wirst des Steines Denkmal sein.

Auf das Alter

Dem Alter nicht, der Jugend sei's geklagt,
Wenn uns das Alter nicht behagt.

Auf Johann von Döring

Am Körper Klein, am Geiste noch viel Kleiner,
Schämst du des Salzes dich, drum schämt das Salz sich deiner.

Grabſchrift auf einen Sehenkten
Hier ruht er, wenn der Wind nicht weht!

In des
Schaufpielers Brockmann Stammbuch

Beifall kann wie Gold erſchlichen werden,
Und Talent erzwingt ihn:
Aber aller Beifall kein Talent.

Auf Albert Wittenberg
und Johann Jakob Duſch

Wie Aſt und Buſch:
So Wittenberg und Duſch.
Wie Rieſ' und Zwerg
So Duſch und Wittenberg.

An Juſtus Heinrich Saal

An dir, mein Saal, als Freund und Richter,
Lob' ich Geſchmack und Redlichkeit,
Bekennſt du von mir ungeſcheut:
Ich ſei ein beſſrer Freund als Dichter!

Schoenaich = ach! ein Ochs

Der du aus Haller Kellah machſt,
Bei Sniffel, Sov, Suſim lachſt,
Hör' gleichen Witz mit mehr Verſtand,
Der ach! — ein Ochs in Schoenaich fand.

Unvollendeter Entwurf eines Sängedichtes

Auf heut' zu mir zu Gaſte dich zu bieten,
Und du, Procill, du kömmeſt. In Zukunft will
Ich mich für ſo ein gut Gedächtnis hüten.

Epigrammata

Ad Turanium

Viventi decus atque sentienti,
Turani, tibi quod dedere amici,
Rarus post cineres habet poeta,
Nec tu post cineres habebis ipse.

Ad Gelliam

Vota tui breviter si, Gellia, noscere vatis,
Dignorum iuvenum publica cura, cupis:
Spernit opes regum, regum quoque spernit honores,
Esse suus primum, tunc petit esse tuus.

In Aristum

Nescio, dum dicit, multum, mentitur Aristus.
Qui nescit multum, paucula scire potest.

Ad Amicum

Laetus es et pauper, sciat hoc fortuna caveto,
Ne te felicem iam putet esse nimis.

Ad Ponticum

Qua tua fronte legam, mi Pontice, carmina, quaeris?
Num, precor, illa legam, Pontice, quaere prius.

Ad Pompillam

Vir fovet amplexu, nec tu prohibebis? amicas.
„Hunc ego? qui nobis iura dedit paria.“

Ast velit amplexu quis te, Pompilla, fovere?
Sic vir iura dedit, nec dedit illa simul.

In Caecilianum

Garrula fama refert te, Caeciliane, disertum,
Nec minus esse pium, garrula fama refert.
Nil video, cur haec credamus, Caeciliane.
Credo tamen: verum fama referre solet.

Ad**

Abs te cum laudor, tibi cur laudatur et Aldus?
Dicam, te laudis poenituisse meae?

In Albam

Alba mihi semper narrat sua somnia mane,
Alba sibi dormit: somniat Alba mihi.

Ad Priscum

Commendare tuum dum vis mihi carmine munus:
Carmen commendas munere, Prisce, mihi.

In Paulum

Carmina tentemus: num quid tentare nocebit?
Paulus ait. Tenta! nil, nisi fama, perit.

Ad Sosibianum

Sosibiane, rogas, prodat Galathea quot annos?
Annos quot prodat nocte? diene rogas?

Ad Posthumum

Quis melos auditu redimat, dic, Posthume, sodes.
Qui famam redimit, Posthume, morte sua.

Ad Tuccam, ludimagistrum

Dic mihi, quis furor est, ludo spectante cacare?
Num gravitatem aliter frontis habere nequis?

Ad eundem

Quid te, Tucca, iuvat gravitatem fingere vultu,
Ridetur gravitas si gravitate tua?

In Canem

Nonne Canis germana Cani appellatur amica?
Cur ergo incestus insimulare Canem?

In Armillum

Cui dedit, haud dedit Armillus, qui munera egeno
Non sine teste dedit. Cui dedit ergo? Sibi.

Ad Olum

In prece qui multus nimiusque est, otia dum sunt,
Ille malas horas collocat, Ole, bene.
In prece qui multus nimiusque est, otia nec sunt,
Ille bonas horas collocat, Ole, male.

Ad Neaeram

Te tam deformem qui pinxit, pulchra Neaera,
Blanditus Veneri, pulchra Neaera, fuit.

Ad Murlam

Desine, Murla monet, nunc desine scribere nugas.
Tu legere ast nugas desine, Murla, prior.

A n h a n g

Ad Naevolam

Vis fieri sanus? Mentiris, Naevola, non vis.
Nam fieri si vis, quid tibi cum medico?

Von eines gewissen Poesie

Omnia nam stolidè magis admirantur amantque
Inversis quae sub verbis latitantia cernunt.

Q i e d e r

Nota leges quaedam, sed lima rasa recenti,
Pars nova maior erit: Lector utrique fave!
Martial.

An die Leier

Töne, frohe Leier,
Töne Lust und Wein!
Töne, sanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haß und Rach' und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist Mut.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbeern ein;
Ihn verehrt man länger.
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tieffinn ein:
Um erst dann zu leben,
Wann er Staub wird sein.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Aferzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Namen

Ich fragte meine Schöne:
Wie soll mein Lied dich nennen?

Soll dich als Dorimene,
Als Salathee, als Chloris,
Als Lesbía, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Ach! Namen sind nur Töne:
Sprach meine holde Schöne.
Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
Und Salathee und Chloris,
Und — wie du willst mich nennen:
Nur nenne mich die Deine.

Die Küsse

Ein Küßchen, das ein Kind mir schenket,
Das mit den Küssen nur noch spielt,
Und bei dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuß, den man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruß, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater gibet,
Ein wohlgemeinter Segenskuß,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muß.

Ein Kuß von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuß nur so weit an,
Als ich dabei mit heißerm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuß, den Lesbía mir reichet,
Den kein Verräter sehen muß,
Und der dem Kuß der Tauben gleicht:
Ja, so ein Kuß, das ist ein Kuß.

Die Gewißheit

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß.

Die Betrübniß

Der Dichter und sein Freund

Der Freund

Freund! welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bitterm Schmerz?

Der Dichter

Ach Freund! sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaß mein Herz.

Der Freund

Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja Flug genug.

Der Dichter

O schweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe Flug.

Antwort eines trunkenen Dichters

Ein trunkener Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte:
Hör' auf! du hast genug.

Bereit vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: Du bist nicht Flug;
Zu viel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot

Elise

Siehst du Wein im Glase blinken,
Lerne von mir deine Pflicht:
Trinken kannst du, du kannst trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Lysias

Wallt dein Blut von Jugendtrieben,
Lerne von mir deine Pflicht:
Lieben kannst du, du kannst lieben;
Doch verliebe dich nur nicht.

Elise

Bruder! ich mich nicht verlieben?

Lysias

Schwester! ich mich nicht betrinken?

Elise

Wie verlangst du das von mir?

Lysias

Wie verlangst du das von mir?

Elise

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Lysias

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beide

Seh nur, ich erlaub' es dir.

Die Beredsamkeit

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beim Weine kehrt sich's um:
Dieses lernt an unsern Tischen.

Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die Haushaltung

Zankst du schon wieder? sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.

„Versoffner, unverschämter Mann“ — — —

Seduld, mein Kind, ich zieh' mich an — —

„Wo nun schon wieder hin?“ Zu Weine.
Zank' du alleine.

„Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!

Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.

Sott! ich soll so verlassen sein? —

Wer pocht? — — Herr Nachbar? — — nur herein!

Mein böser Teufel ist zu Weine:

Wir sind alleine.“

Der Regen

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins

Wein ist stärker als das Wasser:
Dies gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

Der Sonderling

Sobald der Mensch sich kennt,
Steht er, er sei ein Narr;
Und gleichwohl zürnt der Narr,
Wenn man ihn also nennt.

Sobald der Mensch sich kennt,
Sieht er, er sei nicht Aug;
Doch ist's ihm lieb genug,
Wenn man ihn weise nennt.

Ein jeder, der mich kennt,
Spricht: welcher Sonderling!
Nur diesem ist's Ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Der alte und der junge Wein

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, sein.

Der Jüngling trinkt, sich alt und Aug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling, sein.

Die Türken

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als eine frein:
Ich möchte schon ein Türke sein.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben!
Wie wollt' ich liebend ruhig leben,
Und * * doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke sein.

Alexander

Der Weise sprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
Ist manches Volk, ist manche Stadt.“
Was tut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daß, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ist's wahr, was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Tränen fließen,
Daß, dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten

Sieh Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bei der Kleinsten Hinderung stoßen,
Der weiße Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewach'sne schlanke Leib
Verrät ein junges art'ges Weib.

Komm Freund! Komm, laß uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.
Es muß, triegt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis sein.
Komm, eile doch! — O welches Glückel
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine Kleine Schöne

Kleine Schöne, küsse mich.
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich jetzt nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merl' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bei meinem Leben!
Alle zehnfach wiedergeben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

Nach der 15. Ode Anakreons

Was frag' ich nach dem Großsultan,
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen?

Was sorg' ich ihrer Kriegesart,
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Spezereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen,
Und, wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Tor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?

Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: „Von dannen!
Du trinkst, du küssest länger nicht!
Trink aus! küß' aus! Von dannen!“

Das Paradies

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüfternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube —
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Gespenster

Der Alte

O Jüngling! sei so ruchlos nicht,
Und leugne die Gespenster.
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saß auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte

Als meiner Schwester Sohn verschied,
(Das sind nunmehr zehn Jahre!)

Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Totenbein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren
Zu Mitternacht drei Eulen schrein:
Drum müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster sein.

Der Alte

In meinem Keller selbst geht's um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster sein.

Der Jüngling

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu sein.

Der Alte

Auch weiß ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angst und Jammer.
Ich weiß, das Mädchen schläft allein;
Drum müssen es Gespenster sein.

Der Jüngling

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu sein.

Der trunke Dichter lobt den Wein

Mit Ehren, Wein, von dir bemeistert,
Und deinem süß'gen Feur begeistert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für Kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank, dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daß ich ihn nicht singen kann.

Lob der Faulheit

Faulheit, jetzo will ich dir
Auch ein kleines Loblied bringen. —
O . . wie . . sau . . er . . wird es mir, . .
Dich . . nach Würden . . zu besingen!
Doch, ich will mein Bestes tun,
Nach der Arbeit ist gut ruhn.

Höchstes Gut! wer dich nur hat,
Dessen ungestörtes Leben — —
Ach! . . ich . . gähn' . . ich . . werde matt . .
Nun . . so . . magst du . . mir's vergeben,
Daß ich dich nicht singen kann;
Du verhinderst mich ja dran.

Die Faulheit

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer.

Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu sein, sei meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wejn,
Nur nicht faul zur Faulheit sein.

Die Planetenbewohner

Mit süßen Grillen sich ergötzen,
Einwohner in Planeten setzen,
Eh' man aus sichern Gründen schließt,
Daß Wein in den Planeten ist:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerst aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, sind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf seine Trinker schließen.

Der Geschmack der Alten

Ob wir, wir Neuern, vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was lest ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzosen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geschmack und Witz, es frei zu sagen,

War bei den Alten allgemein.
Warum? sie tranken alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

Die lügenhafte Phyllis

Mein Damon spricht:
Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen,
Und dich zur Strafe küssen.
Er droht mir, sieht verdrüßlich aus,
Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nun seit er spricht:
Du sollst mir fein mit Küssen
Die losen Lügen büßen,
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kommt das her?

Die 47. Ode Anacreons

Alter, tanze! Wenn du tanzezt,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzezt,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heißt:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Nachahmung dieser Ode

Jüngling, lebst du nicht in Freuden,
Jüngling, o, so hass' ich dich!

Alter, lebst du nicht in Freuden,
Alter, o so hass' ich dich!

Jüngling, trauerst du in Jahren,
Wo die Pflicht sich freuen heißt? —
Schäme dich! so frisch an Haaren,
Jüngling, und so schwach an Geist!

Der Wunsch

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mädchen sehe,
Wünsch' ich plötzlich blind zu sein.

Wenn ich, Augenlust zu finden,
Unter schatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe
Und ein schönes Mädchen sehe,
Möcht' ich lauter Auge sein.

Der größte Mann

Laßt uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der größte Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
Wer sich zum Kleinsten machen kann.

Laßt uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der größte Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
Wer ohne Mühe reimen kann.

Laßt uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der größte Mann?
Er bückt sich lächelnd; das will sagen:
Wer lächeln und sich bücken kann.

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der größte Mann?
Aus dunkeln Reden müßt ihr schließen:
Wer ihn verstehn und grübeln kann.

Was darf ich jeden Toren fragen:
Wer ist der größte Mann?
Ihr seht, die Toren alle sagen:
Wer mir am nächsten kommen kann.

Wollt ihr den Klügsten Toren fragen:
Wer ist der größte Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
Wer trunken sie verlachen kann.

Der Irrtum

Den Hund im Arm, mit bloßen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ sich's nicht gelüsten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen
Und sahe steif heran.
Hal denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Tier.

An den Wein

Wein, wenn ich dich jezo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,

Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und Flug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz, und dir zum Preise,
Kurz, zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Phyllis an Damon

Lehre mich, o Damon, singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laß auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.
Aber diese Göttersäfte
Darf ich schmachkend nur besehn.
Dir riet Venus Wein zu trinken,
Mir riet sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieser Trank nicht sein? —
Wie? Du willst mir Küsse geben?
Küsse, feuriger als Wein? —
Damon, ach! nach deinen Küssen
Werd' ich wohl verstummen müssen.

Für wen ich singe

Ich singe nicht für Kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muster selber seid.

Ich singe nicht den Kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbeern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutsches Vaterland.
Ich fürchte jene Lästereien,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzt sein.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daß wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich.
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich.
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

Die schlafende Laura

Nachlässig hingestreckt,
Die Brust mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie schlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht jetzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der staunend bei ihr stand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich sanfte nieder,
Ich segnete, ich küßte sie,
Ich segnete, und küßte wieder:
Und schnell erwachte sie.
Schnell taten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel tat sich auf.

Der Donner

Es donnert! — Freunde, laßt uns trinken!
Der Frebler und der Heuchler Heer

Mag Knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laßt Nüchterne, laßt Weiber zagen!
Zeus ist gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Der müßige Pöbel

Um einen Arzt und seine Bühne
Stand mit erstaunungsvoller Miene
Die leicht betrogne Menge
In lobendem Gedränge.

Ein weiser Trinker ging vorbei,
Und schrie: Welche Polizei!
So müßig hier zu stehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Musik

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge,
Stand die erstaunte Menge,
Durchs Ohr die Wollust einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt' er sich, blieb horchend stehn,
Und ward entzückt, und schrie: Schön!
So schön, als wenn bei meinem wackern Wirte
Das helle Paßglas kirtel!

An den Horaz

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,

Dann seh' ich, ohne Krit'sche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Dann fühl' ich sie, die süßen Küsse,
Die ein barbar'scher Biß verlegt,
Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektar's Fünfteil nezt. *)

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küßt,
Wie sie sich Amathunts ent schlagen,
Und ganz in mich gestürzt ist. *)

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phyllis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wütet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

N i k l a s

Mein Esel sicherlich
Muß klüger sein als ich.
Ja, klüger muß er sein!
Er fand sich selbst in Stall hinein,
Und kam doch von der Tränke.
Man denke!

Die Küsse

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küß' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,

O Laura, Küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

Der schwörende Liebhaber

Ich schwör' es dir, o Laura, dich zu hassen;
Serechten Haß schwör' ich dir zu.
Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen;
Weil alle treulos sind, wie du.
Ich schwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daß ich - - ach! daß ich falsch geschworen.

Trincklied

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, schenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe,
Freunde, voll zu sein,
Küßt und schenket ein!

Der Verlust

Alles ging für mich verloren,
Als ich Sylvien verlor.
Du nur gingst nicht mit verloren,
Liebe, da ich sie verlor!

Der Genuß

So bringst du mich um meine Liebe,
Unseliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren, — meine Liebe, —
Sie zu verlieren, wünscht' ich dich?
Nimm sie, den Wunsch so mancher Lieder,
Nimm sie zurück, die kurze Lust!
Nimm sie, und gib der öden Brust,
Der ewig öden Brust, die bessere Liebe wieder!

Das Leben

Sechs Tage kannt' ich sie,
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaßte sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geschick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O! nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein', und wo sie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,

Da stach den Kleinsten von den Göttern
Ein Bietchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht' in Rosen und Viole;
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und stach.

Die Liebe

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süße Liebe,
Mach' mein Leben süß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hindernis.

Schmachten lassen
Sei der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sei sie nicht.

Der Tod

Seestern, Brüder, könnt ihr's glauben?
Seestern bei dem Saft der Trauben,
(Bildet euch mein Schrecken ein!)
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hüfte,
Drohend sprach das Furchtgerippe:

Fort, du teurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezechet!

Lieber Tod, sprach ich mit Tränen,
Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkst du, spricht er, los zu sein?

Tod, bat ich, ich möcht' auf Erden
Sern ein Mediziner werden.
Laß mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das ist, magst du leben:
Ruht er. Nur sei mir ergeben.
Lebe, bis du satt geküßt,
Und des Trinkens müde bist.

O! wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neu geboren.
Dieses Glas voll Lebenssaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muß ich also leben,
Ewig! denn, beim Gott der Reben!
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!

Der Faule

Kennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' teil an eurer Müß':
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was tu', —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu.

Der Flor

O Reize voll Verderben!
Wir sehen euch, und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laß erst den Flor herab!

Die wider den Cäsar verschwornen Helden

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber

Cassius

Jetzt, Helden, laßt uns rühmlich sterben,
Eh' Rom noch Königsfesseln trägt.
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus

Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland — —
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Mut und Hand?

Cassius

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zerteilt.

O Freund! noch Einen freien Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Cassius

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beide bist.

Cimber

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König sein.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererst den Wein.

Die Ente

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jetzo schenk' ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zehend auf dem Teiche sehen.
Oft steht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Tier — — o das ist viel!
Hält den Satz für wahr und süße,
Daß, wer glücklich leben will,
Fein das Trinken lieben müsse.

Ente, ist's nicht die Natur,
Die dich stets zum Teiche treibet?
Ja, sie ist's; drum folg' ihr nur.
Trinke, bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkst und singst dazu.
Neider nennen es zwar schnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neid'sche Welt
Als versuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur' ich dich,
Daß du nur mußt Wasser trinken.
Und wie glücklich schätz' ich mich,
Wenn mir Weine dafür blinken!

Armes Tier, ergib dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterscheidet uns von Tieren.

In der Welt muß Ordnung sein.
Menschen sind von edlern Gaben.
Du trinkst Wasser, und ich Wein;
So will es die Ordnung haben.

Die drei Reiche der Natur

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Warum Naturreich dreifach sei.
Die Tier' und Menschen trinken, lieben,
Ein jegliches nach seinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb', und nezt den Mund.

Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich getan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken;
Wenn Wolken träufelnd niedersinken,
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweite Reich getan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächst ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich getan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — — Ein Stein.

Das Alter

Nach der eilften Ode Anakreons

Euch, lose Mädchen, hör' ich sagen:
„Du bist ja alt, Anakreon.
Sieh her! du kannst den Spiegel fragen,
Sieh, deine Haare schwinden schon;
Und von den trocknen Wangen
Ist Blüt' und Reiz entfloh'n.“ —
Wahrhaftig! ob die Wangen
Noch mit dem Lenz prangen,
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weiß ich nicht; doch was ich weiß,
Will ich euch sagen: daß ein Greis,

Sein bißchen Zeit noch zu genießen,
Ein doppelt Recht hat, euch zu küssen.

An die Schwalbe
Die zwölfte Ode Anakreons

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich,
Was tu' ich dir? wie straf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Schere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus sein?
Und willst du gern der Progne gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwätzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir meinen schönen Traum verschonen?

Die Kunstrichter und der Dichter

Die Kunstrichter

Ihr Dichter! seid des Stoffes voll,
Den eure Muse singen soll:
Alsdann gerät das Lied euch wohl.

Der Dichter

Wohl! wohl! ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muse singen soll;
Ich bin, ich bin des Weines voll:
Und doch gerät kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter

Du bist des Stoffes allzu voll,
Den deine Muse singen soll:
Darum gerät kein Lied dir wohl.

An die Kunstrichter

Schweigt, unberauschte, finstre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Tut mir es nach, und trinket Wein,
So seht ihr meine Schönheit ein.
Sonst wahrlich, unberauschte Richter,
Sonst wahrlich seht ihr sie nicht ein!

A n h a n g

Der Tabak

Dich, Tabak, lobt der Medicus,
Weil uns dein fleißiger Genuß
An Zahn und Augen wohl kurieret,
Und Schleim und Kolster von uns führet.

Dich lobet der Philosophus,
Wenn er scharf meditieren muß;
Weil er, so lang er dich genießet,
Des Geistes Flatterkeit vermisset.

Dich lobet der Theologus
Durch einen homilet'schen Schluß,
Wenn er in deinem Rauch entzündet
Ein Bild der Eitelkeit erblicket.

Ich lob' an dir als ein Jurist,
Was rechtens an dir löblich ist;
Daß, wenigstens wie mir es dünket,
Man mehr und öfter bei dir trinket.

Refutatio Papatus

Nein, nein! durchaus ich glaube nicht,
Was Petri falscher Folger spricht;
Daß jene Bücher göttlich wären,
Die, zu der Juden steten Ehren,

Uns von des Makkabäus Helden
Und ihren heil'gen Schlachten melden.

Hört meinen neu erfundnen Grund!
Es machte mir der Wein ihn kund;
Der Wein, der stets zur Wahrheit leitet,
O, daß ihr Theologen streitet,
Und streitet, ohne Wein zu trinken!
So müßt ihr stets in Irrtum sinken.

Der Schluß*) von diesen Büchern sagt:
(Vorüber Wein und Wahrheit flagt)
„Den Durst sich stets mit Wein zu stillen,
Das bringet allen Widerwillen.
Bald Wasser, und bald Wein genießen,
Das muß uns den Gebrauch versüßen.“

Was gilt's? wer lügt, ist nicht von Gott.
Haha! Herr Papst! Ihr werdet rot,
Und seht die Wahrheit meiner Sätze.
O, wenn ich mich im Wein ergetze,
Glaubt ihr, ich wünscht' ihn einst zu lassen?
Ich müßte meine Wohlfahrt hassen.

Wem ich zu gefallen suche, und nicht suche

Alten, alt zu unsrer Pein,
Denen von der Lust im Lieben,
Von der Jugend, von dem Wein
Das Erinnern kaum geblieben;
Weibern, die der Tausschein drückt,
Wenn ihr Reiz, der sonst entzückt,
Sonst gestritten, sonst gesiegt,
Unter Schichten Runzeln liegt;
Dichtern, die den Wein nicht loben,
Die die Liebe nicht erhoben;

Mägdchen, die nicht Gleimen kennen,
 Kosten nicht vortrefflich nennen;
 Weisen, die mit leeren Grillen
 Leere Köpfe stolzgend füllen;
 Männern, die die Sitten lehren,
 Und dich, Molier, nicht ehren,
 Stolz auf ihr System sehn,
 Und dich muntern Schauplatz schmäh'n;
 Handelslenten, die das Geld
 Und ihr Stolz zu Fürsten stellt;
 Falschen Priestern, die die Tugend,
 Mir nicht munter wie die Jugend,
 Mir nicht schmachhaft, mir nicht süße,
 Wie den Wein, und wie die Küsse,
 Mir nicht reizend, wie die Strahlen,
 Aus der Pnyllis Augen malen;
 Stutzern, deren weißer Scheitel,
 Deren reich und witz'ge Tracht
 Dummgelobte Schönen eitel,
 Und zu ihres gleichen macht;
 Unversuchten stolzen Krieger'n;
 Aufgeblasnen Feder'sieger'n;
 Ältlichflugen jungen Leuten;
 Seufzenden nach bessern Zeiten;
 Schwermutsvollen Gallenchristen;
 Allen Narren, die sich isten;
 Zum Exempel, Pietisten;
 Zum Exempel, Atheisten;
 Zum Exempel, Rabulisten;
 Operisten und Chymisten;
 Quietisten und Sophisten;
 Und nicht wenigen Juristen;
 Publizisten und Statisten;
 Und nicht wenigen Linguisten;
 Und nicht wenigen Stilisten;
 Und nicht wenig Komponisten . . .

O der Atem will mir fehlen
 Alle Narren zu erzählen * * *
 Allen, die mich tadelnd hassen,
 Die mein Leben voller Freude
 Mich nicht, aus verstelltem Neide,
 Ungestört genießen lassen;
 Diesen Toren, diesen allen
 Mag ich ** nicht gefallen,
 Mag ich, sag' ich, nicht gefallen.

* * *

Alten, die der Wein verjüngt,
 Die mit zitternd schwachen Tönen,
 Wenn die Jugend munter singt,
 Ihr noch gleich zu sein sich sehnen;
 Weibern, die, was an sich zieht,
 Reiz und Jugend noch nicht flieht,
 Die des Schicksals harte Hand
 Weib'schen Männern zugewandt;
 Jungen Witwen, die sich grämen
 Flor und Trauer um zu nehmen,
 Und mit schwergereizten Zähnen
 Nur den andern Mann begehren;
 Dichtern, die wie Dichter küssen,
 Nichts als sich zu freuen wissen;
 Dichtern, die wie Dichter zechen,
 Nie versagten Beifall rächen;
 Dichtern, die bei Kuß und Wein
 Miltons lassen Miltons sein;
 Dichtern, die im Scherze stark,
 Mit Geschichten voller Mark,
 Muntern Mägdchen munter lehren,
 Was die Mütter ihnen wehren;
 Dichtern, die mich spottend bessern,
 Kleine Fehlerchen vergrößern,
 Daß ich sie in ihrem Spiele

Desto lächerlicher fühle;
 Redner, die stark im Verstellen
 Uns vergnügend hintergehn,
 Wenn wir sie in zwanzig Fällen
 Zwanzigmal nicht selber sehn,
 Bald als Unglückshelden sprechen,
 Bald die Tugend spottend rächen,
 Bald als Könige befehlen,
 Bald als alte Männer schmälern;
 Künstlern, die auf Zaubersaiten
 Sorg' und Harm durchs Ohr bestreiten,
 Und mit heilsam falschen Leide
 Dämpfen übermäß'ge Freude;
 Federbüschchen, die nicht prahlen;
 Reichen, welche reich bezahlen;
 Kriegern, die ihr Leben wagen;
 Armen, welche nicht verzagen;
 Allen lebenswürd'gen Mägdchen,
 Lebenswürd'gen weißen Mägdchen,
 Lebenswürd'gen braunen Mägdchen,
 Lebenswürd'gen stillen Mägdchen,
 Lebenswürd'gen muntern Mägdchen,
 Wären es gleich Bürgermägdchen,
 Wären es gleich Kaufmannsmägdchen,
 Wären es gleich Priestermägdchen,
 Wären es gleich Kammermägdchen,
 Wären es gleich Bauermägdchen,
 Wenn sie nur die Liebe fühlen,
 Lachen, scherzen, küssen, spielen;
 Diesen, Freunde, diesen allen
 Wünsch' ich ** zu gefallen,
 Wünsch' ich, sag' ich, zu gefallen.

Die Wetterprophezeiung

Das Wetter ist veränderlich,
Veränderlich, wie meine Schönen.
Umsonst, o Freund, bemüht man sich,
Nach Regeln beide zu gewöhnen.
Drum laß dein Wetterprophezei,
Wie ich mein treues Lieben, sein.

Doch, kannst du deiner Wissenschaft,
Gelehrter Wolkenseher! trauen:
Wohl gut! so laß von ihrer Kraft
Mich stracks ein kleines Beispiel schauen.
Du sollst . . . du sollst mir prophezei:
Wird heuer ein gut Weinsjahr sein? *

* Ja!

Der Sommer

Brüder! lobt die Sommerszeit!
Ja, dich, Sommer, will ich loben!
Wer nur deine Munterkeit,
Deine bunte Pracht erhoben,
Dem ist wahrlich, dem ist nur,
Nur dein halbes Lob gelungen,
Hätt' er auch, wie Brocks, gesungen,
Brocks, der Liebling der Natur.

Hör' ein größeres Lob von mir,
Sommer! ohne stolz zu werden.
Brennst du mich, so dank ich's dir,
Daß ich bei des Strahls Beschwerden,
Bei der durst'gen Mattigkeit,
Lechzend nach dem Weine frage,
Und gekühlt den Brüdern sage:
Brüder! lobt die durst'ge Zeit!

Der Handel

Des wuchernden Tumultes satt,
Freund, fliehst du aus der vollen Stadt?
Flieh nur allein; ich bleib' zurücke.
Die Messe wag' ich noch mein Glück.
Nun handl' ich auch: doch soll allein
Mein Handel mit den Schönen sein.

Igt, Mägdchens, ist mir alles feil,
Mein Vater- und mein Mutterteil,
Haus, Bücher, Garten, Wald und Felder.
Kommt nur, und bringt die rechten Selder!
Kommt nur und fangt den Handel an;
Glaubt, daß ich euch nicht trügen kann.

Ihr kommt? „Wie teuer ist dein Feld?“
Mein Feld verkauf' ich nicht für Geld.
Dir, Mägdchen, biet' ich's hundert Küsse.
„Und deinen Wald?“ Zweihundert Küsse.
„Und dieses Buch?“ Für einen Kuß.
„Und dieses Lied?“ Für einen Kuß.

Wenn ich mit Schönen handeln muß,
Silt alles bei mir einen Kuß.
Denn Küsse sind die besten Selder.
Nicht nur Haus, Garten, Wald und Felder;
Mein Vater- und mein Mutterteil,
Ich selber bin für Küsse feil!

Der Fehler der Natur

an Hr. M.

Freund! du erforschest die Natur.
Sprich! Ist's nicht wahr, sie spielt nicht nur,
Sie fehlt auch oft in ihren Werken?
Ja, ja sie fehlt. Oft in der Eil'

Versetzt sie dies und jenes Teil.
Ich selbst kann meinen Satz bestärken.
Denn hätt' sich ihre Götterhand,
Als sie mich baute, nicht verloren;
So wär' ich an der Mosel Strand,
Wo nicht, doch in Burgund geboren.
O Mosler, o Burgunderwein,
Ich, ich sollt' euer Landsmann sein!

Die Versteinerung

Holz und Beine
Werden Steine
Durch des Wassers Kraft.
Werden Holz und Beine
Durch des Wassers Kraft,
Werden die zu Steine:
Sagt, ihr Wasserfreunde,
Sagt, ihr Nebenfeinde,
Werden eure Herzen
Nicht versteinert sein?

Mark und Beine
Fühlen, Weine,
Eures Feuers Kraft.
Wenn mein Liebster trinket,
Trinkt er Nebenfaft,
Bis er sich betrinket.
Sollt ich ihn nicht lieben?
Ja, ich will ihn lieben,
Weil sein Herz erhitzet,
Nicht versteinert ist.

Das Erdbeben

Bruder, Bruder, halte mich!
Warum kann ich denn nicht stehen?

Warum kannst du denn nicht gehen?
Bruder geh, ich führe dich.

Sachte Bruder, stolperst du?
Was? Du fällst mir gar zur Erden?
Halt! ich muß dein Retter werden.
Nu? Ich falle selbst dazu?

Sieh doch Bruder! Siehst du nicht,
Wie die lockern Wände schwanke?
Sieh, wie Tisch und Flasche wanken!
Greif doch zu! das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir
Nicht mehr trinken, nicht mehr leben!
Fühlst du nicht? des Grundes Erbeben
Droht es Bruder mir und dir.

Limas Schicksal bricht herein!
Bruder, Bruder, wenn wir sterben,
Soll der Wein auch mit verderben?
Der auf heut bestimmte Wein?

Nein, die Sünde wag' ich nicht.
Bruder, wolltest du sie wagen?
Nein, in letzten Lebenstagen
Tut man gerne seine Pflicht.

Sieh, dort sinket schon ein Haus!
Und hier auch! Nun muß man eilen!
Laß uns noch die Flasche teilen!
Hurtig! Hurtig! trink doch aus!

Die lehrende Astronomie

Dank sei dem Schöpfer, der mein Haupt
Auf hohe feste Schultern baute
Und mir die Pracht zu sehn erlaubt,
Die nie ein hängend Tieraug' schaute!

Hier lern' ich mich und ihn erkennen,
Und hier mich nichts, ihn alles nennen.

Was bin ich? Ich bin groß genug,
Bin ich ein Punkt der Welt zu nennen.
Mein Wissen ist Verwunderung;
Mein Leben leichter Blitze Brennen.
Und so ein Nichts, verblendete Toren,
Soll sein zum Herrn der Welt geboren?

Der Stolz, der Torheit Eigentum,
Verkennt, zu eigenem Trost, sich gerne;
Die Demut ist des Weisen Ruhm,
Und die lernt er bei euch, ihr Sterne!
Und wird nur groß, weil er euch kennet,
Und euern Gott auch seinen nennet.

Auch wenn sein Unglück ihn den Weg,
Den harten Weg der Prüfung führet,
Und wenn, auf dem einsamen Steg,
Sich Lieb und Freund von ihm verlieret,
Lernt er bei euch, durch süße Strillen,
Oft allzumahre Schmerzen stillen.

O Tugend! reizend Hirngedicht,
Erdachte Zierde unsrer Seelen!
Die Welt, o Tugend, hat dich nicht:
Doch wirfst du auch den Sternen fehlen?
Nein, starbst du gleich bei uns im Abel,
Du selbst bist viel zu schön zur Fabel.

Dort seh' ich, mit erstauntem Blick,
Ein glänzend Heer von neuen Welten;
Getrost, vielleicht wird dort das Glück
So viel nicht, als die Tugend, gelten.
Vielleicht dort in Orions Grenzen
Wird, frei vom Wahn, die Wahrheit glänzen!

„Das Übel“, schreit der Aberwitz,
„Hat unter uns sein Reich gewonnen.“
Wohl gut, doch ist des Guten Sitz
In ungezählten größern Sonnen.
Der Dinge Reihen zu erfüllen,
Schuf jenes Gott mit Widerwillen.

So, wie den Kenner der Natur
Auch Quarz und Eisenstein vergnügen,
Nicht Gold und Silberstufen nur
In Fächern, voller Lücken, liegen:
So hat das Übel Gott erlesen
Der Welt zur Füllung, nicht zum Wesen.

O nahe dich, erwünschte Zeit,
Wo ich, frei von der Last der Erde,
In wachsender Glückseligkeit,
Einst bessere Welten sehen werde!
O Zeit, wo mich entbundne Schwingen
Von einem Stern zum andern bringen!

Gedanken! fliehet nur voran!
Verirrt euch in den weiten Sphären,
Bis ich euch selber folgen kann.
Wie lang, Geschick, wird es noch währen!
O Lust, hier seh' ich schon die Kreise,
Die Wege meiner ew'gen Reise!

Drum kränkt der blinde Damon sich
Nur in der Nacht um sein Gesichte.
Seruhig, Tag, vermißt er dich
Und deine Eitelkeit im Lichte;
Und wünscht sich, von der Weltlust ferne,
Ein fühlend Aug' nur für die Sterne.

O sel'ge Zeit der stillen Nacht,
Wo Neid und Bosheit schlafend liegen,

Und nur ein frommes Auge wacht,
Und sucht am Himmel sein Vergnügen!
Gott sieht die Welt in diesen Stunden,
Und spricht: Ich hab' sie gut gefunden!

Die Einwohner des Mondes

Die Mägdchen, die in sechzehn Jahren
Noch nicht das letzte Glück erfahren,
Wozu sie ihre Mütter sparen;
Das Stutzerchen, das was gelernt;
Das Weib, das nie sich aus den Schranken
Der ehelichen Pflicht entfernt,
Und um den Mann die Welt vergißt;
Der Bettler, der bei dem Bedanken
So höflich wie beim Bitten ist;
Der Dichter, welcher nie gelogen,
Dem stets der Reim, und niemals er,
Dem lieben Reime nachgezogen;
Der Pfaffe, der stolz auf sein Amt,
Um Kleinigkeiten nicht verdammt,
Und weiß durch Taten zu ermahnen;
Der Edle, der von seinen Ahnen,
In unzertrennter Ordnung stammt,
Ohn' daß ein wackerer Bauerknecht
Nicht oft das Heldenblut geschwächt;
Ein Arzt, der keinen tot gemacht;
Der Krieger, der mehr kämpft als fluchet;
Der Hagestolz, der in der Nacht,
Was er am Tage flieht, nicht suchet;
Das fromme Weib, das nie geschmält;
Der reiche Greis, dem nichts gefehlt;
Und hundert andre schöne Sachen,
Die unsern Zeiten Ehre machen:
Wo trifft man die? • • Vielleicht im Mond,
Wo jedes Hirngespinnste wohnt.

An den Anakreon

Anakreon singt, alles fühlet:
Und alles gähnt wenn Codrus spielt.
Anakreon, sprich, wie man spielt,
Daß niemand gähnt, daß alles fühlt.

Du schweigst? Doch mit beredtern Blicken,
Die mich in Bacchus Laube schicken,
Sprichst du: Mein Lehrer war der Wein.
Wohl! Wohl! Er soll auch meiner sein!

Die verschlimmerte Zeiten

Anakreon trank, liebte, scherzte,
Anakreon trank, spielte, herzte,
Anakreon trank, schlief, und träumte,
Was sich zu Wein und Liebe reimte:
Und hieß mit Recht der Weise.

Wir Brüder trinken, lieben, scherzen,
Wir Brüder trinken, spielen, herzen,
Wir Brüder trinken, schlafen, träumen,
Wozu sich Wein und Liebe reimen;
Und heißen nicht die Weisen.

Da seht den Neid von unsern Zeiten!
Uns diesen Namen abzustreiten!
O Brüder! lernet hieraus schließen,
Daß sie sich stets verschlimmern müssen.
Sie nennen uns nicht weise!

Das Bild

an Hrn. H.

Das, Maler, ist dein Meisterstückel
Ja. H**, ja; an Armut reich,

Sieht dies Kind meinem Kinde gleich.
Das ist sein Haar; dies seine Blicke;
Das ist sein Mund; das ist sein Kinn.
O Freund, o laß dich's nicht verdrüssen,
Und steh auf jene Seite hin:
Ich muß, ich muß das Bildchen küssen.
Wie zärtlich nimmt's den Kuß nicht an:
Nur schade, daß es ihn nicht wiedergeben kann.

Das Umwechseln

Der Bruder

Liebe Schwester, wer ist die?
Deine Freundin? darf ich küssen?
O wie frei, wie schön ist sie!
Liebe Schwester darf ich küssen?

Die Schwester

Pfui! Ihr Bruder ist ja hier.
Willst du, daß er's sieht, sie küssen?
Schäm' dich! diesmal wird dir
Wohl die Luft vergehen müssen.

Der Bruder

Schwester, geh zum Bruder hin;
Laß dich von dem Bruder küssen;
Dann, weil ich dein Bruder bin,
Darf ich seine Schwester küssen.

Die Sparsamkeit

Von nun an muß ich sparsam werden.
Warum denn das? Der Wein schlägt auf.
So geht's, das Beste dieser Erden
Erhält man nur durch teuren Kauf.

Wer pocht? Ei der verwünschte Schneider
Macht mich fast durch sein Mahnen toll.
Da seht die Menschenliebe! Leider,
Daß man doch stets bezahlen soll.

„Beliebet morgen einzusprechen.
Die Wechsel laufen später ein.“
Er geht? Seh! Seh! nun kann ich zechen.
Seht! Seht! so muß man sparsam sein.

Der Vetter und die Muhme
O fluche, Freund, nicht alles Wetter
Auf deinen eigensinn'gen Vetter.
Schmält er manchmal; so laß es sein.
Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Muhme.
Man muß ihr Brummen, sich zum Ruhme,
Mit stiller Sanftmut übergehn.
Die Tochter ist ja schön.

Die Mutter

Strenge Phyllis dich zu küssen,
Dich ein einzigmal zu küssen,
Hab' ich dich nicht bitten müssen!
Und doch darf ich dich nicht küssen.
Sagst du? „Meine Mutter spricht:
Phyllis, Tochter, küsse nicht!“
Ist es so was Böses, küssen?
Liegt kein Trieb dazu im Blut?
Doch . . . weg mit den schweren Schlüssen!
Laß sie warnen! Kurz und gut;
Was geht der die Mutter an,
Die selbst Mutter werden kann?

Die Antwort

Der Nachbarin Climene
Schrieb ich von Lieb und Glut.
Die christlich holde Schöne
War allen Menschen gut.
Sie hat den Brief bekommen,
Voll Sehnsucht angenommen,
Geküßt und aufgemacht,
Gelesen und gelacht.
Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wohl wieder schreiben?
Nein: schreiben kann sie nicht.
Nur sich die Zeit vertreiben,
Ist ihre Kunst und Pflicht.
Doch, ohne Trost mich lassen,
Hieß meine Liebe hassen;
Drum kommt sie selbst zu mir,
Durch unsre Hintertür.
Ach, gar zu gutes Kind!

Der Schlaf

Ich trinke bis um Mitternacht.
Wenn neben mir der Seizhals wacht,
Und mit bekümmertem Verlangen
Forscht, ob dem Schatze nichts entgangen?
Da trink' ich noch und freue mich,
Und trinkend, Bacchus, lob' ich dich.
Da flieht der Durst! da flieht der Kummer!
Doch wärst du nicht, du süßer Schlummer,
Wenn sollt' ich wieder durstig werden?
Und würd' ich nicht mehr durstig sein,
So tränk' ich ja auch nicht mehr Wein.
O Schlaf, welch Gut bist du der Erden!

Die Abwechslung

Ich trinke nicht stets Einen Wein.
Das möchte mir zu ekel sein.
Wein aus Burgund, Wein von der Mosel Strande,
Einheim'schen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechsl' ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechseln alles süßer macht.

Und mich soll nur Ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden sind,
Durch süßen Zwang gepriesner Liebe binden?
O, dies zählt' ich mit unter meine Sünden.
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit art'gen Kindern wechsl' ich auch.

Der bescheidene Wunsch

Der Pfennig, den man andachtsvoll
Dem Pfester beichtend geben soll,
Silt mehr als im gemeinen Leben
Ein Pfennig, den wir Tro geben.
Die Klügsten müssen durch Dukaten
Den Sinn des Kleinen Worts erraten.
Man nehm' es nicht buchstäblich an,
Der Buchstab bringet Tod und Bann.

„Ach schenkte mir mein lieber Gott
Nur einst mein liebes Bißchen Brot;
Ich wollte mich begnügen lassen
Und keinen Reichen neidisch hassen.“
O, das ist Staxen leicht zu sagen,
Doch, wollt ihr eine Wette wagen,
Stax schließet Fische, Braten, Wein
Mit in den Wunsch des Brotes ein.

O Liebste, machet dir mein Mund
Den heißen Wunsch nach Küßsen kund,

So wisse, daß ich mehr begehret
Als dir mein scheuer Mund erfläret.
Ein Kuß bei mir ist • • Soll ich's sagen?
Doch still! Du willst mich heimlich fragen.
Komm! jener Lustwald ruft dir zu:
O Mägdchen! was du tun willst, tu!

Das Schäferleben

Komm Freund! wir wollen Schäfer werden.
Dies stille Volk besitzt noch
Die süße Ruh', das Glück der Erden.
Was zauderst du? Komm Freund! Komm doch!

Dort blüht bei aufgeräumten Sinnen
Noch alte Treu und Redlichkeit,
Auch in den schönsten Schäferinnen.
Dort, dort ist noch die güldne Zeit.

Wird dir es schwer, die Stadt zu lassen,
Wo nichts als falsche Mägdchen sind?
Bedenke, Phyllis will mich hassen,
Das flatterhafte böse Kind.

Auch Phyllis kann die Treue brechen,
Und windet sich aus meiner Hand.
Ja, diese Falschheit muß ich rächen.
Komm mit! Ich geh' ins Schäferland.

Du schwärmst, mein Freund. Laß mich zufrieden.
Was geht mich deine Phyllis an.
Dem ist ein großer Glück beschieden,
Der sich gleich mir betrinken kann.

Wo hast du den Verstand gelassen?
Du hast gewiß noch keinen Rausch?
Den Wein, den Wein für Milch zu hassen?
Den Wein für Milch? Das wär' ein Tausch.

Recht, Freund! verzeh mir diesen Poffen.
Wie albern denkt und redt man nicht,
Wenn man noch keinen Wein genossen,
Wenn folglich der Verstand gebricht.

Drum eile, Freund, mir einzuschänken.
Trink mir es zu, und mach' mich Flug.
Nun lern' ich wieder richtig denken.
Nun seh' ich meinen Selbstbetrug.

O Schade für die falschen Kinder!
Laßt sie nur unbeständig sein.
Ich lache nun, und bin's nicht minder.
Den Rat, den Rat gibt mir der Wein.

Nun soll mich Phyllis nicht betrüben,
Laßt sie nur unbeständig sein,
Von nun an will ich auch so lieben.
Den Rat, den Rat gibt mir der Wein.

Der philosophische Trinker

Mein Freund, der Narr vom philosoph'schen Orden
Hat sich belehrt, und ist ein Trinker worden.
Er zecht mit mir und meinen Brüdern,
Und fühlet schon in unsern Liedern
Mehr Weisheit, Witz und Kraft,
Als Jakob Böhm und Newton schafft.
Doch bringt er seine spitz'gen Fragen,
Die minder als sie sagen, sagen,
Noch dann und wann hervor,
Und plagt mit Schlüssen unser Ohr.
Jüngst fragt er mich am vollen Tische,
Warum wohl in der Welt der Fische,
In Flüssen und im Meer,
Nicht Wein statt Wassers wär?
Ohn' Ursach', sprach er, kann nichts sein.

Die Antwort fiel mir schwer;
 Ich dachte hin und her,
 Doch endlich fiel mir's ein.
 „Die Ursach ist leicht zu erdenken,“
 Sprach ich mit aufgestemtem Arm.
 Und welche? schrie der ganze Schwarm.
 „Damit, wenn Esel davon tränken,
 Die Esel, nur verdammt zu Bürden,
 Nicht klüger als die Menschen würden.“
 Die Antwort, schrie man, läßt sich hören.
 Drum trinket eins der Weltweisheit zu Ehren!

Phyllis lobt den Wein

Seht, mein Damon tanzt und springet!
 Seht, wie wiegt er Leib und Fuß!
 Seht, mein Damon lacht und singet,
 Singt von Ruhe, Wein und Kuß.
 Seht, wie Mund und Augen glühn!
 Wir beleben uns durch ihn.

Hört die ungezwungnen Scherze!
 Hört, die Liebe scherzt durch ihn!
 Wie die Dämmerung vor der Kerze
 Seht die Schwermut vor ihm fliehn,
 Seht, er taumelt, wankt im Sehn,
 Seht, so gar er taumelt schön.

Seht, wie locken seine Lippen!
 Seht, wie glüht sein Mund so rot!
 Machet mich, ihr roten Lippen,
 Macht mich halbgezwungen rot!
 Ja, er kömmt, er küßet mich.
 O wie feurig küßt er mich!

Wein, du Wein hast ihn begeistert,
 Du teilst ihm dein Feuer mit.

Durch dich küßt er so begeistert,
Und teilt mir sein Feuer mit.
Drum soll, wie von ihm, der Wein,
Auch von mir vergöttert sein!

Der Fehler

Angelica ist jung und reich.
An Schönheit meiner Phyllis gleich.
Ich kann nichts Schöneres nennen;
Das wissen die, die Phyllis kennen.
Sie redet ungezwungen rein;
Sie scherzt empfindlich und doch fein;
Ihr biegsam redlich Herze fühlt;
Sie tanzt, sie singt, sie spielt.
Wenn meine Phyllis untreu wird . . .
O werde sie es nie!
Wenn sie es aber wird,
So lieb' ich keine sonst als sie.
Doch . . . hab' ich's auch bedacht?
Nein, einen Fehler treff' ich an,
Der alles nichtig macht.
Sie liebet ihren Mann.

Salomon

Lobt mir Davids weisen Sohn!
Auch bei Lieb und Wein und Scherzen
War er doch nach Gottes Herzen.
Brüder, lobt den Salomon.
Brüder, laßt sein Lob erschallen;
Doch vor allen
Lobt mir seinen weisen Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!
Dieses laßt mir Wahrheit sein!
Diese Wahrheit stets zu lieben

Hat mich die Natur getrieben,
Die Natur und Lieb und Wein.
Ehrt mit mir den weisen König!
Lernet wenig!
Brüder, und erwägt den Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!

Der Tausch
an Hr. W.

Ein Mägdchen, das Verstand und Geist
Semeiner Schönen Zahl entreißt,
Ein Mägdchen, das bei Büchern schwitzet,
Wenn Phyllis vor dem Spiegel sitzt,
Das ihrer Seelen Schönheit bessert,
Wenn die die leibliche vergrößert,
Das gründlich denkt und gründlich scherzt
Platonisch liebt, platonisch herzt:
Freund, so ein Mägdchen ist für dich,
Und nicht für mich.

Ein Mägdchen, dessen zärtlich Bild
Mit Zärtlichkeit die Herzen füllt,
Ein Mägdchen mit beredten Blicken,
Mit Füßen, die versteckt entzücken,
Mit Händen, die lieblosend schlagen,
Und drückend, dich nur lieb' ich, sagen,
Mit schwarzem Haar, mit voller Brust,
Semacht zu dauerhafter Lust:
Freund, so ein Mägdchen ist für mich,
Und nicht für dich.

Das Glück ist ungerecht und blind;
Wenn nicht die Dichter Lügner sind.
Wie oft hat es mit deinem Hoffen,
Wie oft mit meinem eingetroffen?

Wie wenn es, dich und mich zu kränken,
Dir mein, und mir dein Kind wird schenken?
O Freund, was soll die Rache sein?
Der Tausch, o Freund, der Tausch allein.
Doch gibst du, geb' ich meine dir,
Auch deine mir?

Die schlimmste Frau

Die Weiber können nichts als plagen.
Der Satz sagt viel und ist nicht neu.
Doch, Freunde, könnt ihr mir nicht sagen,
Welch Weib das schlimmste sei?

Ein Weib, das mit dem Manne scherzet
Wie ein gebildter Marmorstein,
Das ohne Glut und Reiz ihn herzet,
Das kann kein gutes sein.

Ein Weib, das wie ein Drache geizet,
Und gegen Kind und Magd genau,
Den Dieb mich zu bestehlen reizet,
O eine schlimme Frau!

Ein Weib, das gegen alle lachet,
In Liebestreichen frech und schlau
Uns täglich neue Freunde machet,
O eine schlimmere Frau!

Ein Weib, das nichts als bet und singet,
Und bei der Kinder Zeitvertreib
Mit Seufzen ihre Hände ringet,
O ein noch schlimmer Weib!

Ein Weib, das stolz aufs Eingebachte,
(Und welche nimmt der Stolz nicht ein?)
Den Mann sich gern zum Sklaven machte,
Das muß ein Teufel sein!

Ein Weib, das ihrem Manne fluchet,
Wenn er Gesellschaft, Spiel und Wein,
Wie heimlich sie Liebhaber, suchet,
Das muß • • ein Weibsbild sein!

Der Schiffbruch

„Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer!
Das Trinken macht den Beutel leer,
Drum hol' ich mir in fernen Landen,
Die unsre Väter niemals fanden,
Gold, Silber, Perlen, Edelstein;
Und folglich Wein.“

Nein Freund! Nein Freund, dies wag' ich nicht.
Gesetzt, daß unser Schiff zerbricht,
So müssen wir ins Wasser sinken,
Und Wasser wohl gezwungen trinken.
Und Wasser, Wasser schmecket schlecht.
Hab' ich nicht recht?

Ja, wär' im Meere lauter Wein,
So gäng' ich, Freund, die Schiffahrt ein.
O Freund! o Freund, mit Freuden
Wollt' ich gar Schiffbruch leiden.
Doch dies ist nicht. Drum bleibe hier.
Man borget dir.

Die Redlichkeit

So weit sich läßt die Welt durchwandern,
Klagt ein verlarvter Schelm dem andern
Die selbstverschuldte Seltenheit
Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch flucht ihre Lust zum Schwärzen — —
Da seht die Torheit ihrer Herzen!

Seht, flagen sie nicht bloß zum Schein?
Doch fluchen sie auf dich, o Wein!

So flagen, und dem Trinken fluchen,
Heißt Zwecke sonder Mittel suchen.
Nun, Brüder, red' ich nicht gelehrt?
Wie man es kaum von Wolfen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben
Ohn' unsre Väter mit zu loben?
Ja, ja, die trunken wacker Wein,
Wie konnten sie nicht redlich sein?

Drum, Brüder, bleibet euern Ahnen,
Die euch, so oft ihr durst't, ermahnen,
An Treu und Trunke kündlich gleich.
Trinkt redlich aus und küßet euch!

Lied

Ehret, Brüder, meine Schöne,
Ehrt die gallische Helenel
Bacchus selber ehret sie.
Jüngst an ihrer stolzen Rechte,
Als er mit uns beiden zechte,
Ward er, denn sie schenkt' ihm ein,
Voller noch von Lieb' als Wein.

Aus einem Abschiedsgedicht an Mylius

Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius! im Auge feiger Toreu,
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt.

Die Diebin

Du Diebin mit der Rosenwange,
Du mit den blauen Augen da!
Dich mein' ich! — wird dir noch nicht bange?
Setz nur, was ich fühl' und sah!

Du schweigst? Doch deine Rosenwange
Glüht schuldig, röter als vorhin,
O Diebin mit der Rosenwange,
Wo ist mein Herz, wo kam es hin?

Lied aus dem Spanischen

Gestern lieb' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich:
Dennoch denk' ich
Heut und morgen
Sern an gestern.

Phyllis

Wenn der finstre Damon spricht,
Amor sei ein Ungeheuer,
Seine Glut ein höllisch Feuer!
O so fürcht' ich Amorn nicht.

Aber hebt mein Thirsiß an,
Amor sei ein Kind zum Küssen,
Schalkhaft, schmeichelnd und beflissen:
O wie fürcht' ich Amorn dann!

Eine Gesundheit

Trinket Brüder, laßt uns trinken
Bis wir berauscht zu Boden sinken;

Doch bittet Gott den Herren,
Daß Könige nicht trinken.

Denn da sie unberauscht
Die halbe Welt zerstören,
Was würden sie nicht tun,
Wenn sie betrunken wären?

An Amor

Amor, soll mich dein Besuch
Einst erfreuen — —
O so lege dein Gefieder
Und die ganze Gottheit nieder.
Diese möchte mich erschrecken,
Jenes möchte Furcht erwecken,
Furcht, nach flatterhaften Küssen,
Meine Phyllis einzubüßen.
Komm auch ohne Pfeil und Bogen,
Ohne Fackel angezogen
Stelle dich, um mir lieb zu sein,
Als ein junger Satyr ein.

Heldenlied der Spartaner

In drei Chören

Alle
Streitbare Männer

Chor der Alten
Waren wir!

Alle
Streitbare Männer
Chor der Männer
Sind wir!

Alle
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge
Werden wir!

Alle
Streitbare Männer
Chor der Alten
Waren wir!

Chöre der Männer und Jünglinge
Waret ihr!

Chor der Alten
Das leugne, wer darf!

Alle
Streitbare Männer
Chor der Männer
Sind wir!

Chöre der Alten und Jünglinge
Seid ihr!

Chor der Männer
Versuch' uns, wer darf!

Alle
Streitbare Männer
Chor der Jünglinge
Werden wir!

Chöre der Alten und Männer
Werdet ihr!

Chor der Jünglinge
Noch tapftrer als ihr!

Auf sich selbst

Ich habe nicht stets Lust zu lesen.
Ich habe nicht stets Lust zu schreiben.
Ich habe nicht stets Lust zu denken;
Kurzum, nicht immer zu studieren.

Doch hab' ich allzeit Lust zu scherzen.
Doch hab' ich allzeit Lust zu lieben.
Doch hab' ich allzeit Lust zu trinken;
Kurz, allezeit vergnügt zu leben.

Verdenkt ihr mir's, ihr sauern Alten?
Ihr habt ja allzeit Lust zu geizen;
Ihr habt ja allzeit Lust zu lehren;
Ihr habt ja allzeit Lust zu tadeln.

Was ihr tut, ist des Alters Folge.
Was ich tu', will die Jugend haben.
Ich gönn' euch eure Lust von Herzen.
Wollt ihr mir nicht die meine gönnen?

Der neue Welt-Bau

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Ihr kennt doch wohl den großen Geist,
Nach dem der wahre Welt-Bau heißt?
Von diesem hab' ich einst gelesen,
Daß er beim Weine gleich gewesen,
Als er der Sonne Stillestand,
Die alte neue Wahrheit fand.

Der Wein, der Wein macht nicht nur froh,
Er macht auch zum Astronomo.
Hört! hört, ihr Sternensfahrer, hört,
Was mir der Wein, der Wein gelehrt!

So kann der Wein den Witz verstärken!
Wir laufen selbst, ohn' es zu merken,
Von Osten täglich gegen West!
Die Sonne ruht. Die Welt steht fest!

Ich

Die Ehre hat mich nie gesucht;
Sie hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man, in zugezählten Stunden,
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das wenigste verzehrt?

Wie lange währt's, so bin ich hin,
Und einer Nachwelt untern Füßen?
Was braucht sie wen sie tritt zu wissen?
Weiß ich nur wer ich bin.

Küssen und Trinken

Mägdchen, laß mich dich doch küssen!
Zaudre nicht, sonst wirst du müssen.
Hurtig! hurtig schenkt mir ein!
Auf das Küssen schmeckt der Wein!

Dieser Wein hat Geist und Feuer.
Mägdchen, tu doch etwas freier.
Sönn' mir vorigen Genuß:
Auf das Trinken schmeckt ein Kuß!

O d e n

Der Eintritt des 1752sten Jahres

Im Spiel, dem Huld und Macht
Die Welt zur Bühne gab, das Weisheit ausgedacht,
In diesem Spiel zur kurzen Szen' erlesen,
Jahr! Zeit, für Sterbliche gewesen!
Für ihn, der, eh' du kamst, dich als gekommen sah,
Für Gott noch da!

So wie ein Strom, der aus der Erde bricht,
Und wenig Meilen rollt, und wieder sich verkriecht,
Bist du, aus der du dich ergossen,
Zur Ewigkeit, — die Gott, mit aller Welten Last,
Im Zipfel seines Kleides faßt, —
Zur Ewigkeit zurück geflossen.

Vom Dürftigen verseufzt, mit tränenvollen Blicken
Des Reuenden verfolgt, zurück gewünscht vom Tor,
Vom Glücklichen erwähnt mit trunkenem Entzücken:
Jahr, welche Botschaft von der Erde, —
Jetzt unwert jenes Rufs: Sie werde! —
Bringst du dem Himmel vor?

Botschaft ach! vom Triumph des Lasters über Tugend,
Hier vordem ihrem liebsten Sitz;
Von Vätern böser Art; Botschaft von schlimmer Jugend;
Von Feinden Gottes, stolz auf Witz;
Botschaft von feiler Ehr', womit die Schmach sich schmückt;
Von ungerechtem Recht, das arme Fromme drückt.

Botschaft, daß die Natur längst unster müde worden,
Die dort mit Flüssen Feuers schreckt,

Das paradiesische Gefilde überdeckt,
Und dort, geschäftig im Ermorden,
Der aufgebotnen Pest
Die gift'gen Schwingen schütteln läßt.

Botschaft von hingerißnen Göttern
Der einst durch sie regierten Welt;
Botschaft von finstern Kriegeswettern,
Die hier ein Gott zurücke hält,
Und dort ein Gott, der grausamer verfährt,
Mit immer neuen Blitzen nährt.

Doch Botschaft auch von einem Lande,
Wo Friederich den weichen Zeppter führt,
Und Ruh' und Glück, im schwesterlichen Bande,
Die Schwellen seines Thrones ziert;
Des Thrones, ungewiß, ob ihn mehr Vorsicht schützt,
Als Liebe stützt.

O ihr, die Friedrich liebt, weil er geliebt will sein,
Ihr Völker jauchzt ihm zu! Der Himmel stimmt ein.
Auf! strebt, daß er mit diesem Jahre,
Wenn er sie jetzt nicht schon erfährt,
Die wicht'ge Botschaft froh erfahre:
Ihr wäret eures Friedrichs wert.

Auf eine vornehme Vermählung

Paar, das, vom Glück geliebt, auch Liebe glücklich macht —
Sie, die ein fühlend Herz, und nicht die Ahnen schätzt,
Und nicht der Würden saure Pracht,
Und nicht der Taten Glanz, die man in Marmor äzet —
Er kömmt, hier ist er schon, der schönste deiner Tage,
Der schönste, weil die Lieb' ihn schmückt,
Und ihr erfüllter Wunsch der Hoffnung süße Plage
Im Wechselfuß erstickt.

Dort in Aurorens Reich, am Quell vom ew'gen Licht,
Wo unsre Tage stehn, die Wieg' und Grab umgrenzen —
Ein sterblich Auge zählt sie nicht —
Dort sah, Beglückte glaubt's, der Dichter eure glänzen!
Schnell hob sich dieser Tag, kenntbar am Rosenkranze,
Aus der gemeinen Tage Schar.
Es wuchs sein Glanz, und wuchs und überstieg am Glanze
Den Tag, der euch gebar.

So wie ein Bach, der in der Wüste schleicht,
Vergebens sein Kristall auf lauter Kiesel'n rollet,
Wenn ihn der Wanderer nicht erreicht,
Dem er den süßen Trunk, und dann das Schlaflied zollet:
So fließt in kalter Still', in ungenoss'nen Stunden,
In Tagen, die Verdruß umhüllt,
Das faule Leben fort, die traurigen Sekunden, —
Wenn sie nicht Liebe füllt.

Fühlt ihr es, selig Paar? Und selig, wer es fühlt!
Der Mensch, sich selbst ein Feind, kehrt oft den blinden Rücken
Der Wollust zu, auf die er zielt,
Sucht in Zerstreung Ruh', und Ruhm in Bubenstücken.
Seht sie, vom Traum getäuscht, in Sorg' und Lüsten schweben,
Dem fräß'gen Strudel unsrer Zeit!
Dann wägt ihr Glück und sagt: Seht ihr für all' ihr Leben
So einen Tag als heut?

Dort sinnt, in banger Nacht, ein Slav' von flücht'gem Ruhm
Von Amt auf Ämter hin. Der Märtyrer der Titel,
Des Kranken Wahnes Eigentum,
Schämt sich, vor lauter Ehr', auch nicht entehrter Mittel.
Hier häuft der bleiche Geiz das Geld zur eignen Plage,
Und atmet kaum vor Hunger mehr.
Sagt, liebend Paar, gebt ihr für ihre ganzen Tage
So einen Tag als der?

Er selbst, der Kühne Held, wenn er vom Kriegsgott glüht —
Du weißt es, Bräutigam! — sprich, wenn im blut'gen Streite

Er starr mit Einem Blicke sieht
Vor sich den wilden Tod, und Ewigkeit zur Seite;
Wenn er, da über ihm die Himmel Famen hören,
Für Friedrichen und durch ihn siegt — —
Bist du — gesteh es nur der Menschlichkeit zu Ehren —
So schön, als jetzt vergnügt?

O Braut, press' ihm dies Nein — vermag dein Reiz es doch —
Aus der bewegten Brust. Und ja, dir wird er's sagen.
Der sanften Lieb' unschimpflich Joch
Ward auch vom Tapfersten im Lorbeerkranz getragen.
Nur tolle Härte wähnt, es trät' ein zärtlich Herze
Dem Mut, dem stählern Mut, zu nah.
Er selbst, der Krieger Gott, voll Blut und Staub und Schwärze,
Mars kennt Cytheren ja.

Den Prunk der großen Welt, und die verlarvte Stadt
Floh zwar seit langer Zeit die Gottheit holder Liebe.
Wo Buhlerei den Tempel hat,
Sind, die Verliebte sind, Verräter oder Diebe.
Sie floh zur stillen Flur, wo, bei gelassner Jugend,
Die Einfalt Schöne schöner macht.
Da brannt' ihr Rauchaltar! — Doch jüngst hat sie die Tugend
Zu euch zurück gebracht.

Sie kam. Ich sah den Zug; ein Dichter sieht ihn nur.
Der Frühling, vor ihr her, verscheuchte Frost und Wetter,
Und Weste folgten ihrer Spur,
Und in den Westen lacht' ein Schwarm der Liebesgötter.
Es führten Tugend sie und Lust in enger Mitten,
Lust, welche nie der Liebe fehlt,
Und nie die Tugend haßt; und unter ihren Tritten
Ward auch der Stein besetzt.

Zu euch, glücklich Paar, zu euch zog dieser Zug.
Verbergt die Göttin nicht! Sie glüht in euren Blicken;
(Die sind sie zu verraten gnug)
Sie, die euch mehr beglückt, als Schätz' und Stand beglücken.

Verbergt die Liebe nicht! Das Laster mag sie hassen,
Denn das soll ewig sich nicht freuen.
Wie traurig wird die Flur, die sie um euch verlassen,
Den Schäferinnen sein!

Abschied eines Freundes

Schon hast du, Freund, der letzten letzte Küsse
Auf nasse Wangen uns gedrückt;
Schon schon, beim Zaudern unentschloßner Füße,
Den schnellen Geist vorweg geschickt.

Für uns dahin! Doch nein, dem Arm entführet,
Wirst du dem Herzen nicht entführet.
Dies Herz, o Freund, einmal von dir gerühret,
Bleibt ewig, trau'! von dir gerührt.

Erwarte nicht ein täuschend Wortgepränge,
Für unsre Freundschaft viel zu Klein.
Empfindung haßt der Reime kalte Menge,
Und wünscht unausposaunt zu sein.

Ein feuchter Blick sind ihre Zaubertöne;
Ein schlagend Herz ihr rührend Lied.
Sie schweigt beredt, sie stoßt, sie stammelt schöne,
Um stärkere Wort umsonst bemüht.

Es winken dir beneidenswerte Fluren,
Nur unsers Neides minder wert.
Zieh hin! und find auch da der Vorsicht goldne Spuren,
Um dich besorgt, von dir verehrt.

Dort*) herrscht die Ruh', dort ist der Lärm vergangen,
Der hier**) noch Musen stören darf,
Seit Pallas gern, auf Friederichs Verlangen,
Die spitze Lanze von sich warf.

An den Herrn N**

Freund, noch sind ich und du dem Glücke
Ein leichter Schleuderball.
Und doch belebt auf seine Tücke
Kein beißend Lied den Widerhall?

Der Tor gedeiht, der Spötter steigt,
Dem Bösen fehlt kein Heil.
Verdienst steht nach, und fühlt gebeuget
Ein lohnend Amt dem Solde feil.

Auf, Freund! die Geißel zu erfassen,
Die dort vermodern will.
Seit Juvenal sie fallen lassen,
Liegt sie, Triumph ihr Laster! still.

Seduld! Schon rauscht sie durch die Lüfte,
Blutgierig rauscht sie her!
Verbergt, verbergt die bloße Hüfte!
Ein jeder Schmiß ein gift'ger Schwär!

Erst räche dich, dich Freund der Musen.
Du rächest sie in dir!
Doch dann auch mich, in dessen Busen
Ein Geist sich regt, zu gut für hier.

Vielleicht, daß einst in andern Welten
Wir minder elend sind.
Die Tugend wird doch nirgends gelten.
Das Gute kömmt nicht gern geschwind.

Der Tod eines Freundes

Hat, neuer Himmelsbürger, sich
Dein geistig Ohr nicht schon des Klagetons entwöhnet,
Und kann ein banges Ach um dich,
Das hier und da ein Freund bei stillen Tränen stöhnet,

Dir unterm jauchzenden Empfangen
Der bessern Freunde hörbar sein,
So sei nicht für die Welt, mit unserm Schmerz zu prangen,
Dies Lied: es sei für dich, für dich allein!

Wann war es, da auch dich noch junge Rosen zierten?
(Doch nein, die Rosen ziertest du!)
Da Freud' und Unschuld dich, im Thal der Hoffnung, führten
Dem Alter und der Tugend zu?
Gesichert folgten wir: als schnell aus schlaunen Hecken
Der Unerbittliche sich wies,
Und dich, den Besten, uns zu schrecken,
Nicht dich zu strafen, von uns riß.

Wie ein geliebtes Weib vom steilen Ufer blicket
Dem Schiffe nach, das ihre Kron' entreißt:
Sie steht, ein Marmorbild, zu Stunden unverrückt;
In Augen ist ihr ganzer Geist:
So standen wir betäubt und angeheftet,
Und sannnen dir mit starrem Sinnen nach,
Bis sich der Schmerz durch Schmerz entkräftet,
Und strömend durch die Augen brach.

Was weinen wir? Gleich einer Weibersage,
Die im Entstehn schon halb vergessen ist,
Flohst du dahin! — Geduld! noch wenig Tage,
Und wenige dazu, so sind wir, was du bist.
Ja, wenn der Himmel uns die Palme leicht erringen,
Die Krone leicht ersiegen läßt,
So werden wir, wie du, das Alter überspringen,
Des Lebens unschmackhaften Rest.

Was wartet unser? — Ach! ein unbelohnter Schweiß,
Im Joch des Amts bei reifen Jahren,
Für andrer Wohl erschöpft, als unbrauchbarer Kreis
Hinunter in die Gruft zu fahren.
Doch deiner wartet? * * Nein! was kannst du noch erwarten
Im Schoß der vollen Seligkeit?

Nur wir, auf blüdes Glück, als Schiffer ohne Karten,
Durchkreuzen ihn, den faulen Pfuhl der Zeit.

Mielliecht — noch ehe du dein Glück wirft gewohnen,
Noch ehe du es durchempfundn hast —
Fliebt einer von uns nach in die verklärten Zonen,
Für dich ein alter Freund, und dort ein neuer Gast.
Wen wird — verborgner Rat! — die nahe Reise treffen
Aus unsrer jetzt noch frischen Schar?
O Freunde, laßt euch nicht von süßer Hoffnung äffen!
Zum Wachsamsein verbarq Gott die Gefahr.

Komm ihm, wer er auch sei, verklärter Geist, entgegen,
Bis an das Tor der bessern Welt,
Und führ' ihn schnell, auf dir dann schon bekannten Wegen,
Hin, wo die Huld Gerichte hält.
WoumderWeisheit Thron der Freundschaft Urbild schwebet,
In seraphin'schem Glanze schwebt,
Verknüpft uns einst ein Band, ein Band von ihr gewebet;
Zur ew'gen Dauer fest gewebt!

Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin

Wie zaudernnd ungeru sich die Jahre trennen mochten,
Die eine Götterhand
Durch Kränze mancher Art, mit Pracht und Scherz durchflochten,
Uns ineinander wand!

So träg, als hübe sich ein Adler in die Lüfte,
Den man vom Raube scheucht:
Noch schwebt er drüber her, und witternd fette Düste,
Entflieht er milder leicht.

Welch langsam Phänomen durchstreicht des Äthers Wogen,
Dort wo Saturn gebent?
Ist es? Es ist's, das Jahr, das reuend uns entflogen,
Es fliegt zur Ewigkeit.

Das reuend uns entflog, dir Friedrich zuzusehen,
Kein Säkulum zu sein;
Mit deinem ganzen Ruhm belastet fort zu gehen,
Und sich der Last zu freun.

Noch oft soll manches Jahr so traurig von uns fliegen,
Noch oft, zu unserm Glück.
Vom Himmel bist du, Herr, zu uns herabgestiegen;
kehr' spät! kehr' spät zurück!

Laß dich noch lange, Herr, den Namen Vater reizen,
Und den: Menschlicher Held!
Dort wird der Himmel zwar nach seiner Zierde geizen;
Doch hier braucht dich die Welt.

Noch seh' ich mich für dich mit raschen Richteraugen
Nach einem Dichter um.
Dort einer! hier und da! Sie taugen viel, und taugen
Doch nichts für deinen Ruhm.

Ist er nicht etwa schon, und singt noch wenig Ohren,
Weil er die Kräfte wiegt:
So werd' er dieses Jahr, der seltne Geist, geboren,
Der diesen Kranz erschliegt.

Wenn er der Mutter dann sich leicht vom Herzen windet,
O Muse, lach' ihn an!
Damit er Feur und Witz dem Edelmut verbindet,
Poet und Biedermann.

Hört! oder täuschen mich beliebte Rasereien?
Nein, nein, ich hör' ihn schon.
Der Heere ziehend Lärm sind seine Melodien,
Und Friedrich jeder Ton!

Der 24ste Jenner in Berlin

Welch leichter Morgentraum ließ, auf den heil'gen Höhen,
Der Musen Fest um Friedrichs Bild

Mich bei Aurorens Glanz mit frommem Schauer sehen,
Der noch, der noch die Seele füllt.

Ein Traum? Nein, nein, kein Traum. Ich sah mit wachem Sinne,
Die Musen tanzten darum her.
Wach ward ich nah dabei Cäsars und Solons inne,
Doch keinen, daß er neidisch wär'.

Ein süßer Silberton durchzitterte die Lüfte,
Bis in des Ohres krummen Gang;
Die Blumen brachen auf, und streuten Balsamdüfte;
Der Berg lag lauschend; Klio sang:

„Heil dir! festlicher Tag, der unsern Freund geboren.
Ein König, Schwestern, unser Freund!
Heil dir! uns neues Reich, zum Schauplatz ihm erkoren,
Dem frommen Krieger, niemand's Feind!

Laßt freudig um sein Bild, voll Majestät in Blicken,
Der Tänze Hieroglyphen ziehn!
Einst, Schwestern, tanzen wir, mit trunkenerm Entzücken,
Einst, freut euch, tanzen wir um ihn!“

Einst tanzen wir um ihn? Prophetin banger Schrecken!
Nie werde dieses Wort erfüllt!
Nie mög' ein Morgenrot zu diesem Glück euch wecken!
Tanz, Musen, ewig um sein Bild!

An seinen Bruder

Auch dich hat, da du wardst geboren,
Die Muse lächelnd angeblickt;
Auch du hast dich dem Schwarm der Toren
Auf jungen Flügeln kühn entrückt!

Ihm nach, dem Liebling des Mäcenen!
Ihm nach, sein Name sporne dich!

Er lehrte dich, das Laster höhnen;
Er mache dich ihm fürchterlich!

O! schnitten wir mit gleichem Fluge
Die Lüfte durch zur Ewigkeit!
O! schilderte mit Einem Zuge
Zwei Brüder einst die Richterzeit!

„Die zwei,“ so soll die Nachwelt sprechen,
„Betaumelte kein Modewahn,
Die Sprache schön zu radebrechen,
Zu stolz für eine Nebenbahn.“

Betritt der Alten sichere Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab.
Er sucht blumenreiche Stege,
Und findet seines Ruhmes Grab.

Doch lerne früh das Lob entbehren,
Das hier die Scheelsucht vorenthält.
Enug, wann versetzt in höhere Sphären,
Ein Nachkomm uns ins Helle stellt!

Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin

Wem tönt dies kühnre Lied? dies Lied, zu wessen Lobe,
Hört es noch manche späte Welt?
Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe,
Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es sein? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder ist's vielmehr in fabellosen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, schwer entbehrt, mit schnell zurückberufenen Saiten
Den Himmel wieder füllen soll?

Wo nicht, so werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der sich als Themis Rächer wies,
Und dessen frommes Schwert der gift'gen Zanksucht Hyder
Nur drei von tausend Köpfen ließ.

Doch ihn, Apoll und Mars, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Gesang, auch du!
Wann einst ein junger Held bei seinem Grabe weinet,
So zähl' ihm seine Taten zu!

Fang an von jenem Tag — Doch, welch ein neues Feuer
Reißt mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige sind Staub! Seid ihnen treu; dem treuer,
Der sie zu besserem Staub erkor.

Wer wird, voll seines Geists, mir seinen Namen melden?
Sein Nam' ist ihm allein bewußt.
Er ist der Fürsten Fürst, er ist der Held der Helden;
Er füllt die Welt und meine Brust.

Er rief sie aus des Nichts nur ihm folgamen Schlunde;
Er ruft sie noch, daß sie besteht.
Sie bebt, sie wankt, so oft ein Hauch aus seinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Orient zerfleischen deine Ruten;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daß des Undanks Frost die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, gibt!
Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süßer Ruh' verschwindet;
Ihm dank' es, daß dich Friedrich liebt.

A n h a n g

Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin
Wunsch, der du in der Brust geheimer Lieblingsfünden
Geheimes Werkzeug bist,
Das oft ein lauter Freund — wer kann das Herz ergründen? —
Ein stiller Mörder ist;

Durch Laster, Torheit, Wahn zu sehr, zu sehr entweihet,
Braucht keine Muse dich;
Die feile wär' es denn, die um den Pöbel freiet,
Und singt sich lächerlich.

Jüngst als Kalliope den Hain und Aganippen
Um ihren Helden mied,
Und zog auf Sanssouci, erlang von ihren Lippen
Ein prophezeiend Lied:

„Noch lange wird dies Land, mit den erfochtnen Staaten,
Im Schoß des Friedens ruhn;
Denn sein Beschützer trägt die Lorbeern großer Taten,
Um größere zu tun.

Er braucht den Sieg als Sieg, macht Kunst und Handel rege
Und zeichnet jedes Lauf.“ — —
Sie schwieg, und plötzlich stieß, zur Linken an dem Wege,
Ein rascher Adler auf.

Dem segnete sie nach mit heiligem Entzücken
Und aufgehobner Hand,
Bis er, am Ziel des Flugs, vor ihren schärfern Blicken,
Dem Thron des Zeus, verschwand.

E n t w ü r f e

A n M ä c e n

Du, durch den einst Horaz lebte, dem Leben ohne Ruhe, ohne Bequemlichkeit, ohne Wein, ohne den Genuß einer Geliebten, kein Leben gewesen wäre; du der du jetzt durch den Horaz lebst; denn ohne Ruhm in dem Gedächtnisse der Nachwelt leben, ist schlimmer als ihr gar unbekannt zu sein;

Du, o Mäcen, hast uns deinen Namen hinterlassen, den die Reichen und Mächtigen an sich reißen, und die hungerrigen Skribenten verschrenken; aber hast du uns auch von dir etwas mehr als den Namen gelassen?

Wer ist's in unsern eisern Tagen, hier in einem Lande, dessen Einwohner von innen noch immer die alten Barbaren sind, wer ist es, der einen Funken von deiner Menschenliebe, von deinem tugendhaften Ehrgeize, die Lieblinge der Musen zu schützen, in sich häge?

Wie habe ich mich nicht nach einem nur schwachen Abdrucke von dir umgesehen? Mit den Augen eines Bedürftigen umgesehen! Was für scharfsichtige Augen!

Endlich bin ich des Suchens müde geworden, und will über deine Asterkopien ein bitteres Lachen ausschütten.

Dort, der Regent, ernährt eine Menge schöner Geister, und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räten. Wieviel fehlt ihm, ein Mäcen zu sein!

Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen; und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen stünden.

Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht. Er kann mir keine so starken Gnadengelder geben, daß ich sie für wert halten sollte, Niederträchtigkeiten darum zu begehen.

Corner, der Wollüstling, hat sich in meine Lieder verliebt. Er hält mich für seines gleichen. Er sucht meine

Gesellschaft. Ich könnte täglich bei ihm schmausen, mich mit ihm umsonst betrinken, und umsonst auch die teuerste Dirne umfangen; wenn ich nur mein Leben nicht achtete; und ihn als einen zweiten Anakreon preisen wollte. Ein Anakreon, daß es den Himmel erbarme! welcher das Podagra und die Sicht hat, und noch eine andre Krankheit, von der man zweifelt, ob sie Kolumbus aus Amerika gebracht hat.

Orpheus

Orpheus, wie man erzählt, stieg, seine Frau zu suchen, in die Hölle herab. Und wo anders, als in der Hölle, hätte Orpheus auch seine Frau suchen sollen?

Man sagt, er sei singend herabgestiegen. Ich zweifle im geringsten nicht daran; denn so lange er Witwer war, konnte er wohl vergnügt sein und singen.

Berge, Flüsse und Steine folgten seinen Harmonien nach; und wenn er auch noch so schlecht gesungen hätte, so wären sie ihm doch nachgefolgt.

Als er ankam und seine Absicht entdeckte, hörten alle Martern auf. Und was könnten für einen so dummen Ehemann wohl noch für Martern übrig sein?

Endlich bewog seine Stimme das taube Reich der Schatten; ob es gleich mehr eine Züchtigung als eine Belohnung war, daß man ihm seine Frau wiedergab.

An Herr Gleim

Umsonst rüstet Kalliope den Geist ihres Lieblings zu hohen Liedern; zu Liedern von Gefahren und Tod und heldenmütigem Schweiß.

Umsonst; wenn das Geschick dem Lieblinge den Held versagt, und beide in verschiedenen Jahrhunderten oder verunreinigten Ländern geboren werden.

Mit dir, Gleim, ward es so nicht! Dir fehlt weder die Sabe, den Helden zu singen, noch der Held. Der Held ist dein König!

Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigten Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas.

Doch bist du auch nicht fremd im Lager, nicht fremd vor den feindlichen Wällen und unter brausenden Roffen.

Was hält dich noch? Singe ihn, deinen König! Deinen tapfern, doch menschlichen; deinen schlauen, doch edel denkenden Friedrich!

Singe ihn, an der Spitze seines Heers; an der Spitze ihm ähnlicher Helden; so weit Menschen den Göttern ähnlich sein können.

Singe ihn, im Dampfe der Schlacht; wo er, gleich der Sonne unter den Wolken, seinen Glanz, aber nicht seinen Einfluß verlieret.

Singe ihn, im Kranze des Siegs; tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit tränendem Auge unter den Leichnamen seiner verewigten Gefährten.

Du weißt, wie du ihn am besten singen sollst. Ich will unterdes mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Tiere, stillere Weisheit lehren. — —

Ein Märchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und dem Echo scherzte, die arme Herde würgte und zerstreute.

Unglücklicher Hirte! Wenn wirst du die zerstreuten Lämmer wieder um dich versammeln? Wie rufen sie so ängstlich im Dornengehecke nach dir!

Ode auf
den Tod des Marschalls von Schwerin,
an den H. von Kleist

Zu früh wär' es, viel zu früh, wenn schon jetzt den güldnen Faden deines Lebens zu trennen, der blutige Mars, oder die donnernde Bellona, der freundlich faumseligen Klotho vorgriff!

Der nur falle so jung, der in eine traurige, öde Wüste

hinausieht, in künftige Tage, leer an Freundschaft und Tugend, leer an großen Entwürfen zur Unsterblichkeit:

Nicht du, o Kleist; der du so manchen noch froh und glücklich zu machen wünschest — — Zwar schon solche Wünsche sind nicht die kleinsten edler Taten — —

Nicht du, dem die vertrauliche Muse ins Stille winkt — — Wie zürnt sie auf mich, die Eifersüchtige, daß ich die waffenlosen Stunden deiner Erholung mit ihr theile!

Dir zu gefallen, hatte sie dem Lenze seinen schönsten Schmuck von Blumen und Perlen des Thaues entlehnet; gleich der listigen Juno den Gürtel der Venus.

Und nun lockt sie dich mit neuen Bestechungen. Sieh! In ihrer Rechte blüht das tragische Zepter; die Linke bedeckt das weinende Auge, und hinter dem festlichen Schritte wallt der königliche Purpur.

Wo bin ich? Welche Bezaubrung! — — Letzte Zierde des ausgearteten Roms! — Dein Schüler; dein Mörder! — Wie stirbt der Weise so ruhig! so gern! — Ein williger Tod macht den Weisen zum Helden, und den Helden zum Weisen.

Wie still ist die fromme Versammlung! — Dort rollen die Kinder des Mitleids die schönen Wangen herab; hier wischt sie die männliche Hand aus dem weggewandten Auge.

Weinet, ihr Zärtlichen! Die Weisheit sieht die Menschen gern weinen! — — Aber nun rauscht der Vorhang herab! Klatschendes Lob betäubt mich, und überall murmelt die Bewunderung: Seneka und Kleist!

Und dann erst, o Kleist, wenn dich auch diese Lorbeern, mit der weißen Feder, nur uns Dichtern sichtbar durchflochten, wenn beide deinen Scheitel beschatten — — Wenn die liebsten deiner Freunde nicht mehr sind — —

Ich weiß es, keiner von ihnen wird dich gern überleben — — wenn dein Geiſt nicht mehr ist — — Außer noch in den Händen des lehrbegierigen Knabens, und in dem Busen des spröden Mädchens, das mit seinem Liede zu Winkel eilet — —

Wenn der redliche Sulzer ohne Körper nun denkt — —
Hier nur noch der Vertraute eines künftigen Erüblers,
begieriger, die Lust nach Regeln zu meistern, als sie zu
schmecken.

Wenn unjer lächelnder Ramler sich tot kritisiert — —
Wenn der harmonische Krause nun nicht mehr, weder die
Zwiste der Töne, noch des Eigennuzes schlichtet — —

Wenn auch ich nicht mehr bin — Ich, deiner Freunde
spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden
als sie mit mir, noch lange, sehr lange zu leben denke — —

Dann erst, o Kleist, dann erst geschehe mit dir, was mit
uns allen geschah! Dann stirbst du; aber eines edlern Todes;
für deinen König, für dein Vaterland, und wie Schwerin!

O des beneidenswürdigen Helden! — — Als die Mensch-
heit in den Kriegern stuzte, ergriff er mit gewaltiger Hand
das Panier. — — Folgt mir! rief er, und ihm folgten die
Preußen.

Und alle folgten ihm zum Ziele des Siegs! Ihn aber
trieb allzuviel Mut bis jenseit der Grenzen des Sieges,
zum Tode! Er fiel, und da floß das breite Panier zum
leichten Grabmal über ihn her.

So stürzte der entsäulte Palast, ein schreckliches Monu-
ment von Ruinen, und zerschmetterten Feinden, über dich,
Simsen, zusammen! So ward dein Tod der herrlichste deiner
Siege!

Übersetzung der Ode des Horaz ad Barinen*)

Ode 8. Lib. II.

Hätte dich je des verwirkten Meineids Strafe getroffen;
würde nur einer deiner Zähne schwarz, nur einer deiner
Nägel häßlicher: so wollt' ich dir glauben.

Kaum aber hast du das treulose Haupt mit falschen Ge-
länden verstrickt: so blühest du weit schöner auf, und trittst
stolz einher, aller Jünglinge sehnlichstes Augenmerk.

Dir steht es frei, der Mutter beigesezte Asche, die stillen

Gestirne der Nacht, und den ganzen Himmel, und alle unsterblichen Götter zu täuschen.

Venus selbst, wie gesagt, lachet darüber; die guten Nymphen lachen; es lachet der immer brennende Pfeile auf blutigem Wegstein schleifende, strenge Cupido.

Noch mehr: nur dir reifet die Jugend alle, nur dir wachsen in ihr immer neue Sklaven auf; und noch können die Alten dich, ihre gewissenlose Gebieterin, nicht meiden, so oft sie es auch gedroht.

Dich fürchten die Mütter für ihre Söhne; dich fürchten die gelizigen Alten; dich fürchten die armen nur erst verheirateten Mädchen, um deren Männer es geschehen ist, wenn sie einmal deine Spur finden.

F a b e l n
u n d E r z ä h l u n g e n

Der Sperling und die Feldmaus

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum Kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.

Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' ihm gleich. — Flug, Prahler! rief die Maus.
Indes flog jener auf, Kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.

Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beide, wie sie schloß, gleich unermesslich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will Kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

Der Adler und die Eule

Der Adler Jupiters und Pallas' Eule stritten.

„Abscheulich Nachtgespenst!“ — „Bescheidner, darf ich bitten.

Der Himmel heget mich und dich;

Was bist du also mehr, als ich?“

Der Adler sprach: Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;

Doch mit dem Unterscheide:

Ich kam durch eignen Flug,

Wohin dich deine Göttin trug.

Der Tanzbär

Ein Tanzbär war der Kett' entrisßen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte seiner Schar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüßen.
„Seht,“ schrie er, „das ist Kunst; das lernt man in der Welt.
Thut mir es nach, wenn's euch gefällt,
Und wenn ihr könnt!“ Seh, brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunst, sie sei so schwer,
Sie sei so rar sie sei,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Klaverei.

* * *

Ein großer Hofmann sei,
Ein Mann, dem Schmeichelei und List
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehl,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein großer Hofmann sein,
Schließt das Lob oder Tadel ein?

Der Hirsch und der Fuchs

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,“
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Mut so sehr gebricht?
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groß du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
Den größten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit Einem Stoß entseelen.
Uns Füchsen muß man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum Widerstehn.
Doch daß ein Hirsch nicht weichen muß,
Ist sonnenklar. Hör' meinen Schluß.

Ist jemand stärker als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm-zurückzuziehen;
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
Und folglich darfst du niemals fliehen."

Gewiß, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an, sprach der Hirsch, steht man mich unbewegt,
Wenn Hund' und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.

Zum Unglück, daß Dianens Schar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen widerschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke Hirsch davon.

* * *

Natur tut allzeit mehr als Demonstration.

Die Sonne

Der Stern, durch den es bei uns tagt —
„Ach! Dichter, lern', wie unser einer sprechen!
Muß man, wenn du erzählst,
Und uns mit albern Fabeln quälst,
Sich denkend noch den Kopf zerbrechen?"
Nun gut! die Sonne ward gefragt:
Ob sie es nicht verdrösse,
Daß ihre unermessne Größe
Die durch den Schein betrogne Welt
Im Durchschnitt größer kaum, als eine Spanne, hält?
Mich, spricht sie, sollte dieses kränken?
Wer ist die Welt? wer sind sie, die so denken?
Ein blind Gewürm! Genug, wenn jene Geister nur,
Die auf der Wahrheit dunkeln Spur
Das Wesen von dem Scheine trennen,
Wenn diese mich nur besser kennen!

* * *

Ihr Dichter, welche Feur und Geist
Des Pöbels blödem Blick entreißt,
Lernt, will euch mißgeschätzt des Lesers Kaltsinn kränken,
Zufrieden mit euch selbst, stolz wie die Sonne denken!

Das Muster der Ehen

Ein rares Beispiel will ich singen,
Wobei die Welt erstaunen wird.
Daß alle Ehen Zwietracht bringen,
Glaubt jeder, aber jeder irrt.

Ich sah das Muster aller Ehen,
Still, wie die stillste Sommernacht.
O! daß sie Keiner möge sehen,
Der mich zum frechen Lügner macht!

Und gleichwohl war die Frau kein Engel,
Und der Gemahl kein Heiliger;
Es hatte jedes seine Mängel.
Denn niemand ist von allen leer.

Doch sollte mich ein Spötter fragen,
Wie diese Wunder möglich sind?
Der lasse sich zur Antwort sagen:
Der Mann war taub, die Frau war blind.

F a u s t i n

Faustín, der ganze funfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott,“ seufzt der redliche Faustín,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern' erschien,
„Gott, strafe mich nicht meiner Sünden,
Und gib mir nicht verdienten Lohn!

Laß, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
Gesund und fröhlich wieder finden."

So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.

Er kam, und fand sein Haus in Überfluß und Ruh'.

Er fand sein Weib und seine beiden Kinder,

Und — Segen Gottes! — zwei dazu.

Die eheliche Liebe

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Sah auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.

"Herr Petrus," rief er, „aufgemacht!"

"Wer da?" — „Ein wahrer Christ." —

"Was für ein wahrer Christ?" —

"Der manche Nacht,

Seitdem die Schwindsucht ihn aufs Krankenbette brachte,
In Furcht, Sebet und Zittern wachte.

Macht bald!" — — Das Tor wird aufgetan.

"Hal hal Klorindens Mann!

Mein Freund," spricht Petrus, „nur herein;

Noch wird bei Eurer Frau ein Plätzchen ledig sein."

"Was? meine Frau im Himmel? wie?

Klorinden habt Ihr eingenommen?

Lebt wohl! habt Dank für Eure Müh'!

Ich will schon sonst wo unterkommen."

Die Bäre

Den Bären glückt' es, nun schon seit geraumer Zeit,
Mit Brummen, plumpem Ernst und stolzer Frömmigkeit,
Das Sittenrichteramt, bei allen schwächern Tieren,
Aus angemessener Macht, gleich Wütrichen, zu führen.
Ein jedes fürchte sich, und keines war so kühn,
Sich um die saure Pflicht nebst ihnen zu bemühen;

Bis endlich noch im Fuchs der Patriot erwachte,
 Und hier und da ein Fuchs auf Sittensprüche dachte.
 Nun sah man beide stets auf gleiche Zwecke sehn;
 Und beide sah man doch verschiedne Wege gehn.
 Die Bäre wollen nur durch Streng: heilig machen;
 Die Füchse strafen auch, doch strafen sie mit Lachen.
 Dort brauchet man nur Fluch, hier brauchet man nur Scherz;
 Dort bessert man den Schein; hier bessert man das Herz.
 Dort sieht man Düsternheit; hier sieht man Licht und Leben;
 Dort nach der Heuchelei; hier nach der Tugend streben.
 Du, der du weiter denkst, fragst du mich nicht geschwind:
 Ob beide Teile wohl auch gute Freunde sind?
 O wären sie's! Welch Glück für Tugend, Witz und Sitten!
 Doch nein, der arme Fuchs wird von dem Bär bestritten,
 Und, trotz des guten Zweck's, von ihm in Bann getan.
 Warum? der Fuchs greift selbst die Bäre tadelnd an.

* * *

Ich kann mich diesmal nicht bei der Moral verweilen;
 Die fünfte Stunde schlägt; ich muß zum Schauplatz eilen.
 Freund, leg' die Predigt weg! Willst du nicht mit mir gehn?
 „Was spielt man?“ Den Tartüff. „Dies Schandstück sollt'
 ich sehn?“

Der Löwe und die Mücke

Ein junger Held vom muntern Heere,
 Das nur der Sonnenschein belebt,
 Und das mit saugendem Gewehre
 Nach Ruhm gestochner Beulen strebt,
 Doch die man noch zum großen Glücke,
 Durch zwei Paar Strümpfe hindern kann,
 Der junge Held war eine Mücke.
 Hört meines Helden Taten an!

Auf ihren Kreuz- und Ritterzügen
 Fand sie, entfernt von ihrer Schar,

Im Schlummer einen Löwen liegen,
Der von der Jagd entkräftet war.
„Seht, Schwestern, dort den Löwen schlafen,“
Schrie sie die Schwestern gaukelnd an.
„Jetzt will ich hin, und will ihn strafen.
Er soll mir bluten, der Tyrann!“

Sie eilt, und mit verwegnem Sprunge
Setzt sie sich auf des Königs Schwanz.
Sie sticht, und flieht mit schnellem Schwunge,
Stolz auf den sauern Lorbeerkranz.
Der Löwe will sich nicht bewegen?
Wie? ist er tot? Das heiß' ich Mut!
Zu mörderisch war der Müde Degen:
Doch sagt, ob er nicht Wunder tut?

„Ich bin es, die den Wald befreiet,
Wo seine Mordsucht sonst getobt.
Seht, Schwestern, den der Tiger scheuet,
Der stirbt! Mein Stachel sei gelobt!“
Die Schwestern jauchzen, voll Vergnügen,
Um ihre laute Siegerin.
Wie? Löwen, Löwen zu besiegen!
Wie, Schwester, kam dir das in Sinn?

„Ja, Schwestern, wagen muß man! wagen!
Ich hätt' es selber nicht gedacht.
Auf! lasset uns mehr Feinde schlagen.
Der Anfang ist zu schön gemacht.“
Doch unter diesen Siegesliedern,
Da jede von Triumpfen sprach,
Erwacht der matte Löwe wieder,
Und eilt erquickt dem Raube nach.

Das Kruzifix

Hans, spricht der Vater, du mußt laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Kruzifix zu kaufen

Nimm Magen mit, hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie teuer man es hält.

Hans kömmt mit Magen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste.
„Herr, wenn Er Kruzifixe hat,
So lass' Er uns doch eins zum heil'gen OSTERFESTE.“

Der Künstler war ein schalk'scher Mann,
Der geru der Einfalt lachte
Und Dumme gern noch dümmer machte,
Und fing im Scherz zu fragen an:
„Was wollt Ihr denn für eines?“

„Je nun,“ spricht Matz, „ein wacker feines.
Wir werden sehn, was Ihr uns gebt.“

„Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht.
Ein totes, oder eins das lebt?“

Hans guckte Magen und Matz Hansen ins Gesicht.
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.

„Nun, gebt mir doch Bericht.
Habt Ihr den Vater nicht gefragt?“
„Mein Blut!“ spricht endlich Hans, der aus dem Traum
erwachte,

„Mein Blut! er hat uns nichts gesagt.
Weißt du es, Matz?“ — „Ich dachte;
Wenn du's nicht weißt; wie soll ich's wissen?“
„So werdet Ihr den Weg noch einmal gehen müssen.“
„Das wollen wir wohl bleiben lassen.
Ja, wenn es nicht zur Frone wär'.“

Sie denken lange hin und her,
Und wissen keinen Rat zu fassen.
Doch endlich fällt es Magen ein:
„Jei Hans, sollt's nicht am besten sein,
Wir kauften eins das lebt? — Denn sieh,

Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müß',
Wär's auch ein Ochs, es totzuschlagen."
„Nu ja," spricht Hans, „das wollt' ich eben sagen:
So haben wir nicht viel zu wagen."

* * *

Das war ein Argument, ihr Herren Theologen,
Das Hans und Matz ex tuto zogen.

Der Eremit

Im Walde nah bei einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ einst ein seltenes Gesieder,
Ein junger Eremit sich nieder.

„In einer Stadt," denkt Applikant,
„Die man ihm nicht genannt?
Was muß er wohl für eine meinen?
Beinahe sollte mir es scheinen,
Daß die, — nein die — gemeinet wär'."
Kurz Applikant denkt hin und her,
Und schließt, noch eh' er mich gelesen,
Es sei gewiß Berlin gewesen.

„Berlin? Ja, ja, das sieht man bald;
Denn bei Berlin ist ja ein Wald."

Der Schluß ist stark, bei meiner Ehre:
Ich dachte nicht, daß es so deutlich wäre.
Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Ohn' ihn beim Haar herbeizuziehn.
Und ob das übrige wird passen,
Will ich dem Leser überlassen.
Auf Griechisch weiß ich, wie sie hieß;
Doch wer versteht's? Kerapolis.

Hier, nahe bei Kerapolis,
 War's, wo ein junger Eremit,
 In einer kleinen leeren Hütte,
 Im dicksten Wald sich niederließ.
 Was je ein Eremit getan,
 Fing er mit größtem Eifer an.
 Er betete, er sang, er schrie,
 Des Tags, des Nachts, und spät und früh.
 Er aß kein Fleisch, er trank nicht Wein,
 Ließ Wurzeln seine Nahrung sein,
 Und seinen Trank das helle Wasser;
 Bei allem Appetit kein Prasser.
 Er geißelte sich bis aufs Blut,
 Und wußte wie das Wachen tut.
 Er fastete wohl ganze Tage,
 Und blieb auf Einem Fuße stehn;
 Und machte sich rechtschaffne Plage,
 In Himmel mühsam einzugehn.
 Was Wunder also, daß gar bald
 Vom jungen Heiligen im Wald
 Der Ruf bis in die Stadt erschallt?

Die erste, die aus dieser Stadt
 Zu ihm die heil'ge Wallfahrt tat,
 War ein betagtes Weib.
 Auf Krücken, zitternd, kam sie an,
 Und fand den wilden Gottesmann,
 Der sie von weitem kommen sahe,
 Dem hölzern Kreuze knieend nahe.
 Je näher sie ihm kömmt, je mehr
 Schlägt er die Brust, und weint, und winselt er,
 Und wie es sich für einen Heil'gen schicket,
 Erblickt sie nicht, ob er sie gleich erblicket.
 Bis er zuletzt vom Knieen matt,
 Und heiliger Verstellung satt,
 Vom Fasten, Kreuz'gen, Klosterleben,

Marienbildern, Opfergeben,
 Von Beichte, Salbung, Seelenmessen,
 Ohn' das Vermächtnis zu vergessen,
 Von Rosenkränzen mit ihr redte,
 Und das so oratorisch sagt,
 Daß sie erbärmlich weint und klagt,
 Als ob er sie geprügelt hätte.
 Zum Schluß bricht sie von seiner Hütte,
 Wozu der saure Eremit
 Mit Not ihr die Erlaubnis gab,
 Sich einen heil'gen Splitter ab,
 Den sie beküßet und beledet,
 Und in den welken Busen steckt.
 Mit diesem Schatz von Heiligkeit
 Kehrt sie zurück begnadigt und erfreut,
 Und läßt daheim die frommsten Frauen
 Ihn küssen, andre nur beschauen.
 Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
 Und rief auf allen Gassen aus:
 „Der ist verloren und verflucht,
 Der unsern Eremiten nicht besucht!“
 Und brachte hundert Gründe bei,
 Warum es sonderlich den Weibern nützlich sei.

Ein altes Weib kann Eindruck machen;
 Zum Weinen bei der Frau, und bei dem Mann zum Lachen.
 Zwar ist der Satz nicht allgemein;
 Auch Männer können Weiber sein.
 Doch diesmal waren sie es nicht.
 Die Weiber schienen nur erpicht,
 Den teuern Waldseraph zu sehen.
 Die Männer aber? — wehrten's nicht,
 Und ließen ihre Weiber gehen.
 Die Häßlichen und Schönen,
 Die ältesten und jüngsten Frauen,
 Das arme wie das reiche Weib —

Kurz jede ging, sich zu erbauen,
Und jede fand erwünschten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
Was soll der Widerspruch bedeuten?“

Ein Widerspruch? Das wäre viell

„Er sprach ja sonst von lauter Seligkeiten!“ —

O! davon sprach er noch, nur mit dem Unterscheide:

Mit Alten sprach er stets von Tod und Eitelkeit,

Mit Armen von des Himmels Freude,

Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,

Nur mit den Schönen allezeit

Vom ersten jeder Christenriebe.

Was ist das? Wer mich fragt, kann der ein Christ wohl sein?

Denn jeder Christ kömmt damit überein,

Es sei die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab' ich schon gesagt.

Doch schön? Wer nach der Schönheit fragt,

Der mag ihn hier besehn.

Genug, den Weibern war er schön.

Ein starker, frischer, junger Kerl,

Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl —

„Nun, nun, aus seiner Kost ist jenes leicht zu schließen.“

Doch sollte man auch wissen,

Daß Gott dem, den er liebt,

Zu Steinen wohl Gedeihen gibt;

Und das ist doch kein fett Gerichte!

Ein bräunlich männliches Gesichte,

Nicht allzu klein, nicht allzu groß,

Das sich im dichten Barte schloß;

Die Blicke wild, doch sonder Anmut nicht;

Die Nase lang, wie man die Kaisernasen dicht't.

Das ungebundne Haar floß straubicht um das Haupt;

Und wesentliche Schönheitsstücke

Hat der zerrißne Rock dem Blicke

Nicht ganz entdeckt, nicht ganz geraubt.

Der Waden nur noch zu gedenken:
Sie waren groß, und hart wie Stein.
Das sollen, wie man sagt, nicht schlimme Zeichen sein;
Allein den Grund wird man mir schenken.

Nun wahrlich, so ein Kerl kann Weiber lüstern machen.

Ich sag' es nicht für mich; es sind geschehne Sachen.

„Geschehne Sachen? was?

So ist man gar zur Tat gekommen?“

Mein lieber Simplex, fragt sich das?

Weswegen hätt' er denn die Predigt unternommen?

Die süße Lehre süßer Triebe?

Die Liebe heischet Segenliebe,

Und wer ihr Priester ist, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken!

Zwar die Moral ist hier zu scharf,

Weil mancher Mensch sich nicht bespiegeln darf,

Aus Furcht, er möchte vor sich selbst erschrecken.

Drum will ich nur mit meinen Lehren,

Ganz still nach Hause wieder kehren.

Kömmt mir einmal der Einfall ein,

Und ein Verleger will für mich so gnädig sein,

Mich in groß Quart in Druck zu nehmen;

So könnt' ich mich vielleicht bequemem,

Mit hundert englischen Moralen,

Die ich im Laden sah, zu prahlen,

Exempelschätze, Sittenrichter,

Die alten und die neuen Dichter

Mit witz'gen Fingern nachzuschlagen,

Und was die sagen, und nicht sagen,

In einer Note abzuschreiben.

Bringt, sag' ich noch einmal, man mich gedruckt an Tag;

Denn in der Handschrift lass' ich's bleiben,

Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr' in der Erzählung fort —

Doch möcht' ich in der Tat gestehn,

Ich hätte manchmal mögen sehn,
 Was die und die, die an den Wallfahrtsort
 Mit heiligen Gedanken kam,
 Für fremde Mienen an sich nahm,
 Wenn der verwegne Eremit,
 Fein listig, Schritt vor Schritt,
 Vom Geist aufs Fleisch zu reden kam.
 Ich zweifle nicht, daß die verletzte Scham
 Den Zorn nicht ins Gesicht getrieben,
 Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
 Weil beide die Bewegung lieben;
 Allein, daß die Versöhnung ausgeblieben,
 Glaub' ich, und wer die Weiber kennt,
 Nicht eher, als kein Stroh mehr brennt.
 Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.
 Und eine Frau ist ohnedem ein Lamm.
 „Ein Lamm? du magst die Weiber kennen.“
 Je nun, man kann sie doch insoweit Lämmer nennen,
 Als sie von selbst ins Feuer rennen.

„Fährst du in der Erzählung fort?
 Und bleibst mit deinem Kritisieren
 Doch ewig an demselben Ort?“
 So kann das Nützliche den Dichter auch verführen.
 Nun gut, ich fahre fort,
 Und sag', um wirklich fortzufahren,
 Daß nach fünf Vierteljahren
 Die Schelmereien ruchbar waren.
 „Erst nach fünf Vierteljahren? Nu;
 Der Eremit hat wacker ausgehalten.
 So viel trau ich mir doch nicht zu;
 Ich möchte nicht sein Amt ein Vierteljahr verwalten.
 Allein, wie ward es ewig kund?
 Hat es ein schlauer Mann erfahren?
 Verriet es einer Frau waschhafter Mund?
 Wie? oder daß den Hochverrat

Ein alt neugierig Weib, aus Neid, begangen hat?"
 O nein; hier muß man besser raten,
 Zwei muntre Mädchen hatten Schuld,
 Die voller frommen Ungeduld
 Das taten, was die Mütter taten;
 Und dennoch wollten sich die Mütter nicht bequemen,
 Die guten Kinder mitzunehmen.
 „Sie merkten also wohl den Braten?" —
 Und haben ihn gar dem Papa verraten.
 „Die Töchter sagten's dem Papa?
 Wo blieb die Liebe zur Mama?"
 O! die kann nichts darunter leiden;
 Denn wenn ein Mädchen auch die Mutter liebt,
 Daß es der Mutter in der Not
 Den letzten Bissen Brot
 Aus seinem Munde gibt;
 So kann das Mädchen doch die Mutter hier beneiden,
 Hier, wo so Lieb' als Klugheit spricht:
 Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht,
 Vergeßt euch selber nicht!
 Kurz, durch die Mädchen kam's ans Licht,
 Daß er, der Eremit, beinah' die ganze Stadt
 Zu Schwägern oder Kindern hat.

O! der verfluchte Schelm! Wer hätte das gedacht!
 Die ganze Stadt ward aufgebracht,
 Und jeder Ehemann schwur, daß in der ersten Nacht,
 Er und sein Mitgenoß der Hain,
 Des Feuers Beute müsse sein.
 Schon rotteten sich ganze Scharen,
 Die zu der Rache fertig waren.
 Doch ein hochweiser Magistrat
 Besetzt das Thor, und sperrt die Stadt,
 Der Eigenrache vorzukommen,
 Und schicket alsobald
 Die Schergen in den Wald,

Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redte schon von Galgen und von Rad,
So sehr schien sein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war so gräßlich,
Die, wie man sagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hagestolz, ein schlauer Advokat,
Sprach: „O! dem kömmt man nicht ans Leben,
Der es Unzähligen zu geben,
So rühmlich sich beflissen hat.“

Der Eremit, der die Nacht
Im Kerker ungewiß und sorgend durchgewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein schalf'scher Mann,
Der jeden mit Vergnügen schraubte,
Und doch — (wie man sich irren kann!)
Von seiner Frau das beste glaubte.
„Sie ist ein Ausbund aller Frommen,
Und nur einmal in Wald gekommen,
Den Vater Eremit zu sehn.
Einmal! Was kann da viel geschehn?“
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk' immer so, zu deiner Ruh',
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und desne fromme Frau dazu.

Nun tritt der Eremit vor ihn.
„Mein Freund, wollt Ihr von selbst die nennen,
Die — die Ihr kennt, und die Euch kennen:
So könnt Ihr der Tortur entfliehn.
Doch“ — „Darum laß ich mich nicht plagen.
Ich will sie alle sagen.
Herr Richter, schreib' Er nur!“ Und wie?
Der Eremit entdecket sie?
Ein Eremit kann nicht schweigen?
Sonst ist das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter schrieb. „Die erste war

Kamilla" — „Wer? Kamilla?" „Ja fürwahr!
 Die andern sind: Sophia, Laura, Doris,
 Angelika, Korinna, Chloris" —
 „Der Henker mag sie alle fassen,
 Semach! und eine nach der andern fein!
 Denn eine nur vorbeizulassen" —
 Wird wohl kein großer Schade sein,
 Fiel jeder Ratsherr ihm ins Wort.
 „Hört," schrieen sie, „erzählt nur fort!"
 Weil jeder Ratsherr in Gefahr,
 Sein eigen Weib zu hören war.
 „Ihr Herren," schrie der Richter, „nein!
 Die Wahrheit muß am Tage sein;
 Was können wir sonst für ein Urteil fassen?"
 Ihn, schrieen alle, gehn zu lassen.
 „Nein, die Gerechtigkeit" — und kurz, der Delinquent
 Hat jede noch einmal genannt,
 Und jeder hing der Richter dann
 Ein loses Wort für ihren Hahnrei an.
 Das Hundert war schon mehr als voll;
 Der Eremit, der mehr gestehen soll,
 Stockt, weigert sich, scheut sich zu sprechen —
 „Nu, nu, nur fort! was zwingt Euch wohl,
 So unvermutet abzubrechen?"
 „Das sind sie alle!" „Seid Ihr toll?
 Ein Held wie Ihr! Setzethet nur, gesteht!
 Die letzten waren, wie Ihr seht:
 Klara, Pulcheria, Susanne,
 Charlotte, Mariane, Hanne.
 Denkt nach! ich lass' Euch Zeit dazu!"
 „Das sind sie wirklich alle!" „Nu —
 Macht, eh' wir schärfer in Euch dringen!"
 „Nein, keine mehr; ich weiß genau" —
 „Ha! ha! ich seh', man soll Euch zwingen" — —
 „Nun gut, Herr Richter — Seine Frau" —

* * *

Daß man von der Erzählung nicht
Als einem Weibermärchen spricht,
So mach' ich sie zum Lehrgedicht,
Durch beigefügten Unterricht:
Wer seines Nächsten Schande sucht,
Wird selber seine Schande finden!
Nicht wahr, so ließt man mich mit Frucht?
Und ich erzähle sonder Sünden?

Die Brille

Dem alten Freiherrn von Chryfant,
Wagt's Amor, einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begafft,
Mit Reizen ganz besondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dies Bürgermädchen hieß Finette.

Finette ward des Freiherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn

Der Freiherr: „Und warum denn nur ihr Bild?
Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
Sie selbst steh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette.
Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
Finett' ist meine Frau, und — Ihre Dienerin.“

Schon so gewiß? Man wird es hören.
Der Freiherr kommt, sich zu erklären,
Er greift das Mädchen bei der Hand,
Tut, wie ein Freiherr, ganz bekannt,
Und spricht: „Ich, Freiherr von Chryfant,
Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen.
Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.

Ich habe Suts die Hüll' und Fülle."
Und hierauf las er ihr, durch eine große Brille,
Von einem großen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch großen Witwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bei jedem Punkte sie begierig an.

„Nun, Kind, was ist Ihr Wille?“
Mit diesen Worten schwieg der Freiherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
(Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen tun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drücken:
So könnt' ich, im Entzücken,
Die teure Brille leicht zerknicken!) —
Die teure Brille wohlbedächt'ig ab.

Finette, der dies Zeit sich zu bedenken gab,
Bedachte sich, und sprach nach reiflichem Bedenken:
„Sie sprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken:
Ach! gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
Ich würd' in Samt und Seide gehn —
Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
Mir würden ganze Scharen
Von Dienern zu Sebote stehn.
Ach! wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
Wenn ich — wenn ich — —“

„Ein Wenn? Ich will doch sehn,“
(Hier sahe man den alten Herrn sich blähen)
„Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!“
„Wenn ich nur nicht verschworen hätte — —“
„Verschworen? was? Finette,

Verschworen, nicht zu frein? —
O Grille," rief der Freiherr, „Grille!“
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein,
Und rief beständig: „Grille! Grille!
Verschworen nicht zu frein!“

„Behüte!“ sprach Finette,
„Verschworen nur mit keinem Mann zu frein,
Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
Die Augen in der Tasche trägt!“

Nix Bodenstrom

Nix Bodenstrom, ein Schiffer, nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.

„Das ist auch sehr verwegen,
Freund!“ sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang und oft von Hause;
Dein Weibchen bleibt indes allein:
Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei sein?
Indes, daß du zur See dein Leben wagst,
Indes, daß du in Surinam, am Amazonenflusse,
Dich bei den Hottentotten, Kannibalen plagst:
Indes wird sie — —“

„Mit Eurem schönen Schlusse!“

Versetzte Nix. „Indes, indes! Ei nun!
Das Nämliche kann Euer Weibchen tun —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indes Ihr auf der Börse seid.“

A n h a n g

Der Wunsch zu sterben

Eine Erzählung

Ein durch die Jagd ergrimmtter Bär
Latscht hinter einen Wanderer her.

Aus Rache will er ihn zerreißen.

(Das mag dem Wanderer wohl ein unverdientes Unglück
heißen.)

Aus Rache, dummes Tier? wird mancher Leser sprechen,
Kannst du dich nicht an deinen Jägern rächen?

O schimpfst mir nicht das gute Vieh:

Es folgt den Trieben nur; Vernunft regiert es nie.

Es hat ja unter uns . . . was sagt' ich? nein . . . bei Hunden
Gewiß nicht wenige von gleicher Art gefunden.

Geschwinde! Wanderer, geschwind und rette dich.

Er läuft, der Bär läuft nach. Er schreit, will sich verstecken,
Der Bär nicht faul, sucht ihn, bricht brummend durch die Hecken,

Und jagt ihn wieder vor. Der ändert oft den Lauf;

Bald rechts, bald vor, bald links. Doch alle diese Ränke
Sind hier umsonst. Warum? Der Bär hat auch Selenke.

Gewiß, so eine Jagd wär' mir nicht lächerlich!

Jedoch zu was wird sich der Wanderer nun entschließen?

Er springt den nächsten Baum hinauf.

O! das wird niemand wohl das beste Mittel nennen.

Er mußte doch in aller Angst nicht wissen,

Daß Bäre gleichfalls Klettern können.

Das tolle Tier erblickt es kaum,
 So stutzt es, brummt und kratzt den Baum,
 Es bäumt den schweren Leib, es setzt die Vorderzagen
 An Rind' und Ästen ein, so schnell als scheue Katzen.
 So langsam gegenteils hebt es des Körpers Wucht;
 Doch kömmt es schon so hoch, daß der den Gipfel sucht.
 Was gibt uns oft die Angst nicht ein?
 Der Wanderer sucht des Feindes los zu sein.
 Er stößt, und stößt den Fuß mit voller Leibesstärke
 Dem Bäre vor dem Kopf. Doch große Wunderwerke
 Tat dieses Stoßchen nicht. Wie kann es anders sein?
 Wer Bäre töten will, braucht der den Fuß allein?
 Er taumelt nur, anstatt zu fallen,
 Und fasset schnell mit seinen Krallen
 Des Wandrers Fuß, der nach ihm stieß.
 Er hält ihn, wie ein Bär. Durch Zerren und durch Beißen
 Sucht er den Raub herabzureißen.
 Jedoch je mehr er riß,
 Je mehr hält jener sich
 An Ästen fest und ritterlich.
 Wenn Wig und Tapferkeit uns nicht erretten kann,
 Beut oft das blinde Glück uns seine Rettung an.
 Der wütend plumpe Bär
 Ist für den dünnen Ast zu schwer;
 Der bricht, und er fällt schütternd schnell zu Boden.
 Der Fall bringt ihn fast um den Oden,
 Und keuchend schleicht er zornig fort.
 Von Schrecken, Furcht und Schmerzen eingenommen,
 Sieht kaum der Wanderer, daß er der Not entkommen.
 Nun lobt er wohl, durch jedes Wort,
 Mit zärtlich dankbarem Gemüte
 Des Himmels unverhoffte Güte?
 O weit gefehlet! nein! mit zitternd schwacher Sprache
 Flucht, lästert, schreiet er selbst wider Gott um Rache.
 Er kriecht vom Baum herab und läßt sich murrend nieder.
 Sein nasses Auge sieht das Blut der wunden Glieder.

Der Schmerz verführet ihn, daß er den Tod begehrt,
Den Tod, vor dem er sich mit Fliehn und Schrein gewehrt.
Bald flucht er auf den Bär, der ihn nicht ganz zerrissen;
Bald flucht er auf sich selbst, daß er sich retten müssen.

„O näh're dich, erwünschter Tod!

Benimm mir Leben, Schmerz und Not!

Entführ' mir dieser Wunsch doch mit dem letzten Hauche!“

St! St! was raschelt dort, dort hinter jenem Strauche?

Beglückter Wanderer! dein Wunsch ist schon erhört.

Es kömmt ein neuer Bär, der dich im Klagen stört.

Ein Bär? Erschrick nur nicht! Ein Bär.

Ohn' Zweifel schickt der Tod ihn her.

„Der Tod?“ Ja! ja, der Tod den du gewünschet hast,

Gewünschet und ersleht. „Das ist ein schlimmer Gast.

Der Henker! weiß er denn gar nichts von Komplimenten?

Wenn meine Beine doch mich nur erretten könnten!“

Mit Mühe sucht er aufzustehn;

Doch kann er nicht vom Flecke gehn.

Hier kam ihm schnell ein ander Mittel ein,

Das ihm vorher nicht eingekommen.

Er hatt' es einst (zehn Jahre mocht' es sein)

Von einem Reisenden vernommen;

Und hatt' es nie, nur in der Not, vergessen,

Daß Bäre selten Tote fressen.

Sein Einfall wirft ihn hurtig nieder;

Die schon vor Schrecken kalten Glieder

Streckt er starr von sich weg, so sehr er immer kann,

Und hält den Oden mühsam an.

Der Bär beschnopert ihn, find't keines Lebens Spur,

Mag sich an Toten nicht begnügen,

kehrt sittsam um, und brummet nur,

Und läßt den Schalk in Ruhe liegen.

Was ist bei dir ein Wunsch? Mein Freund, laß mich's verstehen.

Du wünschst den Tod: er kömmt; du suchst ihm zu entgehen.

Steh auf! der Bär ist fort. Was fluchst du ihm noch nach?

Zum Danke, daß er dir nicht Hals und Beine brach?

Was soll die Lästerung? Verringert sie die Schmerzen?
 Noch wünschst du den Tod? Das geht dir wohl von Herzen?
 Nur schade, daß er dich vorhin so spotten sah:
 Sonst wär' er wahrlich längst auf dein Ersuchen da.
 Der schwüle Tag vergeht; der Abend bricht herein.
 O könnt' er, in geborstnen Feldern,
 Wie durch die Hitze matten Wäldern,
 Mein Wandrer, ebenfalls dir zur Erquickung sein!
 Man sieht die Luft, sich abzukühlen,
 Mit stummen Blitzen häufig spielen.
 „O!“ schreit der Wanderer, „369' sich ein Wetter auf!
 O hemmten Blitz und Schlag mir Pein und Lebenslauf!“
 Schnell zeigt der Donnergott dem Wunsche sich gewogen.
 Des ganzen Himmels weite Ferne
 Verdeckt viel Dunst; die hellsten Sterne
 Sind schwarz mit Wolken überzogen,
 Schnell fährt der Blitz heraus, kracht hier und dort ein Schlag.
 Auf, Wandrer, freue dich! das ist dein Sterbetag!
 Nun wird der Tod auf Donnerkeilen
 Zu dir verlaßnem Armen eilen.
 Was scherzst du noch voll Furcht? — Ihr Freunde, gebt doch acht;
 Doch bitt' ich, zwinget euch, daß ihr nicht drüber lacht
 „Ja! das ist Pein . . . o stürb' ich doch! . . .
 Komm Tod! komm doch . . . du zauderst noch?
 Jedoch hier mag ich wohl nicht allzusicher liegen?
 Ich habe ja einmal gehört,
 Wie die Erfahrung oft gelehrt,
 Daß Donner gern in Eichen schlügen.
 O machte mir ein Lorbeerbaum
 Doch unter seinen Ästen Raum.
 O weh! wie schmerzt das Bein! Erbarm' dich doch o Tod!
 Jedoch dort schlug es ein . . . Nun ist's die höchste Not,
 Soll mich das Wetter nicht verletzen,
 Mich schnell in Sicherheit zu setzen!“
 Geh! dummer Wandrer, geh! such' einen sichern Ort;
 Und wünsche bald den Tod; bald wünsch' ihn wieder fort.

Nich soll dein Wankelmuth der Menschen Zagheit lehren,
Muß ich sie so, wie dich, verwegen wünschen hören.
Glaubt, Freunde, glaubet mir! der ist ein weiser Mann,
Der zwar das Leben liebt, doch mutig sterben kann!

Freie Übersetzung
einer Erzählung aus dem Fontaine
Die Kranke Pulcheria

Pulcheria ward krank. . . . „Vielleicht die Lust zu büßen,
Die . . .“ Pfui, wer wird nun gleich so voller Argwohn sein?
Schweigt, Neider! hört mir zu! ich lenke wieder ein.
Pulcheria ward krank. Unruhig im Gewissen,
Ließ ihr der Schmerz manchmal, die Schwermuth niemals Ruh'.
„Wie? Was? Pulcheria wär' melancholisch worden?
Sprich, Lügner, lieber gar, sie trat in Nonnenorden.“
Schon wieder stört ihr mich? Schweigt doch, und hört mir zu!
Als sie einst ihre Noth zu lauten Seufzern trieb,
Sprach Lady, ihre Magd: „Laßt doch den Priester holen;
Legt dem die Beichte ab, so seid ihr Gott empfohlen;
Und beichten müßet Ihr, ist Euch der Himmel lieb.“
„Ja dieser Rath ist gut,“ spricht unsre Kranke Schöne.
„Lauf, oder schicke gleich zum Pater Andres hin;
Andres . . . merk's wohl . . . weil ich auch sonst sein Beichtkind bin,
So oft ich mich mit dir, o lieber Gott! verfühne.“
Gleich läuft ein Diener hin, Klopft an das Kloster an,
Und so, als wenn das Thor davon zerspringen solle.
„Nu, Nu! Semach! Semach!“ Man fragt, zu wem er wolle?
„Je, macht nur erstlich auf.“ Das Thor wird aufgetan.
„Der Pater Andres wird zu meiner Frau begehret,
Die gerne beichten will, weil sie bald sterben kann.“
„Wer?“ fragt ein Bruder ihn; „Andres? der gute Mann!
Zehn Jahr ist's schon, daß der im Himmel Beichte höret.“

Die Nuß und die Katze

Eine Fabel

„Gewiß, Herr Wirt, dies Obst ist nicht für meinen Magen.
Denn wenn ich mir, es frei zu sagen,
Ja eine Baumfrucht loben muß,
So lob' ich mir die wälsche Nuß.
Die schmeckt doch noch! - Bei meiner Treu!
Der zartste Apfel kommt der Nuß, der Nuß nicht bei.“
Ein Käzchen, das der Wirtin Liebe
Nie mit Gewalt zum Mausen triebe,
Und igt in ihrem Schoße saß,
War schlau, vernahm und merkte das.
„Was?“ dacht' es, „eine Nuß soll so vortrefflich schmecken?
Halt! diese Wahrheit soll mein Maul gleich selbst entdecken.“
Es sprang vom Schoße weg, und lief dem Garten zu.
Nu, Katze, nu, wie dumm bist du!
Der schönen Chloris Schoß um eine Nuß zu lassen?
Wärst du ein junger Herr, wie würde sie dich hassen!
Nein, Schönen, räumet mir nur diesen Ort erst ein;
So wahr er mich ergetzt, ich will kein Käzchen sein.
Doch dieses sag' ich nur so im Vorübergehen.
Horch! ich erzähle fort. Beim Garten blieb ich stehen?
Nicht? Ja. Wohl gut. Hier fand der Katze Lüsternheit
Beim nächsten Nußbaum nun, worauf sie sich gefreut.
Wollt ihr etwan ein Bild zu meiner Fabel malen:
So malt die Nüsse ja noch in den grünen Schalen,
Die unsre Katze fand. Darauf kommt alles an.
Denn als sie kaum darein den ersten Biß getan,
So schnaubt und sprudelt sie, als wenn sie Glas gefressen,
„Dich,“ spricht sie, „lobt der Mensch: so mag er dich auch essen.
O! pfui, was muß er nicht für eine Zunge haben!
An solcher Säure sich zu laben!“

O schweig nur dummes Tier!
Du schmähst zur Ungebühr.

Du hättest auf den Kern nur erstlich Kommen sollen,
Denn den, die Schale nicht, hat Lydas loben wollen!

Das Geheimnis

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wußt' er nichts, und desto mehr vom Spiel.
Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.

„Nun, soll das alles sein?“

Fällt, sprach der Pater, „dir sonst nichts zu beichten ein?“

„Ehrwürd'ger Herr, sonst nichts“ * * „Sonst weißt du gar
nichts mehr?“

„Gar nichts, bei meiner Ehr'!“

„Sonst weißt du nichts? das wäre schlecht!

So wenig Sünden? Hans besinn dich recht.“

„Ach Herr, mit Seinem scharfen Fragen * *

Ich wüßte wohl noch was.“

„Nu? Nur heraus!“ * * „Ja das,

Herr Pater, kann ich Ihm bei meiner Treu' nicht sagen.“

„So? weißt du etwa schon, worüber junge Dirnen,

Wenn man es ihnen tut, und ihnen nicht tut, zürnen?“

„Herr, ich versteh' Euch nicht“ * * „Und desto besser; gut.

Du weißt doch nichts von Dieberei, von Blut?

Dein Vater hurt doch nicht?“ * * „O meine Mutter spricht's;

Doch das ist alles nichts.“

„Nichts? Nu, was weißt du denn? Gesteh! du mußt es sagen!

Und ich versprech' es dir,

Was du gestehst bleibt bei mir.“

„Auf Sein Versprechen, Herr, mag es ein andrer wagen;

Daß ich kein Narre bin!

Er darf's, Ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen sagen,
So ist mein Glücke hin."

„Verstockter Bösewicht,“ fuhr ihn der Pater an,
„Weißt du, vor wem du stehst? * * daß ich dich zwingen
kann?

Seh! Dein Gewissen soll dich brennen!

Kein Heiliger dich kennen!

Dich kenn' Maria nicht, auch nicht Mariens Sohn!"

Hier wär' dem armen Bauerjungen

Vor Angst beinah das Herz zersprungen.

Er weint' und sprach voll Reu': „Ich weiß" * * „Das weiß
ich schon,

Daß du was weißt; doch was?" * * „Was sich nicht sagen
läßt" * *

„Noch zauderst du? * * „Ich weiß" * * Was denn?" „Ein
Vogelnest.

Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.

Vorm Jahre hat mir Nag wohl zehne weggenommen."

„Seh Narr, ein Vogelnest war nicht der Mühe wert,

Daß du es mir gesagt, und ich's von dir begehrt."

* * *

Ich kenn' ein drolligt Volk*), mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren

Die Neugier auf der Folter hält,

Und dennoch kann sie nichts erfahren.

Hör' auf, leichtgläub'ge Schar, sie forschend zu umschlingen!

Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!

Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen.

Das Gift der Plauderei ist, nichts zu plaudern wissen.

Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,

Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimtes lehren,

Und man zuletzt wohl spricht: war das der Mühe wert,

Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Morydan

Das Schiff, wo Morydan mit Weib und Kindern war,
Kam plötzlich in Gefahr.

„Ach Götter, lasset euch bewegen!

Befehlt,“ schrie Morydan, „daß See und Sturm sich legen.

Nur diesmal lasset mich der nassen Gruft entfliehn;

Nie, nie, gelob' ich euch, mehr übers Meer zu ziehn!

Neptun, erhöre mich!

Sechs schwarze Rinder schenk' ich dir

Zum Opfer dankbar froh dafür!“

„Sechs schwarze Rinder?“ rief Mondar,

Sein Nachbar, der zugegen war.

„Sechs schwarze Rinder? Bist du toll?

Mir ist es ja, mir ist es schon bekannt,

Daß solchen Reichtum dir das Glück nicht zugewandt,

Und glaubst doch, daß es Gott Neptun nicht wissen soll?“

* * *

Wie oft, o Sterblicher, wie ofte trauest du

Der Gottheit weniger als deinem Nachbar zu!

Die Teilung

An seiner Braut, Fräulein Christinchens, Seite

Saß Junker Bogislaw Dietrich Karl Ferdinand

Von — sein Geschlecht bleibt ungenannt —

Und tat, wie alle seine Landesleute,

Die Pommern, ganz abscheulich witzig und galant.

Was schwatzte nicht für zuckersüße Schmeicheleien

Der Junker seinem Fräulein vor!

Was raunte nicht für kühne Schelmereien

Er ihr vertraut ins Ohr?

Mund, Aug' und Nas' und Brust und Hände,

Ein jedes Glied macht ihn entzündt,

Bis er, entzündt auch über Hüft' und Lende,

Den plumpen Arm um Hüft' und Lende drückt.

Das Fräulein war geschnürt (vielleicht zum ersten Male)
„Ha!“ schrie der Junker; „wie geschlanke!
Ha, Welch ein Leib! verdammt, daß ich nicht male!
Als käm' er von der Drechselbank!
So dünn! — Was braucht es viel zu sprechen?
Ich wette gleich — was wetten wir? wie viel?
Ich will ihn voneinander brechen!
Mit den zwei Fingern will ich ihn zerbrechen,
Wie einen Pfeifenstiel!“

„Wie?“ rief das Fräulein; wie? zerbrechen?
Zerbrechen“ (rief sie nochmal) „mich?
Sie könnten sich an meinem Latze stechen.
Ich bitte, Sie verschonen sich.“

„Bei'm Element! so will ich's wagen,“
Schrie Junker Bogislav, „wohlan!“
Und hatte schon die Hände kreuzweis angeschlagen,
Und packte schon heroisch an;
Als schnell ein: „Bruder! Bruder, halt!“
Vom Ofen her aus einem Winkel schallt.

In diesem Winkel saß, vergessen, nicht verloren,
Des Bräut'gams jüngster Bruder, Fritz.
Fritz saß mit offenem Aug' und Ohren,
Ein Kind voll Mutterwitz.

„Halt!“ schrie er, „Bruder! Auf ein Wort!“
Und zog den Bruder mit sich fort:
„Zerbrichst du sie, die schöne Doße,
So nimm die Oberhälste dir!
Die Hälfte mit dem Unterroße,
Die, lieber Bruder, schenke mir!“

Der über uns

Hans Steffen stieg bei Dämmerung (und kaum
Konnt' er vor Näsichtigkeit die Dämmerung erwarten)

In seines Edelmannes Garten
Und plünderte den besten Äpfelbaum.

Johann und Hanne konnten kaum
Vor Liebesglut die Dämmerung erwarten,
Und schlichen sich in eben diesen Garten,
Von ungefähr an eben diesen Äpfelbaum.

Hans Steffen, der im Winkel oben saß
Und fleißig brach und aß,
Ward mäuschenstill, vor Wartung böser Dinge,
Daß seine Näscherel ihm diesmal schlecht gelinge.
Doch bald vernahm er unten Dinge,
Worüber er der Furcht vergaß
Und immer sachte weiter aß.

Johann warf Hannen in das Gras.
„O pfui!“ rief Hanne; „welcher Spaß!
Nicht doch, Johann! — Ei was?
O, schäme dich! — Ein andermal — o laß —
O, schäme dich! — Hier ist es naß.“ — —
„Naß, oder nicht; was schadet das?
Es ist ja reines Gras.“ —

Wie dies Gespräch weiter lief,
Das weiß ich nicht. Wer braucht's zu wissen?
Sie stunden wieder auf und Hanne seufzte tief:
„So, schöner Herr! heißt das bloß Küssen?
Das Männerherz! Kein einz'ger hat Gewissen!
Sie könnten es uns so versüßen!
Wie grausam aber müssen
Wir armen Mädchen öfters dafür büßen!
Wenn nun auch mir ein Unglück widerfährt —
Ein Kind — ich zittere — wer ernährt
Mir dann das Kind? Kannst du es mir ernähren?“
„Ich?“ sprach der Johann; „die Zeit mag's lehren.
Doch wird's auch nicht von mir ernährt,

Der über uns wird's schon ernähren,
Dem über uns vertrau'!"

Dem über uns! Dies hörte Steffen.
Was, dacht' er, will das Paß mich äffen?
Der über ihnen? Ei, wie schlau!
„Nein!“ schrie er: „laßt euch andre Hoffnung laben!
Der über euch ist nicht so toll!
Wenn ich ein Bankbein nähren soll:
So will ich es auch selbst gedrechselt haben!“

Wer hier erschrad und aus dem Garten rann,
Das waren Hanne und Johann.
Doch gaben bei dem Edelmann
Sie auch den Äpfeldieb wohl an?
Ich glaube nicht, daß sie's getan.

F a b e l n

Erstes Buch

Die Erscheinung

In der einsamsten Tiefe jenes Waldes, wo ich schon manches redende Tier belauscht, lag ich an einem sanften Wasserfalle und war bemüht, einem meiner Märchen den leichten poetischen Schmuck zu geben, in welchem am liebsten zu erscheinen, La Fontaine die Fabel fast verwöhnt hat. Ich sann, ich wählte, ich verwarf, die Stirne glühte — — Umsonst, es kam nichts auf das Blatt. Voll Unwill sprang ich auf; aber sieh! — auf einmal stand sie selbst, die fabelnde Muse vor mir.

Und sie sprach lächelnd: Schüler, wozu diese undankbare Mühe? Die Wahrheit braucht die Anmut der Fabel; aber wozu braucht die Fabel die Anmut der Harmonie? Du willst das Gewürze würzen. Enug, wenn die Erfindung des Dichters ist; der Vortrag sei des ungekünstelten Geschichtschreibers, so wie der Sinn des Weltweisen.

Ich wollte antworten, aber die Muse verschwand. „Sie verschwand?“ höre ich einen Leser fragen. „Wenn du uns doch nur wahrscheinlicher täuschen wolltest! Die seichten Schlüsse, auf die dein Unvermögen dich führte, der Muse in den Mund zu legen! Zwar ein gewöhnlicher Betrug —“

Vortrefflich, mein Leser! Mir ist keine Muse erschienen. Ich erzählte eine bloße Fabel, aus der du selbst die Lehre gezogen. Ich bin nicht der erste und werde nicht der letzte sein, der seine Grillen zu Orakelsprüchen einer göttlichen Erscheinung macht.

Der Hamster und die Ameise

Ihr armseligen Ameisen, sagte ein Hamster. Verlobst es sich der Mühe, daß ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrat sehen solltet! — —

Höre, antwortete eine Ameise, wenn er größer ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daß die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räubrischen Geiz mit dem Leben büßen lassen!

Der Löwe und der Hase

Aelianus de natura animalium libr. I. cap. 38. *Ὁρῶσθε δὲ ἑλεφαντὸν κεραιστὴν κριὸν καὶ χοῖρον βοῶν. Idem lib. III. cap. 31. Ἀλεκτρονονα φοβείται ὁ λέων.*

Ein Löwe würdigte einen drollichten Hasen seiner näheren Bekanntschaft. Aber ist es denn wahr, fragte ihn einst der Hase, daß euch Löwen ein elender Krähender Hahn so leicht verjagen kann?

Allerdings ist es wahr, antwortete der Löwe; und es ist eine allgemeine Anmerkung, daß wir große Tiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daß ihm das Grunzen eines Schweines Schauer und Entsetzen erwecket. —

Wahrhaftig? unterbrach ihn der Hase. Ja, nun begreife ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten.

Der Esel und das Jagdpferd

Ein Esel vermaß sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. Ich merke nun wohl, sagte der Esel, woran es gelegen hat; ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuß, und der schmerzt mich noch.

Entschuldigen Sie mich, sagte der Kanzelredner Niederhold, wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheims erwartet hätte; ich habe, wie Sie hören, einen heischern Hals, und den schon seit acht Tagen.

Zeus und das Pferd

Καμηλον ως δεδοικεν ιππος, εγνω Κυρος τε και Κροισος.
Aelianus de nat. an. lib. III. cap. 7.

Vater der Tiere und Menschen, so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heißt mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch verschiedenes an mir zu bessern sein? —

Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede; ich nehme Lehre an: sprach der gute Gott, und lächelte.

Vielleicht, sprach das Pferd weiter, würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schwächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht verstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reuter auflegt.

Gut, versetzte Zeus; gedulde dich einen Augenblick! Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häßliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

Hier sind höhere und schwächtere Beine, sprach Zeus; hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daß ich dich so umbilden soll?

Das Pferd zitterte noch.

Seh, fuhr Zeus fort; diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort, neues Geschöpf — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — — und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.

Der Affe und der Fuchs

Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte, dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — — Muß ich mich noch deutlicher erklären?

Die Nachtigall und der Pfau

Eine gefellige Nachtigall fand, unter den Sängern des Waldes, Neider die Menge, aber keinen Freund. Vielleicht finde ich ihn unter einer anderen Gattung, dachte sie, und floh vertraulich zu dem Pfaue herab.

Schöner Pfau! ich bewundere dich. — — „Ich dich auch, liebliche Nachtigall!“ — So laß uns Freunde sein, sprach die Nachtigall weiter; wir werden uns nicht beneiden dürfen; du bist dem Auge so angenehm, als ich dem Ohre.

Die Nachtigall und der Pfau wurden Freunde.

Kueller und Pope waren bessere Freunde als Pope und Addison.

Der Wolf und der Schäfer

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Herde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam seine Kondolenz abzustatten.

Schäfer, sprach er, ist es wahr, daß dich ein so grau-

fames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Herde gekommen? Die liebe, fromme, fette Herde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Tränen weinen.

Habe Dank, Meister Isegrin; versetzte der Schäfer. Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz.

Das hat er auch wirklich, fügte des Schäfers Hylax hinzu, so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet.

Das Roß und der Stier

Auf einem feurigen Rosse floh stolz ein dreufter Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: Schandel von einem Knaben ließ' ich mich nicht regieren!

Aber ich; versetzte das Roß. Denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?

Die Grille und die Nachtigall

Ich versichre dich, sagte die Grille zu der Nachtigall, daß es meinem Gesange gar nicht an Bewundern fehlt. — Nenne mir sie doch, sprach die Nachtigall. — Die arbeit-samen Schnitter, versetzte die Grille, hören mich mit vielem Vergnügen, und daß dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht leugnen wollen?

Das will ich nicht leugnen, sagte die Nachtigall; aber deswegen darfst du auf ihren Beifall nicht stolz sein. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bei der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauschet.

Die Nachtigall und der Habicht

Ein Habicht schoß auf eine singende Nachtigall. Da du so lieblich singst, sprach er, wie vortrefflich wirst du schmecken!

War es höhnische Bosheit, oder war es Einfalt, was der Habicht sagte? Ich weiß nicht. Aber gestern hört' ich sagen: dieses Frauenzimmer, das so unvergleichlich dichtet, muß es nicht ein allerliebstes Frauenzimmer sein! Und das war gewiß Einfalt!

Der kriegerische Wolf

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde, nach und nach, triumphiert, und ihre schwarze Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockene Geschichtschreiber aber würde hinzufügen: die zweihundert Feinde, über die er, nach und nach, triumphieret, waren Schafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erlaubte.

Der Phönix

Nach vielen Jahrhunderten gesiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Tiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mit-leidsvoll ihre Blicke, und seufzten: Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Los, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!

Die Gans

Die Federn einer Gans beschämten den neugeborenen Schnee. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihres gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verräterischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

Die Eiche und das Schwein

Ein gefräßiges Schwein mästete sich, unter einer hohen Eiche, mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

Undankbares Vieh! rief endlich der Eichbaum herab. Du nährst dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: Meine dankbaren Blicke sollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meiner wegen hättest fallen lassen.

Die Wespen

Ἰππος ἐθδιμμενος σφηκων γενεσις ἐστιν. Aelianus de nat. animal. lib. I. cap. 28.

Fäulnis und Verwesung zerstörten das stolze Gebäu eines kriegerischen Rosses, das unter seinem kühnen Reiter erschossen worden. Die Ruinen des einen braucht die allzeit wirksame Natur, zu dem Leben des andern. Und so

floh auch ein Schwarm junger Wespen aus dem beschmeißten Nase hervor. O, riefen die Wespen, was für eines göttlichen Ursprungs sind wir! Das prächtigste Roß, der Liebling Neptuns, ist unser Erzeuger!

Diese seltsame Prahlerei hörte der aufmerksame Fabeldichter, und dachte an die heutigen Italiäner, die sich nichts Geringers als Abkömmlinge der alten unsterblichen Römer zu sein einbilden, weil sie auf ihren Gräbern geboren worden.

Die Sperlinge

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. Zu was, schrieeu sie, taugt denn nun das große Gebäude? Kommt, verlaßt den unbrauchbaren Steinhaufen!

Der Strauß

Η στρουθος η μεγαλη λασιους μεν τοις πτεροις επτερωται, αρθθηναι δε και εις βαθυν αερα μετεωρισθηναι φυσιν ουκ έχει· θει δε ωκιστα, και τας παρα την πλευραν εκατεραν πτερυγας απλοι, και εμπιπτον το πνευμα κολποι δικην ιστιων αυτας· πτησιν δε ουκ οιδεν. Aelianus lib. II. c. 26.

Jetzt will ich fliegen; rief der gigantische Strauß, und das ganze Volk der Vögel stand in ernster Erwartung um ihn versammelt. Jetzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittiche weit aus, und schoß, gleich einem Schiffe mit aufgespannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu verlieren.

Sehet da ein poetisches Bild jener unpoetischen Köpfe, die in den ersten Zeilen ihrer ungeheuren Oden, mit stolzen Schwingen prahlen, sich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben!

Der Sperling und der Strauß

Sei auf deine Größe, auf deine Stärke so stolz als du willst: sprach der Sperling zu dem Strauße. Ich bin doch mehr ein Vogel als du. Denn du kannst nicht fliegen; ich aber fliege, obgleich nicht hoch, obgleich nur rückweise.

Der leichte Dichter eines fröhlichen Trinkliedes, eines kleinen verliebten Gesanges, ist mehr ein Genie als der schwunglose Schreiber einer langen Hermanniaede.

Die Hunde

Λεοντι ὁμοσε χωρει κων Ινδικος — και πολλα αυτον λυπησας και κατατροσας, τελευτων ητταται ο κων. Aelianus lib. IV. cap. 19.

Wie ausgeartet ist hierzulande unser Geschlecht! sagte ein gereifter Pudel. In dem fernen Welttheile, welches die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde; Hunde, meine Brüder — — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten, und kühn mit ihm anbinden.

Aber, fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, überwinden sie ihn denn auch, den Löwen?

Überwinden? war die Antwort. Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen! — —

O, fuhr der Jagdhund fort, wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesene Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.

Der Fuchs und der Storch

Erzähle mir doch etwas von den fremden Ländern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs zu dem weitgereisten Storche.

Hierauf fing der Storch an, ihm jede Lache, und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die schmackhaftesten Würmer, und die fettesten Frösche geschmauset.

Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. Wo speiset man da am besten? Was für Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem Geschmaeke gefunden?

Die Eule und der Schatzgräber

Jener Schatzgräber war ein sehr unbilliger Mann. Er wagte sich in die Ruinen eines alten Raubschlosses, und ward da gewahr, daß die Eule eine magere Maus ergriff und verzehrte. Schickt sich das, sprach er, für den philosophischen Liebling Minervens?

Warum nicht? versetzte die Eule. Weil ich stille Betrachtungen liebe, kann ich deswegen von der Luft leben? Ich weiß zwar wohl, daß ihr Menschen es von euren Gelehrten verlanget — —

Die junge Schwalbe

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. Wir sammeln Vorrat auf den Winter; war die geschwinde Antwort.

Das ist Flug, sagte die Schwalbe; das will ich auch tun. Und sogleich fing sie an, eine Menge toter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

Aber wozu soll das? fragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrat auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! Die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt.“

O laß den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit, versetzte die Alte; was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir

ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erwecket.

Μεροψ

*Ο Μεροψ το δρυεον εμπαλιν, φασι, τοις αλλοις απασι πετεται
τα μεν γαρ εις τουμπροσθεν ιεται και κατ' οφθαλμους, το
δε εις τονπισω.*

Ich muß dich doch etwas fragen; sprach ein junger Adler zu einem tiefsinnigen grundgelehrten Uhu. Man sagt, es gäbe einen Vogel, mit Namen Merops, der, wenn er in die Luft steige, mit dem Schwanze voraus, den Kopf gegen die Erde gekehret, fliege. Ist das wahr?

Ei nicht doch! antwortete der Uhu; das ist eine alberne Erdichtung des Menschen. Er mag selbst ein solcher Merops sein; weil er nur gar zu gern den Himmel erfliegen möchte, ohne die Erde, auch nur einen Augenblick, aus dem Gesichte zu verlieren.

Der Pelekan

Aelianus de nat. animal. libr. III. cap. 30.

Für wohlgeratene Kinder können Eltern nicht zu viel tun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft; dann wird Liebe zur Torheit.

Ein frommer Pelekan, da er seine Jungen schmachten sahe, ritzte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquidte sie mit seinem Blute. Ich bewundere deine Zärtlichkeit, rief ihm ein Adler zu, und besammere deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Kuckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Kuckuck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Kuckucke wert, daß ihr Leben so teuer erkaufte wurde?

Der Löwe und der Tiger

Aelianus de natura animal. libr. II. cap. 12.

Der Löwe und der Hase, beide schlafen mit offenen Augen. Und so schlief jener, ermüdet von der gewaltigen Jagd, einst vor dem Eingange seiner fürchterlichen Höhle.

Da sprang ein Tiger vorbei, und lachte des leichten Schlummers. „Der nichtsfürchtende Löwe!“ rief er. „Schläft er nicht mit offenen Augen, natürlich wie der Hase!“

Wie der Hase? brüllte der auffspringende Löwe, und war dem Spötter an der Gurgel. Der Tiger wälzte sich in seinem Blute, und der beruhigte Sieger legte sich wieder, zu schlafen.

Der Stier und der Hirsch

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

Hirsch, sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laß uns für einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen. — Das mute mir nicht zu, erwiderte der Hirsch; denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sichrer entlaufen kann?

Der Esel und der Wolf

Ein Esel begegnete einem hungrigen Wolfe. Habe Mitleiden mit mir, sagte der zitternde Esel; ich bin ein armes krankes Tier; sieh nur, was für einen Dorn ich mir in den Fuß getreten habe! —

Wahrhaftig, du dauerst mich; versetzte der Wolf. Und ich finde mich in meinem Gewissen verbunden, dich von deinen Schmerzen zu befreien. —

Kaum war das Wort gesagt, so ward der Esel zerrissen.

Der Springer im Schach

Zwei Knaben wollten Schach ziehen. Weil ihnen ein Springer fehlte, so machten sie einen überflüssigen Bauer, durch ein Merkzeichen, dazu.

Ei, riefen die andern Springer, woher, Herr Schritt vor Schritt?

Die Knaben hörten die Spötereï und sprachen: Schweigt! Tut er uns nicht eben die Dienste, die ihr tut?

Aesopus und der Esel

Der Esel sprach zu dem Aesopus: Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laß mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen.

Dich etwas Sinnreiches! sagte Aesop; wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seist der Sittenlehrer, und ich der Esel?

Zweites Buch

Die eberne Bildsäule

Die eberne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wütenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus; von der erstern in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: „Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück, auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabei zuflattern gekommen wäre.“

Herkules

Fab. Aesop. 191. edit. Hauptmannianae. Phaedrus lib. IV.
Fab. 11.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruß unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunte darüber. Deiner Feindin, rief man ihm zu, begegnest du so vorzüglich? Ja, ihr selbst; erwiderte Herkules. Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Taten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdienet habe.

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

Der Knabe und die Schlange

Fab. Aesop. 170. Phaedrus lib. IV. Fab. 18.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Tierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seid die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann ging, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohltäter biß; und der gute freundliche Mann mußte sterben.

Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partiisch eure Geschichtschreiber sein müssen! Die unstrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sei wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war, so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht?

Ach, schweig nur; erwiderte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt!

Recht, mein Sohn; fiel der Vater, der dieser Unterredung zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undanke hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohltäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja, ich will zur Ehre der Menschen hoffen, — niemals. Aber die Wohltäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es wert, mein Sohn, daß sie Undank anstatt Erkenntlichkeit einwuchern.

Der Wolf auf dem Todsbette

Fab. Aesop. 144. Phaedrus lib. I. Fab. 8.

Der Wolf lag in den letzten Zügen und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangenes Leben zurück. Ich bin freilich ein Sünder, sagte er; aber doch, ich hoffe, keiner von den größten. Ich habe Böses getan; aber auch viel Gutes. Einmals, erinnere ich mich, kam mir ein blökendes Lamm, welches sich von der Herde verirret hatte, so nahe, daß ich es gar leicht hätte würgen können; und ich tat ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützende Hunde zu fürchten hatte.

Und das alles kann ich dir bezeugen; fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabei. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.

Der Stier und das Kalb

Phaedrus lib. V. Fab. 9.

Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stalltüre drängte, die obere Pfoste. Sieh einmal, Hirte! schrie ein junges Kalb; solchen Schaden tu' ich dir nicht. Wie lieb wäre mir es, versetzte dieser, wenn du ihn tun könntest!

Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der Kleinen Philosophen. „Der böse Bayle! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegnen Zweifeln geärgert!“ — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!

Die Pfauen und die Krähe

Fab. Aesop. 188. Phaedrus lib. I. Fab. 3.

Eine stolze Krähe schmückte sich mit den ausgefallenen Federn der farbigten Pfaue, und mischte sich kühn, als sie genug geschmückt zu sein glaubte, unter diese glänzende Vögel der Juno. Sie ward erkannt; und schnell fielen die Pfaue mit scharfen Schnäbeln auf sie, ihr den betriebrischen Putz auszureißen.

Lasset nach! schrie sie endlich; ihr habt nun alle das Eurige wieder. Doch die Pfaue, welche einige von den eignen glänzenden Schwingsfedern der Krähe bemerkt hatten, versetzten: Schweig, armselige Narrin; auch diese Können nicht dein sein! — und hackten weiter.

Der Löwe mit dem Esel

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Tiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine nasenweise Krähe von dem Baume zu: Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen? — Wen ich brauchen kann, versetzte der Löwe, dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.

So denken die Großen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Semeinschaft würdigen.

Der Esel mit dem Löwen

Phaedrus lib. I. Fab. 11.

Als der Esel mit dem Löwen des Aesopus, der ihn statt seines Jägerhorns brauchte, nach dem Walde ging, begegnete ihm ein anderer Esel von seiner Bekanntschaft, und rief ihm zu: Guten Tag, mein Bruder! — Unverschämter! war die Antwort. —

Und warum das? fuhr jener Esel fort. Bist du des-

wegen, weil du mit einem Löwen gehst, besser als ich?
mehr als ein Esel?

Die blinde Henne

Phaedrus lib. III. Fab. 12.

Eine blind gewordene Henne, die des Scharrens gewohnt war, hörte auch blind noch nicht auf, fleißig zu scharren. Was half es der arbeitsamen Närrin? Eine andre sehende Henne, welche ihre zarten Füße schonte, wich nie von ihrer Seite, und genoß, ohne zu scharren, die Frucht des Scharrens. Denn so oft die blinde Henne ein Korn aufgescharrt hatte, fraß es die sehende weg.

Der fleißige Deutsche macht die Collectanea, die der witzige Franzose nutzt.

Die Esel

Fabul. Aesop. 112.

Die Esel beklagten sich bei dem Zeus, daß die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. Unser starker Rücken, sagten sie, trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Tier erliegen müßten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nötigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu sein, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daß du uns darzu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursach' nicht sein.

Mein Geschöpf, antwortete Zeus ihrem Sprecher, die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daß eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit sei. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun

an euer Theil sein; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.

Zeus, schrien die Esel, du bist allezeit weise und gnädig! — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Das beschützte Lamm

Fabul. Aesop. 157.

Hylax, aus dem Geschlechte der Wolfshunde, bewachte ein frommes Lamm. Ihn erblickte Lykodes, der gleichfalls an Haar, Schnauze und Ohren einem Wolfe ähnlicher war, als einem Hunde, und fuhr auf ihn los. Wolf, schrie er, was machst du mit diesem Lamm? —

Wolf selbst! versetzte Hylax. (Die Hunde verkannten sich beide.) Seh! oder du sollst es erfahren, daß ich sein Beschützer bin!

Doch Lykodes will das Lamm dem Hylax mit Gewalt nehmen; Hylax will es mit Gewalt behaupten, und das arme Lamm — Treffliche Beschützer! — wird darüber zerissen.

Jupiter und Apollo

Fab. Aesop. 187.

Jupiter und Apollo stritten, welcher von ihnen der beste Bogenschütze sei. Laß uns die Probe machen! sagte Apollo. Er spannte seinen Bogen, und schoß so mitten in das bemerkte Ziel, daß Jupiter keine Möglichkeit sahe, ihn zu übertreffen. — Ich sehe, sprach er, daß du wirklich sehr wohl schießest. Ich werde Mühe haben, es besser zu machen. Doch will ich es ein andermal versuchen. — Er soll es noch versuchen, der Kluge Jupiter!

Die Wasserschlange

Fab. Aesop. 167. Phaedrus lib. I. Fab. 2.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben; anstatt eines friedlichen Klozes, eine gefäßige Wasserschlange.

Willst du unser König sein, schrieen die Frösche, warum verschlingst du uns? — Darum, antwortete die Schlange, weil ihr um mich gebeten habt. —

Ich habe nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang. — Nicht? sagte die Wasserschlange. Desto schlimmer! So muß ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast.

Der Fuchs und die Larve

Fab. Aesop. 11. Phaedrus lib. I. Fab. 7.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreißende Larve eines Schauspielers. Welch ein Kopf! sagte der betrachtende Fuchs. Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwägers gewesen sein?

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unserer Sinne!

Der Rabe und der Fuchs

Fab. Aesop. 205. Phaedrus lib. I. Fab. 13.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbei schlich, und ihm zurief: Sei mir gesegnet, Vogel des Jupiters! — Für wen siehst du mich an? fragte der Rabe. — Für wen ich dich ansehe? erwiderte der Fuchs. Bist du nicht der rüstige Adler, der

täglich von der Rechte des Zeus auf diese Eiche herab kömmt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schicken noch fortführt?

Der Rabe erstaunte, und freuete sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muß, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrtume nicht bringen. — Großmütig dumm ließ er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraß es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er verreckte.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Der Seizige

Fab. Aesop. 59.

Ich Unglücklicher! Flagte ein Seizhals seinem Nachbar. Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.

Du würdest, antwortete ihm der Nachbar, deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sei dein Schatz; und du bist nichts ärmer.

Wäre ich auch schon nichts ärmer, erwiderte der Seizhals; ist ein anderer nicht um so viel reicher? Ein anderer um so viel reicher! Ich möchte rasend werden.

Der Rabe

Fab. Aesop. 132.

Der Fuchs sahe, daß der Rabe die Altäre der Götter beraubte, und von ihren Opfern mit lebte. Da dachte er bei sich selbst: Ich möchte wohl wissen, ob der Rabe Anteil an den Opfern hat, weil er ein prophetischer Vogel ist;

oder ob man ihn für einen prophetischen Vogel hält, weil er frech genug ist, die Opfer mit den Göttern zu teilen.

Zeus und das Schaf

Fab. Aesop. 119.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mindern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzuwehrlös erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten? —

O nein, sagte das Schaf; ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben.

Oder, fuhr Zeus fort, soll ich Gift in deinen Speichel legen?

Ach! versetzte das Schaf; die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehasset. —

Nun was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.

Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden als der Bock.

Und gleichwohl, sprach Zeus, mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden, hüten sollen.

Müßt' ich das! seufzte das Schaf. O so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden als Unrecht tun.

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an, zu klagen.

Der Fuchs und der Tiger

Fab. Aesop. 159.

Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tiger, möchte ich mir wohl wünschen.

Und sonst hätte ich nichts, was dir anstünde? fragte der Tiger.

Ich wüßte nichts! — Auch mein schönes Fell nicht? fuhr der Tiger fort. Es ist so vielfarbig als dein Gemüt, und das Äußere würde sich vortrefflich zu dem Innern schicken.

Eben darum, versetzte der Fuchs, danke ich recht sehr dafür. Ich muß das nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daß ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!

Der Mann und der Hund

Fab. Aesop. 25. Phaedrus lib. II. Fab. 3.

Ein Mann ward von einem Hunde gebissen, geriet darüber in Zorn, und erschlug den Hund. Die Wunde schien gefährlich, und der Arzt mußte zu Rate gezogen werden.

Hier weiß ich kein besseres Mittel, sagte der Empirikus, als daß man ein Stück Brot in die Wunde tauche, und es dem Hunde zu fressen gebe. Hilft diese sympathetische Kur nicht, so — Hier suchte der Arzt die Achsel.

Unglücklicher Jachzorn! rief der Mann; sie kann nicht helfen, denn ich habe den Hund erschlagen.

Die Traube

Fab. Aesop. 156. Phaedrus lib. IV. Fab. 2.

Ich kenne einen Dichter, dem die schreiende Bewunderung seiner kleinen Nachahmer weit mehr geschadet hat als die neidische Verachtung seiner Kunststrichter.

Sie ist ja doch sauer! sagte der Fuchs von der Traube, nach der er lange genug vergebens gesprungen war. Das hörte ein Sperling und sprach: Sauer sollte die Traube sein? Darnach sieht sie mir doch nicht aus! Er flog hin, und kostete, und fand sie ungemein süße, und rief hundert näschige Brüder herbei. Kostet doch! schrie er; kostet doch!

Diese treffliche Traube schalt der Fuchs sauer. — Sie kosteten alle, und in wenig Augenblicken ward die Traube so zugerichtet, daß nie ein Fuchs wieder darnach sprang.

Der Fuchs

Fab. Aesop. 8.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornenstrauch. Er ließ sich auch glücklich daran nieder, nur daß ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. Elende Helfer, rief der Fuchs, die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!

Das Schaf

Fab. Aesop. 189.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Tiere ihm Geschenke brachten, vermißte Juno das Schaf.

Wo bleibt das Schaf? fragte die Göttin. Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?

Und der Hund nahm das Wort und sprach: Zürne nicht, Göttin! Ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut.

Und warum jammerte das Schaf? fragte die schon gerührte Göttin.

Ich Ärmstel so sprach es. Ich habe jetzt weder Wolle, noch Milch; was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daß er mich ihm opfere!

Indem drang, mit des Hirten Gebete, der Rauch des geopfertem Schafes, dem Jupiter ein süßer Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Träne geweinet, wenn Tränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Die Ziegen

Phaedrus lib. IV. Fab. 15.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner.

Überlegt es wohl, was ihr bittet: sagte Zeus. Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennlich verbunden, das euch so angenehm nicht sein möchte.

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: So habet denn Hörner!

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als die stolzen Hörner erfreuten!

Der wilde Apfelbaum

Fab. Aesop. 173.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaumes ließ sich ein Schwarm Bienen nieder. Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs, und der Baum ward so stolz darauf, daß er alle andere Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: Elender Stolz auf geliebene Süßigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst; und dann erst wird der Mensch dich segnen!

Der Hirsch und der Fuchs

Fab. Aesop. 226. Phaedrus lib. I. Fab. 11. et lib. I. Fab. 5.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchse: Nun wehe uns armen schwächern Tieren! Der Löwe hat sich mit dem Wolfe verbunden.

Mit dem Wolfe? sagte der Fuchs. Das mag noch hingehen! Der Löwe brüllet, der Wolf heulet; und so werdet ihr euch noch oft beizeiten mit der Flucht retten können. Aber alsdenn, alsdenn möchte es um uns alle geschehen

sein, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchse zu verbinden.

Der Dornstrauch

Fab. Aesop. 42.

Aber sage mir doch, fragte die Weide den Dornstrauch, warum du nach den Kleidern des vorbeigehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?

Nichts! sagte der Dornstrauch. Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen.

Die Furien

Suidas in *Αειπαρθενος*.

Meine Furien, sagte Pluto zu dem Boten der Götter, werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drei tüchtige Weibspersonen dazu aus. Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwei oder drei vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! Verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben, rühmet. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibest. Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst! Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: Ist es möglich? O Keuschheit! O Tugend!

Göttin, sagte Iris; ich hätte dir wohl drei Mädchen bringen können, die alle drei vollkommen streng und züchtig gewesen; die alle drei nie einer Mannsperson gelächelt; die alle drei den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam, leider, zu spät. —

Zu spät? sagte Juno. Wie so?
„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt.“
Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugend-
haften? —
„Zu Furien.“

Tiresias

Antoninus Liberalis c. 17.

Tiresias nahm seinen Stab, und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Tiresias seinen Stab auf, und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die miteinander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

Minerva

Laß sie doch, Freund, laß sie, die Kleinen hämischen Neider deines wachsenden Ruhmes! Warum will dein Witz ihre der Vergessenheit bestimmte Namen verewigen?

In dem unsinnigen Kriege, welchen die Riesen wider die Götter führten, stellten die Riesen der Minerva einen schrecklichen Drachen entgegen. Minerva aber ergriff den Drachen, und schleuderte ihn mit gewaltiger Hand an das Firmament. Da glänzt er noch; und was so oft großer Taten Belohnung war, ward des Drachen beneidenswürdige Strafe.

D r i t t e s B u c h

Der Besitzer des Bogens

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt als eine Jagd?

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zieraten, mein lieber Bogen!“ — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Die Nachtigall und die Lerche

Was soll man zu den Dichtern sagen, die so gern ihren Flug weit über alle Fassung des größten Theiles ihrer Leser nehmen? Was sonst, als was die Nachtigall einst zu der Lerche sagte: Schwingst du dich, Freundin, nur darum so hoch, um nicht gehört zu werden?

Der Geist des Salomo

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigener Hand zu pflügen, und mit eigener Hand

den reinen Samen in den lockern Schoß der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde, eine göttliche Erscheinung vor ihm da! Der Greis stutzte!

Ich bin Salomo: sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. Was machst du hier, Alter?

Wenn du Salomo bist, versetzte der Alte, wie kannst du fragen? Du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise; ich sahe ihren Wandel, und lernte von ihr fleißig sein, und sammeln. Was ich da lernte, das tue ich noch. —

Du hast deine Lektion nur halb gelernet: versetzte der Geist. Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und des Gesammelten genießen.

Das Geschenk der Feien

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der größten Regenten seines Landes ward, traten zwei wohlthätige Feien.

Ich schenke diesem meinem Lieblinge, sagte die eine, den scharfsichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht.

Das Geschenk ist schön: unterbrach sie die zweite Feie. Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfsichtigkeit, die kleinsten Mücken zu bemerken; er besitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenk!

Ich danke dir, Schwester, für diese weise Einschränkung: versetzte die erste Feie. Es ist wahr; viele würden weit größere Könige gewesen sein, wenn sie sich weniger mit ihrem durchdringenden Verstande bis zu den kleinsten Angelegenheiten hätten erniedrigen wollen.

Das Schaf und die Schwalbe

Η χελιδων — επι τα νωτα των προβατων ιζανει, και αποσπα του μαλλον, και εντευθεν τοις εαυτης βρεφει το λεχος μαλακον εστρωσεν. Aelianus lib. III. c. 24.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle, für ihr Nest, auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. Wie bist du denn nur gegen mich so karg? sagte die Schwalbe. Dem Hirten erlaubst du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf; und mir verweigertst du eine kleine Flocke. Woher kommt das?

Das kommt daher, antwortete das Schaf, weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weißt als der Hirte.

Der Rabe

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Und daher kommt es, ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch tun.

Und seitdem brütet der Rabe wirklich ganze dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts als elende Raben ausgebrütet.

Der Rangstreit der Tiere,

in vier Fabeln

1

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Tieren. Ihn zu schlichten, sprach das Pferd, lasset uns den Menschen zu Rate ziehen; er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unparteiischer sein.

Aber hat er auch den Verstand dazu? ließ sich ein Maulwurf hören. Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckte Vollkommenheiten zu erkennen.

Das war sehr weislich erinnert! sprach der Hamster.

Ja wohl! rief auch der Igel. Ich glaube es nimmermehr, daß der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitzt.

Schweigt ihr! befahl das Pferd. Wir wissen es schon: Wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigesten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.

2

Der Mensch ward Richter. — Noch ein Wort, rief ihm der majestätische Löwe zu, bevor du den Ausspruch tust! Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Wert bestimmen?

Nach welcher Regel? Nach dem Grade, ohne Zweifel, antwortete der Mensch, in welchem ihr mir mehr oder weniger nützlich seid. —

Vortrefflich! versetzte der beleidigte Löwe. Wie weit würde ich alsdenn unter dem Esel zu stehen kommen! Du kannst unser Richter nicht sein, Mensch! Verlaß die Versammlung!

3

Der Mensch entfernte sich. — Nun, sprach der höhnische Maulwurf, — (und ihm stimmte der Hamster und der Igel wieder bei) — siehst du, Pferd? der Löwe meint es auch, daß der Mensch unser Richter nicht sein kann. Der Löwe denkt wie wir.

Aber aus bessern Gründen als ihr! sagte der Löwe, und warf ihnen einen verächtlichen Blick zu.

4

Der Löwe fuhr weiter fort: Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit! Haltet mich für den vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleich viel. Genug, ich kenne mich! — Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgte der weise Elefant, der kühne Tiger, der ernsthafteste Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd; kurz, alle, die ihren Wert fühlten, oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegeben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren — der Affe und der Esel.

Der Bär und der Elefant

Aelianus de nat. animal. lib. II. cap. 11.

Die unverständigen Menschen! sagte der Bär zu dem Elefanten. Was fordern sie nicht alles von uns bessern Tieren! Ich muß nach der Musik tanzen; ich, der ernsthafte Bär! Und sie wissen es doch nur allzuwohl, daß sich solche Poffen zu meinem ehrwürdigen Wesen nicht schicken; denn warum lachten sie sonst, wenn ich tanze?

Ich tanze auch nach der Musik: versetzte der gelehrige Elefant; und glaube eben so ernsthaft und ehrwürdig zu sein als du. Gleichwohl haben die Zuschauer nie über mich gelacht; freudige Bewunderung bloß war auf ihren Gesichtern zu lesen. Glaube mir also, Bär; die Menschen lachen nicht darüber, daß du tanzest, sondern darüber, daß du dich so albern dazu anschließst.

Der Strauß

Das pfeilschnelle Rentier sahe den Strauß, und sprach: Das Laufen des Straußes ist so außerordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.

Ein andermal sahe der Adler den Strauß und sprach: Fliegen kann der Strauß nun wohl nicht; aber ich glaube, er muß gut laufen können.

Die Wohltaten,

in zwei Fabeln

1

Hast du wohl einen größern Wohltäter unter den Tieren als uns? fragte die Biene den Menschen.

Ja wohl! erwiderte dieser.

„Und wen?“

Das Schaf! Denn seine Wolle ist mir notwendig, und dein Honig ist mir nur angenehm.

2

Und willst du noch einen Grund wissen, warum ich das Schaf für meinen größern Wohltäter halte als dich Biene? Das Schaf schenket mir seine Wolle ohne die geringste Schwierigkeit; aber wenn du mir deinen Honig schenkest, muß ich mich noch immer vor deinem Stachel fürchten.

Die Eiche

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabenen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträucher lagen unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sah sie des Morgens darauf. Was für ein Baum! rief er. Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß er so groß gewesen wäre!

Die Geschichte des alten Wolfs,

in sieben Fabeln

Aelianus libr. IV. cap. 15.

1

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleißenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem güthlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Herden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger tut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache

mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden sein. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmütigste Tier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? Das kann wohl sein: versetzte der Schäfer. Aber wenn bist du denn satt? Du und der Seiz werden es nie. Geh deinen Weg!

2

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer.

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir, das Jahr durch, manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben; so bin ich zufrieden. Du kannst alsdenn sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer. Das ist ja eine ganze Herde! —

Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfem begnügen: sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?“ — —

Nicht ein einziges; fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl töricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3

Aller guten Dinge sind drei; dachte der Wolf und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Tier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir tut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Herde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei

und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! Welche Kleinigkeit! Könnte ich großmütiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es tut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu späte kommst. Deine ausgebissenen Zähne verraten dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

4

Der Wolf ward ärgerlich, faßte sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zunutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen ausöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber, anstatt deines verstorbenen Hundes, in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? —

„Was meine ich denn sonst? Freilich.“

Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Horden einnehme, sage mir doch, wer sollte alsdenn meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu sein, das halten wir Menschen — —

Ich höre schon: sagte der Wolf; du fängst an zu moralisieren. Lebe wohl!

Wäre ich nicht so alt! Entschte der Wolf. Aber ich muß mich, leider, in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deinesgleichen wenigstens Kenne ich: versetzte der Schäfer.

„Meinesgleichen? Daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner, und aller Schäfer Freundschaft wohl wert bin.“

Und wie sonderbar bist du denn?

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit toten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Herde einsfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht —“

Spare der Worte! sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal tote, wenn ich dein Feind nicht sein sollte. Ein Tier, das mir schon tote Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für tot, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh!

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön; die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

„Nun, so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode; und ich vermache dir meinen Pelz.“

Ei sieh doch! sagte der Schäfer. Kommst du auch hinter die Schliche der alten Seizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er wert wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen,

so gib ihn mir gleich igt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf flohe.

7

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und geriet in die äußerste Wut. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tötet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riß ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir taten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Äußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

Die Maus

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daß sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daß, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wußte nicht, daß es auch geflügelte Katzen gibt. Und so beruhet unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit!

Die Schwalbe

Glaubet mir, Freunde; die große Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Wert nicht, und ach! sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein ebenso tonreicher, melodischer Vogel als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen,

und da von niemand, als dem fleißigen Landmanne und der unschuldigen Schäferin gehöret und bewundert zu werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundin, und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

Der Adler

Man fragte den Adler: warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?

Der Adler antwortete: Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?

Der junge und der alte Hirsch

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.

Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen sein! seufzete der Enkel.

Du schließt zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohres, Pfeile und Bogen; und wir waren ebenso schlimm daran als jetzt.

Der Pfau und der Hahn

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Steh einmal, wie hochmütig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau.

Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersiehet. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

Der Hirsch

Die Natur hatte einen Hirsch von mehr als gewöhnlicher Größe gebildet, und an dem Halse hingen ihm lange Haare herab. Da dachte der Hirsch bei sich selbst: Du könntest dich ja wohl für ein Elend ansehen lassen. Und was tat der Eitele, ein Elend zu scheinen? Er hing den Kopf traurig zur Erde, und stellte sich, sehr oft das böse Wesen zu haben.

So glaubt nicht selten ein witziger Seck, daß man ihn für keinen schönen Geist halten werde, wenn er nicht über Kopfweh und Hypochonder Plage.

Der Adler und der Fuchs

Sei auf deinen Flug nicht so stolz! sagte der Fuchs zu dem Adler. Du steigst doch nur deswegen so hoch in die Luft, um dich desto weiter nach einem Aase umsehen zu können.

So kenne ich Männer, die tieffinnige Weltweise geworden sind, nicht aus Liebe zur Wahrheit, sondern aus Begierde zu einem einträglichen Lehramte.

Der Schäfer und die Nachtigall

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des parnassischen Geschmeißes? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören mußte.

Singe doch, liebe Nachtigall! rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin, an einem lieblichen Frühlingsabende, zu.

Ach! sagte die Nachtigall; die Frösche machen sich so laut, daß ich alle Lust zum Singen verliere. Hörest du sie nicht?

Ich höre sie freilich: versetzte der Schäfer. Aber nur dein Schweigen ist schuld, daß ich sie höre.

A n h a n g

Der Riese

Ein rebellischer Riese schoß seinen vergifteten Pfeil über sich in den Himmel, niemand Geringerem als einem Gott das Leben damit zu rauben. Der Pfeil flog in die unermessenste Ferne, in welcher ihm auch der schärfere Blick des Riesens nicht folgen konnte. Schon glaubte der Rasende sein Ziel getroffen zu haben, und fing an, ein gotteslästerliches Triumphlied zu jauchzen. Endlich aber gebrach dem Pfeile die mitgetheilte Kraft der schnellenden Sehne; er fiel mit einer stets wachsenden Wucht wieder herab, und tötete seinen frevelnden Schützen.

Unsinnige Spötter der Religion, eure Zungenpfeile fallen weit unter ihrem ewigen Throne wieder zurück; und eure eigne Lästereien sind es, die sie an euch rächen werden.

Der Falke

Des einen Glück ist in der Welt des andern Unglück. Eine alte Wahrheit, wird man sagen. Die aber, antworte ich, wichtig genug ist, daß man sie mit einer neuen Fabel erläutert.

Ein blutgieriger Falke schoß einem unschuldigen Taubenpaare nach, die sein Anblick eben in den vertrautesten Anzeichen der Liebe gestört hatte. Schon war er ihnen so nah, daß alle Rettung unmöglich schien; schon gurrten sich die

zärtlichen Freunde ihren Abschied zu. Doch schnell wirft der Falke einen Blick aus der Höhe, und wird unter sich einen Hasen gewahr. Er vergaß die Tauben; stürzte sich herab, und machte diesen zu seiner bessern Beute.

Damon und Theodor

Der schwarze Himmel drohte der Welt den fürchterlichsten Beschluß des schönsten Sommertages. Noch ruhten Damon und Theodor unter einer kühlenden Laube; zwei Freunde, die der Welt ein rares Beispiel würden gewesen sein, wenn sie die Welt zum Zeugen ihrer Freundschaft gebraucht hätten. Einer fand in des andern Umarmungen, was der Himmel nur die Tugendhaften finden läßt. Ihre Seelen vermischten sich durch die zärtlichsten Gespräche, in welchen sich Scherz und Ernst unzertrennlich verknüpften. Der Donner rollte stürmisch in der Luft, und beugte die Knie heuchlerischer Knechte. Was aber hat die Tugend zu fürchten, wenn Gott den Lasterhaften drohet? Damon und Theodor blieben geruhig . . . Doch schnell stand in dem Damon ein fürchterlicher Gedanke auf: wie wann ein solcher Schlag mir meinen Freund von der Seite risse? . . . So schnell als dieser Gedanke sein Herz mit Schrecken übergieß, und die Heiterkeit aus seinen Blicken vertilgte; so schnell sah er ihn . . . unerforschliches Schicksal! . . . wahr gemacht. Theodor fiel tot zu seinen Füßen, und der Blitz kehrte triumphierend zurück. Rechte des Donnergottes, schrie Damon, wenn du auf mich gezielt hast, so hast du mich nur allzumohl getroffen. Er zog sein Schwert aus, und verschied auf seinem Freunde.

Zärtliche Seelen, werdet ihr dieser Geschichte eine heilige Träne zollen? Weinet, und empfindet in eurer lebhaften Vorstellung die Süßigkeit mit einem Freunde zu sterben.

Der Schäferstab

Schön war der Schäferstab des jungen Daphnis; von Zypressen war der schlanke Stab; der Krönende Knopf, Oleaster.

Und o, was für Wunder hatte der ätolische Künstler um den Knopf geschnitzt; Daphnis gab ihm dafür drei Lämmer mit ihren säugenden Müttern, aber es war eine Herde, mehr als eine ganze Herde wert.

So wert hielt ihn auch Daphnis; werter, wie seine zwei Augen; werter, als Polyphem sein einziges Auge.

Lange Zeit schien ihm keine Hirtin so schön als sein Stab. Aber Amor erzürnte über den eiteln Jüngling — und Daphnis sahe die lächelnde Corysía.

Nun schien ihm eine Hirtin schöner als sein Stab! Er staunte, wünschte, gestand, flehte, weinte — blieb unerhört.

Unerhört bis an den dritten Abend. Da trieb Corysía spät an ihm vorbei; die Dämmerung machte den Hirten kühner, die Hirtin gefälliger; er verdankte der Dämmerung zwei Küsse, halb geraubte, halb gegebene Küsse! — O der Entzückung! o der tobenden Freude des Hirten!

O Zwillinge der honigsüßen Lippen meiner Corysía! o unvergeßliche Küsse! So rief Daphnis und wollte ihre Zahl mit zwei tiefen Kerben in die junge Linde schneiden, die er vor allen am heiligen Quell liebte.

Aber — fragte sich der Hirte — Warum in die Linde? Kann ich immer unter der Linde liegen, und die Kerbe im Auge haben? Da steht sie fest und eingewurzelt, bestimmt nur einen kleinen Umfang zu beschließen. — Sie kann nicht mit mir wohnen.

Aber mein Stab kann mit mir gehn — mein schöner Stab so schöner Zeichen nicht unwürdig!

Und er schnitt — grausamer Hirt! — zwei tiefe Kerbe in den Stab, in der Form von Lippen, nahe unter dem Knopfe, wo die Hand gewöhnlich lag, und küßte und drückte den Ort, als ob es die weiche Hand der Corysía wäre,

216

und faßte von nun an den Stab nirgends als über die Kerbe.

Nicht wenig günstig war dem Daphnis der folgende Tag, und der Stab bekam drei Lippen mehr; und den Morgen darauf sieben.

Wie freue ich mich, sprach er, dich bald vollendet zu sehen, bald voller Heiner Lippen. Corysía habe ich mit Untergang der Sonne in den Hain bestellt, die Nachtigall mit ihr zu hören — —

Das hast du getan, Corysía? Zu gefällige Corysía! o brich dein Wort, wenn dir dein Schäfer lieb ist —

Umsonst sie fanden sich im Haine! Und o der unzähligen Zahl von Küßsen! Jeden Ton der Nachtigall begleitete ein Kuß. Mich jammert der Stab —

Gesättigt trennt sich mein Paar — — Morgen sind wir doch wieder hier? sagte das Mädchen — und der Hirte ging und warf sich auf sein Lager von Fellen — — Er schläft, er erwacht. — Und was wird das erste sein, als seinen Stab zu Kerben? — — Doch er sahe die Unmöglichkeit, sie alle zu merken — und diese Unmöglichkeit, alle Küsse zu behalten, verwundete sie — Daphnis sprach kaltsinnig: Schade, daß ich dir den schönen Stab so verdorben, ich will ihn nicht weiter verderben —

Der Naturalist

Ein Mann, der das Namenregister der Natur vollkommen inne hatte, jede Pflanze, und jedes dieser Pflanze eigenes Insekt zu nennen, und auf mehr als eine Art zu nennen wußte; der den ganzen Tag Steine aufsah, Schmetterlingen nachlief, und seine Beute mit einer recht gelehrten Unempfindlichkeit spießte; so ein Mann, ein Naturalist — — (sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt) durchjagte den Wald, und verweilte sich endlich bei einem Ameisenhaufen. Er fing an darin zu wühlen, durchsuchte ihren eingesammelten Vorrat, betrachtete ihre Eier, deren

er einige unter seine Mikroskope legte, und richtete, mit einem Worte, in diesem Staate der Emsigkeit und Vorsicht, keine geringe Verwüstung an.

Unterdeffen wagte es eine Ameise, ihn anzureden. Bist du nicht etwa gar, sprach sie, einer von den Faulen, die Salomo zu uns schickt, daß sie unsre Weise sehen, und von uns Fleiß und Arbeit lernen sollen?

Die alberne Ameise; einen Naturalisten für einen Faulen anzusehen.

Der Wolf und das Schaf

Der Durst trieb ein Schaf an den Fluß; eine gleiche Ursache führte auf der anderen Seite einen Wolf herzu. Durch die Trennung des Wassers gesichert und durch die Sicherheit höhnisch gemacht, rief das Schaf dem Räuber hinüber: „Ich mache dir doch das Wasser nicht trübe, Herr Wolf? Sieh mich recht an; habe ich dir nicht etwa vor sechs Wochen nachgeschimpft? Wenigstens wird es mein Vater gewesen sein?“ Der Wolf verstand die Spöttere; er betrachtete die Breite des Flusses und knirschte mit den Zähnen. Es ist dein Glück, antwortete er, daß wir Wölfe gewohnt sind, mit euch Schafen Geduld zu haben; und ging mit stolzen Schritten weiter.

Der hungrige Fuchs

Ich bin zu einer unglücklichen Stunde geboren! so klagte ein junger Fuchs einem alten. Fast keiner von meinen Anschlägen will mir gelingen. — Deine Anschläge, sagte der ältere Fuchs, werden ohne Zweifel doch Flug sein. Laß doch hören, wann machst du deine Anschläge? — Wann ich sie mache? Wann anders, als wenn mich hungert? — — Wenn dich hungert? fuhr der alte Fuchs fort. Ja! da haben wir es! Hunger und Überlegung sind nie beisammen. Mache sie künftig, wenn du satt bist; und sie werden besser ausfallen.

218

Fragmente

— — — disiecti membra poetae.

Horaz.

Aus einem

Gedicht über die menschliche Glückseligkeit

Wie kommt es, daß ein Geist, der nichts als Glauben haßt,
Und nichts als Gründe liebt, den Schatten oft umfaßt,
Wenn er die Wahrheit denkt in sichern Arm zu schließen,
Daß ihm zum Anstoß wird, was alle Kinder wissen?
Wer lehrt mich, ob's an ihm, ob's an der Wahrheit liegt?
Verführet er sich selbst? Ist sie's, die ihn betriegt?
Vielleicht hat beides Grund, und wir sind nur erschaffen,
Anstatt sie einzusehn, bewundernd zu begaffen.
Sie, die der Dirne gleicht, die ihre Schönheit kennt,
Und jeden an sich lockt, und doch vor jedem rennt.
Auch dem, der sie verfolgt, und fleht und schenkt und schwöret,
Wird kaum ein Blick gegönnt, und wird nur halb gehört.
Verzweifelnd und verliebt wünscht sie die Welt zu sehn;
Stürzt jeden in Gefahr, um keinem beizustehn.
Ein Zweifler male sich ihr Bild in diesen Zügen!
Nein, sie betriegt uns nie! . . . Wir sind's, die uns betriegen.

* * *

Ein Geist, der auf dem Pfad, den man vor ihm gegangen,
Nicht weiter kommen kann als tausend mitgelangen,
Verliert sich in der Meng', die kein Verdienst besitzt,
Als daß sie redlich glaubt, und was sie weiß, beschützt.
Dies ist es, was ihn quält. Er will, daß man ihn merke.
Zum Folgen allzu stolz, fehlt ihm der Führer Stärke.
Drum springt er plötzlich ab, sucht kühn, doch ohn' Verstand,
Ein neues Wahrheitsreich, ein unentdecktes Land.

Ihm folgt ein leichter Schwarm noch zehnmal Kleinrer Geister.
Wie glücklich ist er nun; die Rotte nennt ihn Meister.
Er wagt sich in die Welt mit Witz und frecher Stirn.
Und was lehrt uns denn nun sein göttliches Gehirn?
Danke sei dem großen Geist, der Furcht und Wahn ver-
trieben!

Er spricht's, und Gott ist nicht zu fürchten, nicht zu lieben.
„Die Freiheit ist ein Traum: die Seele wird ein Ton,
Und meint man nicht das Hirn, versteht man nichts davon.
Dem Gut und Bösen setzt ein blöder Weise Schranken,
Und ihr beglaubtes Nichts wohnt nur in den Gedanken.
Cartusch und er, der nie sein Leid und Meid vergaß,
Cartusch und Epiktet verdient nicht Ruhm, nicht Haß.
Der stahl, weil's ihm gefiel, und weil er stehlen mußte;
Der lebte tugendhaft, weil er nichts Bessers wußte;
Der ward wie der regiert, und seiner Taten Herr
War, wie ein Uhrwerk nie, auch nie ein Sterblicher.
Wer tut was ihm gefällt, tut das, was er tun sollte;
Nur unser Stolz erfand das leere Wort: ich wollte.
Und eben die, die uns stark oder schwach erschafft,
Sie, die Natur, schafft uns auch gut und lasterhaft —“
Wer glaubte, daß ein Geist, um kühn und neu zu denken,
Sich selber schänden kann, und seine Würde kränken?

* * *

Der Menge Beifall ist zwar nie der Wahrheit Grund,
Und oft liegt ihre Lehr' in eines Weisen Mund,
Der, alles selbst zu sehn, in sich zurückgegangen,
Des Zweifels Segengift durch Zweifeln zu erlangen.
Doch macht den größern Teil auch das zum Lügner nicht,
Weil der und jener Narr von Segengründen spricht.
Er, der die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen;
Doch wenn die Menge fehlt, so kann auch einer fehlen.
Ich glaub', es ist ein Gott, und glaub' es mit der Welt,
Weil ich es glauben muß, nicht weil es ihr gefällt.
Doch der, der sich nicht selbst zu denken will erklühen,

Der fremdes Wissen nutzt, dem andrer Augen dienen,
Folgt Flügl'icher der Meng' als einem Sonderling . . .

* * *

Es'nug, wer Gott leugnen kann, muß sich auch leugnen können.
Bin ich, so ist auch Gott. Er ist von mir zu trennen,
Ich aber nicht von ihm. Er wär', wär' ich auch nicht;
Und ich fühl' was in mir, das für sein Dasein spricht.
Weh dem, der es nicht fühlt, und doch will glücklich werden,
Gott aus dem Himmel treibt, und diesen sucht auf Erden!

* * *

Beklagenswürd'ge Welt, wenn dir ein Schöpfer fehlt,
Des Weisheit nur das Wohl zum Zweck der Taten wählt!
Spielt nur ein Ungefähr mit mein und deinem Wesen,
Ward ich nur, weil ich ward, und bist du nicht erlesen;
Was hält den feigen Arm, daß er beim kleinsten Schmerz,
Zu seiner Rettung, sich den Dolch nicht drückt ins Herz?
Stirb, weil dein Leiden doch zu keiner Absicht zwecket,
Und dich in Freud und Leid ein häm'scher Zufall necket,
Der dich durch kurze Lust rückweise nur erquickt,
Daß dich der nächste Schmerz nicht unempfindlich drückt.
Ein Messer schätzt kein Spiel, wo nur der Fall regieret,
Und Klugheit nichts gewinnt, und Dummheit nichts verlieret.
Verlust ohn' meine Schuld ist ein zu bitteres Gift,
Und Glück ergötzt mich nicht, das auch die Narren trifft.
Stirb, und verlaß die Welt, das Urbild solcher Spiele,
Wo ich Pein ohne Schuld, und Lust mit Ekel fühle.
Doch warum eifr' ich so? Gott ist, mein Glück steht fest,
Das Wechsel, Schmerz und Zeit mir schmachhaft werden läßt.

* * *

Die Wahrheit wird manchmal in Fabeln gern gehört;
So höre, was mich einst ein frommer Mönch gelehrt.
Zur gütigen Natur kroch, mit Verdruß und Klage,
Der Gärten fleiß'ger Feind, der ird'sche Feind vom Tage.

„Natur, dem Maulwurf nur warst du stiefmütterlich?
 Für alle sorgtest du? und sorgtest nicht für mich?“
 „„Was klagst du?““ .. „O Natur! das solltest du nicht wissen?
 Warum soll ich allein das Glück zu sehen missen?
 Der Mensch sieht, ich bin blind. Mein Leben hängt daran;
 Der Falle zu entgehn, gib, daß ich sehen kann.“
 „„Sei sehend, daß ich auch bei dir entschuldigt werde!““
 Er sah, und grub sich gleich in die geliebte Erde.
 Hier, wo kein Strahl des Lichts die Finsternis verjagt,
 Was nützt ihm hier sein Glück? daß er von neuem klagt.
 „Natur,“ schrie er zurück, „das sind unmöglich Augen.“
 „„Sie sind's, nur daß sie nicht für einen Maulwurf taugen.““

* * *

Und das, was in mir wohnt, was in mir fühlt und denkt;
 Das, was zwar mein Gehirn, doch nicht die Welt umschränkt;
 Das, was sich selber weiß, und zu sich spricht: ich bin;
 Was auch die Zeit beherrscht, und was mit der will fliehn,
 Durch unsichtbare Macht auf heut und morgen bringet,
 Und Morgen, eh' es wird, mit weitem Blick durchdringet;
 Das mich, dem die Natur die Flügel nicht verleiht,
 Vom niedern Staube hebt, die Himmel zu umziehn;
 Das, was die Stärk' ersetzt, die in dem Löwen wütet,
 Wodurch der Mensch ein Mensch, und ihm als Mensch gebietet:
 Das wird des Uhrwerks Kraft, das im Gehirne geht,
 Und seines Körpers Teil, weil man es nicht versteht.
 Doch sprich, du kluger Tor, wenn es die Körper zeugen,
 Versteht man es dann eh', als wenn es Geistern eigen?
 Du machest Schwierigkeit durch Schwierigkeiten klar,
 Vertreibst die Dämmerung, und bringst die Nacht uns dar.
 Wie jezo meinem Licht, das in den stillen Stunden
 Mit meinem Fleiße wacht, der noch kein Glück gefunden,
 Da ich es putzen will, die unachtsame Hand
 Den Dacht zu knapp gekürzt, die Flamme gar verschwand etc.

Aus einem
Gedichte an den Herrn Baron von Sp**

Die Schule macht den Dichter? Nein.
Er, welchen die Natur zu ihrem Maler wählet,
Und ihn, ein Mehr als Mensch zu sein,
Mit jenem Feuer beseelet,
Das leider mir! doch nicht von Sp** fehlet;
Dem sie ein fühlend Herz und ein harmonisch Ohr,
Und einen Geist verlieh, dem Glück und Ehr' und Tor
Nie marternd Mißvergnügen macht,
Wenn nur auf ihn die holde Muse lacht,
Die seinen edlern Theil von dem Vergessen sparet,
Wofür kein Titel nicht, nicht Königsgunst bewahret.
Ein solcher dringt hervor, wohin das Glück ihn stieß,
Das gern auch Dichter plagen wollte,
Ist minder das, was es ihn werden ließ,
Als was er werden sollte.

* * *

Und schon hat man gesehen,
Als zweifach Adams Sohn, ihn hinterm Pfluge gehen.
Als fauler Rinder Herr wagt er ein göttlich Lied,
Das Musen vom Olymp, ihn aus dem Staube zieht;
Er wirft den Zepter weg, den er mit Klatschen schwang,
Singt schöner ungelehrt, als S** mühsam sang.

* * *

Noch öfter treibet ihn, für Musen nur geschaffen,
Ein neidisches Geschick zu ungeliebten Waffen,
Und läßt ihn, statt auf Pindus' Höh',
Im wühlenden Gelärm des wilden Lagers schlafen.
Jedoch umsonst: sein rührend Rohr
Schweigt bei Karthagen nicht, und tönt Trommeten vor.
Sein Mut erstickt nicht seinen Witz;
Sein zärtliches Gefühl nicht Eier berühmt zu sterben;

Und die gefaltne Stirn, des Schreckens finst'rer Sitz,
Vom Einfall aufgeklärt, wird keinen Scherz verderben.
Die Musen staunen sanft, bei Helden sich zu finden,
Die ihrer Lorbeern Schmuß in Mavors' Lorbeern winden.

Aus einem Gedichte

über den jetzigen Geschmack in der Poesie

Noch rollt dein leichter Vers auf leichten Jamben fort;
Noch bringst du gleichen Schall an den gewohnten Ort;
Noch denkst du, wie man denkt, eh' man den Witz verwöhnet,
Daß er sich ekel nur nach seltenen Bildern sehnet;
Noch redst du, wie man redt, eh' man die Zunge bricht,
Daß sie lateinisch Deutsch mit schönem Stammeln spricht;
Noch hast du nicht gewagt ein römisches Lied zu spielen,
Das von Gedanken strotzt, doch minder hat zum Fühlen;
Noch tönt dein schwacher Mund die Göttersprache nicht;
Noch gibst du jedem Zug sein ihm gehörig Licht;
Noch trägt Wort und Begriff bei dir nicht neue Banden,
Wer dich gelesen hat, der hat dich auch verstanden;
Du bist von kalter Art, die gern vernünftig denkt,
Und ihrem Zweifel mehr als ihrem Witze schenkt . . .
Und willst ein Dichter sein? . . . Seh, laß den schweren Namen,
Zum Dichter trägtst du kaum den ungekäumten Samen.

So sprach ein großer Geist, von K** Feuer erhitzt,
Zu meiner Muse jüngst, die noch im Dunkeln sitzt.
Mitleidig wollt' er mich die kühnen Wege lehren,
Wo uns die Welt nicht hört, doch künft'ge Welten hören.
Nein, sprach ich, jener Wahn hat mich noch nicht berauscht,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauscht;
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände leget,
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht träget.
Du siehst, wo Opitz ging . . . Voll Zorn verließ er mich,
Und donnert hinten nach: kein Schweizer lobe dich!

Erschüttert von dem Fluch bis in das Mark der Glieder,
Schlug ich, dem Sünder gleich die Augen schamrot nieder,

Für den die Rache schon den Stab gebrochen hat,
 Bestimmt zum Prediger der Tugend auf dem Rad.
 Vom kalten Schaur erlosch in mir das heil'ge Feuer,
 Das stille Dichter lehrt auch sonder einem M**.
 Voll Ekel sah ich mich, und sahe mich veracht;
 Von Enkeln nicht gekannt, die B** schwärmerisch macht.
 Ich sah voll Furcht hinaus auf Szenen künst'ger Dichter;
 Die Wage der Kritik hielt ein gewalt'ger Richter,
 Der seines Beifalls Wucht mit auf die Schale legt,
 Die, wie sein Finger will, steigt, oder überschlägt etc.

Aus einem Gedichte an den Herrn M**

Der lobt die Neuern nur, und der lobt nur die Alten.
 Freund, der sie beide kennt, sprich, mit wem soll ich's halten?
 Die Weisheit, war sie nur versloßner Zeiten Ehr'?
 Ist nicht des Menschen Geist der alten Größe mehr?
 Wie? oder ward die Welt zu unsrer Zeit nur weise?
 Und stieg die Kunst so spät bis zu dem höchsten Preise?
 Nein, nein; denn die Natur wirkt sich stets selber gleich,
 Im Wohltun stets gerecht, an Gaben allzeit reich.
 An Geistern fehlt es nie, die aus gemeinen Schranken
 Des Wissens sich gewagt, voll schöpfrischer Gedanken;
 Nur weil ihr reger Sinn nicht allzeit Eins geliebt,
 Ward von der Kunst bald der, bald jener Teil geübt.
 Das Alter wird uns stets mit dem Homer beschämen,
 Und unsrer Zeiten Ruhm muß Newton auf sich nehmen.
 Zwei Geister gleich an Größ', und ungleich nur im Werk,
 Die Wunder ihrer Zeit, des Neides Augenmerk.
 Wer zweifelt, daß Homer ein Newton worden wäre,
 Und Newton, wie Homer, der ew'gen Dichtkunst Ehre,
 Wenn dieser das geliebt, und dieses der gewählt,
 Worinne beiden doch nichts mehr zum Engel fehlt?

Vor diesem galt der Witz, und durch den Witz der Dichter,
 Selbst Griechen machten ihn zum Feldherrn und zum Richter.

Jetzt sucht man mehr als Wig; die Zeit wird gründlicher,
Und macht den Weg zum Ruhm dem Weisen doppelt schwer.
Nutz geht Vergnügung vor. Was nur den Geist ergötzet,
Den Beutel ledig läßt, verdient das, daß man's schätzt?
Ihr weisen Enkel seht der Eltern Fehl wohl ein:
Sonst ward der Dichter groß, nun wird's ein Schreiber sein.
Schon recht, der nutzt dem Staat. Und müßige Poeten
Hat Platos Republik, Europa, nicht vonnöten.

Was ist denn ihre Kunst, und worauf trogen sie?
Der Dummkopf, der sie schmäh't, begriff ihr Vorrecht nie.
Ihr Muster ist Natur, sie in belebten Bildern,
Mit eignen Farben uns, verschönert oft, zu schildern.
Doch, Dichter, sage selbst, was schilderst du von ihr?
Der Dinge Flächen nur und Schein gefallen dir.
Wie sie das Auge sieht, dem Geiste vorzumalen,
Bleibst du den Sinnen treu, und machst aus Geistern Schalen.
Ins Innre der Natur dringt nie dein kurzer Blick;
Dein Wissen ist zu leicht, und nur des Pöbels Glück.

Allein mit Kühnem Aug' ins Heiligthum zu blicken,
Wo die Natur im Werk, bemüht mit Meisterstücken,
Bei dunkler Heimlichkeit, der ew'gen Richtschnur treu,
Zu unserm Rätsel wird, und Kunst ihr kommt nicht bei;
Der Himmel Kenner sein; bekannt mit Mond und Sternen,
Ihr Geis, Zeit, Eröß' und Licht durch glücklichs Raten lernen;
Nicht fremd sein auf der Welt, daß man die Wohnung kennt,
Des Herrn sich mancher Tor, ohn' sie zu kennen, nennt;
Bald in dem finstern Schacht, wo Graus und Reichthum thronet,
Und bei dem Nutz Gefahr in hohlen Felsen wohnet,
Der Steine teure Last, der Erzte hart Geschlecht,
Der Sänge Wunderlauf, was schimmernd und was echt,
Mit mühsamer Gefahr und fährlichen Beschwerden,
Neugierig auszuspähn, und so ihr Herr zu werden;
Bald in der lust'gen Plän, im schauernd dunkeln Wald,
Auf kahler Berge Haupt, in krummer Felsen Spalt,
Und wo die Neubegier die schweren Schritte leitet,
Und Frost und Wind und Weg die Lehrbegier bestreitet,

228

Der Pflanzen grünen Zucht gelehrig nachzugehn,
 Und mit dem Pöbel zwar, doch mehr als er, zu sehn;
 Bald mehr Vollkommenheit in Tieren zu entdecken,
 Der Vögel Feind zu sein und Störer aller Hecken;
 Zu wissen, was dem Bär die starken Knochen füllt,
 Was in dem Elend zußt, was aus dem Ochsen brüllt,
 Was in dem Ozean für scheußlich Untier schwimmt,
 Und welche Schneckenbrut an seinem Ufer kimmmt;
 Was jedem Tier gemein, was ihm besonders ist,
 Was jedes Reich verbindet, wo jedes March sich schließt;
 Bald mit geübtem Blick den Menschen zu ergründen,
 Des Blutes Kreislauf sehn, sein festes Triebwerk finden:
 Dazu gehöret mehr, als wenn beim Glase Wein
 Der Dichter ruhig singt, besorgt nur um den Schein.

O Zeit, beglückte Zeit! wo gründlich seltne Geister,
 Gott in der Kreatur, im Kunststück seinen Meister,
 Dem Spötter aufgedeckt, der blind sich und die Welt,
 Für eine Glücksgeburt des blinden Zufalls hält.
 Rühmt eure Dichter nur, ihr Väter alter Zeiten,
 Die Meister schönes Wahns, und Kleiner Trefflichkeiten,
 Durch die Gott und sein Dienst ein albern Märlein ward,
 Vom Pöbel nur geglaubt, der Geister kleinsten Art.
 Die Wahrheit kam zu uns im Glanz herab geflogen,
 Und hat im Newton gern die Menschheit angezogen.
 Uns ziert ein Aldrovand, ein Reaumur ziert uns mehr
 Als alle Musen euch im einzigen Homer.
 Was Großes ist es nun, sich einen Held erdenken,
 Und ihn mit eigner Kraft in schweres Unglück senken,
 Woraus ihn bald ein Gott, bald unbeglaubter Mut
 Mit großen Taten reißt, die der Poete tut?
 Braucht nicht der Philosoph mehr Witz und stärkere Sinnen,
 Der Kleine Wunder sucht, bekannt mit Wurm und Spinnen?
 Dem keine Raupe kriecht, der Namen er nicht nennt,
 Und jeden Schmetterling vom ersten Ursprung kennt;
 Dem Fliegen nicht zu Klein, noch Käfer zu geringe,
 Und in der Mücke sieht den Schöpfer aller Dinge;

Dem jeder Eßigtropf wird eine neue Welt,
 Die eben der Gott schuf, und eben der Gott hält.
 Da sieht er Abenteur, die jener nur erfindet,
 Und ist des Staates Kund, den Bien' und Ameis' gründet.
 Ja, wenn ein Molier, der Tugend muntreter Freund,
 Der Spötter eiteln Wahns, des Lächerlichen Feind,
 Auf Fehler merksam wird, und lernt aus hundert Fällen,
 Der Menschen trotzig Herz und trügrisches Verstellen;
 Wenn seiner Spöttereï kein alter Hut entgeht,
 Und ihm das Laster nie zu hoch zur Strafe steht;
 Braucht er so viel Verstand, als wenn aus Kleinen Reisen
 Des Schwanzsterns, Dörfel uns will seine Laufbahn weisen,
 Wenn er aus einem Stück aufs Ganze richtig schließt,
 Und durch den einen Bug die ganze Krümmung mißt?
 Braucht er so viele Kunst, die Winkel zu entdecken,
 In die, das scheue Heer, die Laster sich verstecken,
 Als jener, der im Glas entfernte Monden sieht,
 Und ihre Größ' und Bahn in helle Tafeln zieht?
 Und als ein andrer, der aus wenigen Minuten
 Die Fahrt des Lichts bestimmt, und rechnet sie nach Ruten?
 Wer braucht mehr Geist und Müh', der, der in fauler Luft
 Den Wein trinkt und erhebt, gelehnt an Phyllis Brust?
 Wie? oder der sein Feuer, wie es die Sonn' erzeuget,
 Und wie der Saft im Stock durch enge Röhren steigt,
 Aus Gründen uns erklärt, und wert ist, daß der Wein
 Ihn einzig nur erfreu', und stärk' ihn nur allein?
 Der Dichtern nöt'ge Geist, der Möglichkeiten dichtet,
 Und sie durch seinen Schwung der Wahrheit gleich entrichtet,
 Der schöpferische Geist, der sie beseelen muß,
 Sprich, M***, du weißt's, braucht den kein Physikus?
 Er, der zuerst die Luft aus ihrer Stelle sagte,
 Und mehr bewies, als man je zu erraten wagte;
 Er, der im Sonnenstrahl den Grund der Farben fand,
 Und ihre Änderung in feste Regeln band;
 Er, der vom Erdenball die platten Pole wußte,
 Eh' ein Maupertuis sie glücklich messen mußte;

Hat die kein Schöpfergeist bei ihrer Müh' beseelt:
Und ist es nur Homer, weil ihm ein ältrer fehlt?

* * *

Wird Aristoteles nicht ohne Grund gepriesen,
Dem nie sich die Natur, als unterm Flor gewiesen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Ist, was er andre lehrt und selber nicht versteht.
Zu glücklich, wenn sie nicht mit spitzig seichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!
Ein selbst erwählter Grund stützt keine Wahrheit fest,
Als die man, statt zu sehn, sich selber träumen läßt;
Und wie wir die Natur bei alten Weisen kennen,
Ist sie ihr eigen Werk, nicht Gottes Werk zu nennen.
Vergebens sucht man da des Schöpfers Majestät,
Wo alles nach der Schnur verkehrter Grillen geht.
Wird gleich die Faulheit noch die leichten Lügen ehren,
Genug, wir sehen Gott in neuern Hären Lehren.
Stagirens Ehr' ist jetzt den Physikern ein Kind,
Wie's unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind etc.*)

An den Herrn Marburg,
über die Regeln der Wissenschaften zum
Vergnügen;
besonders der Poesie und Tonkunst

Der du, für dich und uns, der Töne Kräfte kennst,
Der Kunst und der Natur ihr wahres Amt ernennst,
Maß, Gleichheit, Ordnung, Wert im Reich der Schalle lehrest,
Denkst, wo man sonst nur fühlt, und mit der Seele hörst,
Dein Ohr nicht kitzeln läßt, wenn du nicht weißt, warum?
Dem schwere Schönheit nur Lust bringt, und Meistern Ruhm;
Freund, sprich, soll die Musik nicht alle Welt ergötzen?
Soll sie's; was darf man sie nach strengen Regeln schätzen?

Die grübelnde Vernunft dringt sich in alles ein,
Und will, wo sie nicht herrscht, doch nicht entbehret sein.

Ihr flucht der Orthodox; denn sie will seinem Glauben,
 Der blinde Folger heischt, den alten Beifall rauben.
 Und mich erzürnt sie oft, wenn sie der Schul' entwischt,
 Und spitz'gem Tadel hold in unsre Lust sich mischt.
 Gebietrißch schreibt sie vor, was unsern Sinnen tauge,
 Macht sich zum Ohr des Ohrs, und wird des Auges Auge.
 Dort steigt sie allzuhoch, hier allzutief herab,
 Der Sphär' nie treu, die Gott ihr zu erleuchten gab.
 Die ist des Menschen Herz, wo sich bei Irrtums Schatten,
 Nach innerlichem Krieg, mit Lastern Laster gatten,
 Wo neues Ungeheur ein jeder Tag erlebt,
 Und nach dem leeren Thron ein Schwarm Rebellen strebt.
 Hier laß, Vernunft, dein Licht, uns unsern Feind erblicken,
 Hier herrsche sonder Ziel, hier herrsch' uns zu beglücken.
 Hier findet Tadel, Rat, Gesetz und Strafe statt.
 Doch so ein kleines Reich macht deinen Stolz nicht satt.
 Du fliehst auf Abenteuer ins Elend zu den Sternen,
 Und baust ein stolzes Reich in unermessnen Fernen,
 Spähst der Planeten Lauf, Zeit, Größ' und Ordnung aus,
 Regierst die ganze Welt, nur nicht dein eignes Haus.
 Und steigst du dann und wann, voll Schwindel aus den Höhen,
 Zufrieden mit dir selbst, wie hoch du stiegst, zu sehen,
 So kömmt du, statt ins Herz, in einen Kritikus,
 Der, was die Sinne reizt, methodisch mustern muß,
 Und treibst durch Regeln, Grund, Kunstwörter, Lehrgebäude,
 Aus Lust die Quintessenz, rektifizierst die Freude,
 Und schaffst, wo dein Geschwätz am schärfsten überführt,
 Daß viel nur halb ergötzt, und vieles gar nicht rührt;
 Das Fühlen wird verlernt, und nach erkliesten Gründen
 Lernt auch ein Schüler schon des Meisters Fehler finden,
 Und hält was Körner hat für ausgedroschnes Stroh;
 Denn Ekel macht nicht satt, und Eigensinn nicht froh.
 Ist der Vergnügen Reich nicht klein genug umschränklet,
 Daß unser ecker Witz auf enge Marchen denklet?
 Treibt denn der Baum der Lust Holz so im Überfluß,
 Daß man gewaltsam ihm die Äste rauben muß?

Ist unsre Freud' ein Feuer, das sich zu reichlich nährt,
Das uns, schwächt man es nicht, anstatt erwärmt, verzehret?
Ist das, was uns gefällt, denn lauter stärker Wein,
Den man erst wässern muß, wenn er soll heilsam sein?
O nein! denn gleich entfernt vom Geiz und vom Verschwenden,
Floß, was du gabst, Natur, aus sparsam Augen Händen.
Was einen Bauer reizt macht keine Regel schlecht;
Denn in ihm wirkt ihr Trieb noch unverfälschlich echt;
Und wenn die Kühne Kunst zum höchsten Gipfel fliehet,
So schwebt sie viel zu hoch, daß ihn ihr Reiz vergnüget.
So wie des Weingeists Blut, weil er zu reinlich brennt,
Kein dichtes Holz entflammt, noch seine Teile trennt.

Freund, wundre dich nur nicht, daß einst des Orpheus Saiten
Die Tiger zahm gemacht, und lehrten Bäume schreiten;
Das ist: ein wildes Volk den Tieren untermengt,
Hat, wenn er spielte, sich erstaunt um ihn gedrängt.
Sein ungekügelt Ohr fühlt süße Zaubereien,
Ihn lehrt die Macht der Kunst die Macht der Götter scheuen,
Und was der Wundermann lobt, ratet und befiehlt,
Hat bei den Rauhesten den Reiz, mit dem er spielt.
Die Menschlichkeit erwacht; der Tugend sanftes Feuer
Erhitzt die leere Brust und wird die Frucht der Leier.
Der Wald sieht sich verschmäht, man sammelt sich zu Hauf,
Man herrscht, man dient, man liebt, und bauet Flecken auf.
So wirft ein Leiermann, und Gott weiß was für einer!
Den Grund zum größten Staat, und macht die Bürger feiner.
Doch, war's ein Wunder? Nein. Dem unverwöhnten Ohr,
Das noch nichts Schönres kennt, kömmt alles göttlich vor.
Jetzt aber . . . wähle selbst, nimm Hassen oder Grauen,
Und sprich, ihr edler Stolz, wird er sich so viel trauen?
Er befre, wenn er kann, das ungeschliffne Land.
Dem Junker und dem Baur fehlt noch gleich viel Verstand.
Er geh', sind sie es wert, und lehr' mit Opertönen,
Was sich nicht lehren läßt, den ohne Murren frönen,
Und jenen ohne Stolz ein Bauerkönig sein.
Der Priester räumt ihm gern dazu die Kirchen ein.

Doch er wird zehnumal eh die Karpfen in den Teichen
 Als ihren dummen Baur und Bauerherrn erweichen.
 Nicht, weil er schlecht gespielt, weil er kein Orpheus ist,
 Des Kunst die Billigkeit nach seinen Zeiten mißt;
 Nein, weil jetzt (guldne Zeit!) der Pöbel auf den Straßen
 Ein ecker Ohr besitzt, als Kenner sonst besaßen.
 Erst drängt er durch die Wach', sich toll ins Opernhaus,
 Urteilt erbärmlich dann, und strömt in Tadel aus.
 Die Wendung war zu alt, die kam zu oftmals wieder;
 Hier stieg er allzuhoch, hier fiel er plözlich nieder;
 Der Einfall war dem Ohr zu unerwartet da,
 Und jener taugte nichts, weil man zuvor ihn sah;
 Bald wird das Traurige zum Heulen wüster Töne,
 Bald ist die Sprach' des Leids zu ausgekünstelt schöne;
 Dem ist das Fröhliche zu schäkernd possenhaft,
 Und jenem eben das ein Erablied ohne Kraft;
 Das ist zu schwer gesetzt, und das für alle Kehlen;
 Und, manchem scheint es gar ein Fehler, nie zu fehlen;
 Das Wort heißt zu gedehnt, und das nicht gnug geschleift;
 Die Loge weint gerührt, wo jene zischt und pfeift.
 Wo kommt die Frechheit her, so unbestimmt zu richten?
 Wer lehrt den größten Geist die Fehler sehn und dichten?
 ¶ nicht, uneins mit sich, ein Tor des andern Feind?
 Und fühlt der Künstler nur sie all auf sich vereint?
 Ist nicht der Grund, weil sie erschlichne Regeln wissen,
 Und, auf gut Glück, darnach vom Stoß zum Winkel schließen?
 Er ist's. Nun tadle mich, daß ich die Regeln schmäh',
 Und mehr auf das Gefühl als ihr Geschwätze seh'.

Die Schwester der Musik hat mir ihr gleiches Glück;
 Kritiken ohne Zahl, und wenig Meisterstücke,
 Seitdem der Philosoph auf dem Parnasse streift,
 Und Regeln abstrahiert, und die mit Schlüssen steift.
 Der Schüler hat gehört, man müsse fließend dichten.
 Was braucht der Schüler mehr, des Schweizers Lied zu richten?
 Grob, Lohensteinisch, schwer gibt seinen Worten Wucht.
 Die Menge lobt den Wahn; das ist des Wahnes Frucht.

Ja, seine Tyrannei hat leichte Besserungen,
 Nach langem Widerstand, ihm endlich abgedrungen.
 Und bersten möcht' ich oft, wenn tadelndes Geschweiß,
 Das kaum mit Müß' und Not die drei Einheiten weiß,
 Den Plaut und Molier zu übersehen glaubet;
 Das ist, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
 Und brächt' ihm gern damit schimpfsvolle Wunden an;
 Nur schade! daß kein Zwerg sie mächtig führen kann.
 Kunstwörter müssen dann der Dummheit Blöße decken,
 Und ein gelehrt Zitat macht Zierden selbst zu Flecken.
 Ach arme Poesie! anstatt Begeisterung,
 Und Söttern in der Brust, sind Regeln jetzt genug.
 Noch einen Bodmer nur, so werden schöne Grillen
 Der jungen Dichter Hirn, statt Geist und Feuer füllen.
 Sein Affe schneidert schon ein ontologisch Kleid,
 Dem zärtlichen Geschmaç zur Maskaradenzeit.
 Sein kritisch Lämpchen hat die Sonne jüngst erhellet,
 Und Klopstock ward durch ihn, wie er schon stand, gestellt.

Tonarten, Intervall, Akkorde, Dissonanz,
 Manieren, Klauseln, Takt, Strich, Konterpunkt und Schwanz,
 Mit hundert Wörtern mehr, die Tausend nicht verstehen,
 Worauf sich Tausend doch pedantisch albern blähen,
 Freund, sei so gut, verbräm' mein allzudeutsch Gedicht,
 Damit man auch von mir als einem Kenner spricht.
 Doch nein •• Es möchte mich ein Pfau zu rupfen fassen.
 Wobei ich nichts gedacht, mag ich nichts denken lassen.
 Zwar, durch Bescheidenheit fliegt man nicht himmelan;
 Dem Mägdchen steht die Scham, und Prahlerei dem Mann.
 Die Regeln sind dazu, daß wir nicht dürfen schweigen,
 Wenn Meister emsig sind, und sich in Taten zeigen.
 Wer hat so müß'ge Zeit und sitzt mühsam still,
 Daß er erst alles lern', wovon er reden will?
 Ein Weiser braucht den Mund zum Richten und am Tische.
 Wer schweigt ist dumm. Drum sind das dümmste Vieh die Fische.
 Bei einem Glase Wein kommt manches auf die Bahn;
 Da heißt es: rede hier, daß man dich sehen kann.

Und reden kann man ja. Vom Setzen, Dichten, Malen,
Lehrt auch das kleinste Buch, wo nichts verstehn, doch prahlen.

Der Schwäger hat den Ruhm: dem Meister bleibt die Müß'.
Das ist der Regeln Schuld, und darum tadl' ich sie.
Doch meint man vielleicht, daß sie dem Meister nützen?
Man irrt; das hieß' die Welt mit Elephanten stützen.
Ein Adler hebet sich von selbst der Sonne zu;
Sein ungelernter Flug erhält sich ohne Ruh'.
Der Sperling steigt ihm nach, so weit die Dächer gehen,
Ihm auf der Feueress', wann's hoch kommt, nach zu sehen.
Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich; wird ohne Regeln groß.
Er geht, so kühn er geht, auch ohne Weiser sicher.
Er schöpft aus sich selbst. Er ist sich Schul' und Bücher.
Was ihn bewegt, bewegt; was ihm gefällt, gefällt.
Sein glücklicher Geschmack ist der Geschmack der Welt.
Wer fasset seinen Wert? Er selbst nur kann ihn fassen.
Sein Ruhm und Tadel bleibt ihm selber überlassen.
Fehlt einst der Mensch in ihm, sind doch die Fehler schön;
Nur seine Stärke macht, daß wir die Schwäche sehn.
So kann der Astronom die fernen Sonnenflecken
Durch Hilf' des Sonnenlichts, und anders nicht entdecken.
Nachahmen wird er nicht, weil eines Riesen Schritt,
Sich selbst gelassen, nie in Kindertappen tritt.
Nun saget mir, was dem die Knecht'sche Regel nützt,
Die, wenn sie fest sich stützt, sich auf sein Beispiel stützt?
Vielleicht, daß Feuer und Geist durch sie ersticket wird;
Denn mancher hat, aus Furcht zu irren, sich verirrt.
Wo er schon Vorsicht braucht, verliert er seinen Adel.
Er singet sonder Neid, und darum ohne Tadel.

Doch jedes hundert Jahr, vielleicht auch seltner noch,
Kömmt so ein Geist empor, und wird der Schwächern Joch.
Muß man, wenn man sich schwingt, stets adlermäßig schwingen?
Soll nur die Nachtigall in unsern Wäldern singen?
Der nebelhafte Stern muß auch am Himmel stehn;
Bei vieler Sonnen Glut würd' unsre Welt vergehn.

Drum wird dem Mittelgeist vielleicht die Regel nützen?
 Die Säul' war dort zur Zier, und hier ist sie zum Stützen.
 Doch, Freund, belehre mich, wie den Apollo nennt;
 Wenn er die Töne gleich als seine Finger kennt,
 Besäß' sein schwerer Geist Eukliden und Cartesen,
 Und Eulern könnt' er gar, wie ich Talandern lesen
 Allein, er wagte nichts, allein er dächte nie,
 Dem Führer allzutreu, und folgte wie das Vieh;
 Und täuschte nur das Ohr mit künstlichem Getöse:
 Wie nennt Apollo den? Wenn's hoch kommt: einen Stümper.
 Auch Dichter kenn' ich gnug, die nur die Regel macht.
 Wer diesem Gott nicht dient, ist ihnen in der Acht.
 Wagt sich ihr netter Geist in Moliere's Sphäre;
 So kommt kein Monolog, kein freier Knecht die Quere;
 Besetzt er machte gleich die Augen tränenvoll,
 Wo man nach Sitt' und Recht sich selbst belachen soll.
 Was schadt das? Hat er doch die Regeln nie verletzt,
 Und gar, o seltner Ruhm! noch neue zugesetzt.
 Die Richter preisen ihn, und rufen: seht, da seht!
 Wie auch ein großer Geist mit Reiz in Fesseln geht.
 Allein, Freund, lachst du nicht, daß ich von Stümpfern spreche?
 Wer andrer Schwäche zeigt, verberg' erst seine Schwäche.
 Doch ja, du lachst nicht nur; du gähnst auch über mich.
 Gut, schlafe nur nicht ein. Ich schließ', und frage dich:
 Wenn der, der wenig braucht, und minder noch begehret,
 Bei seiner Armut lacht, und Reiche lachen lehret,
 Der nichts verdrüßlich findet, auf alles Zucker streut,
 Die Freude sich nie kauft, und sich doch täglich freut:
 Wenn der zu preisen ist, ist der nicht auch zu preisen,
 Des Ohr sich nicht empört bei mittelmäß'gen Weisen,
 Der bei des Hirten Flöt' und muntern Dorffschalmein,
 So freudig kann, als du in Grauens Opern, sein?
 Dies Glück, Freund, wünsch' ich dir! Und willst du dich be-
 danken;
 So wünsch' mir gleiche Lust aus Hallern und aus Hanken.

Die Religion

Vorerinnerung

Die Religion ist, schon seit verschiedenen Jahren, die Beschäftigung meiner ernsthaftern Muse gewesen. Von den sechs Gesängen, die ich größtenteils darüber ausgearbeitet habe, ist vor einiger Zeit der Anfang des ersten Gesanges zur Probe gedruckt worden. Ich wiederhole hier diese Probe, ohne etwas Neues hinzuzutun; einige Verbesserungen ausgenommen. Zum Dichten braucht man Bequemlichkeit, und zum Ausarbeiten Zeit. Beides fehlt mir, und vielleicht wird es mir noch lange fehlen — Mein Plan ist groß. Ich entwerfe ihn in den ersten achtzehn Zeilen selbst, von welchen ich im voraus erinnern muß, daß einige von den Prädikaten daselbst auf die Religion überhaupt, nicht auf die einzige wahre Religion gehen. Der erste Gesang ist besonders den Zweifeln bestimmt, welche wider alles Söttliche aus dem innern und äußern Elende des Menschen gemacht werden können. Der Dichter hat sie in ein Selbstgespräch zusammengenummen, welches er, an einem einsamen Tage des Verdrusses, in der Stille geführt. Man glaube nicht, daß er seinen Gegenstand aus den Augen läßt, wenn er sich in den Labyrinthhen der Selbsterkenntnis zu verlieren scheint. Sie, die Selbsterkenntnis, war allezeit der nächste Weg zu der Religion, und ich füge hinzu, der sicherste. Man schieße einen Blick in sich selbst; man setze alles was man weiß, als wüßte man es nicht, beiseite; auf einmal ist man in einer undurchdringlichen Nacht. Man gehe auf den ersten Tag seines Lebens zurück. Was entdeckt man? Eine mit dem Viehe gemeinschaftliche Geburt; ja, unser Stolz sage was er wolle, eine noch elendere. Ganze Jahre ohne Geist, ohne Empfindung, folgen darauf, und den ersten Beweis, daß wir Menschen sind, geben wir durch Laster, die wir in uns gelegt fanden, und mächtiger in uns gelegt fanden als die Tugenden. Die Tugenden! Vielleicht ein leerer Ton! Die Abwechselung mit den Lastern sind

238

unsre Besserungen; Besserungen, die die Jahre wirken, die ihren Grund in der Veränderung unsrer Säfte haben. Wer ist von diesem elenden Lose ausgenommen? Auch nicht der Weiseste. Bei ihm herrschen Laster nur unter schönern Larven, und sind, wegen der Natur ihrer Gegenstände, nur minder schädlich, aber ebenso stark als bei der verworfensten Seele aus dem Pöbel. Der Dichter darf die Beispiele nicht in der Ferne suchen. Alle sein Fleiß hat ihm nur die Zeit zum Übeltun benommen, den Hang aber dazu nicht geschwächt. Unter andern Umständen würde er — — und wer muß nicht ein gleiches von sich gestehen? — — vielleicht ein Schaum der Bösewichter, oder das Muster eines Toren geworden sein. Welcher Anblick! in dem ganzen Umfange des menschlichen Herzens nichts als Laster zu finden! Und es ist von Gott? Es ist von einem allmächtigen, weisen Gott? Marternde Zweifel! — — Doch vielleicht ist unser Geist desto göttlicher. Vielleicht wurden wir für die Wahrheit erschaffen, da wir es für die Tugend nicht sind. Für die Wahrheit? Wie vielfach ist sie? Jeder glaubt sie zu haben, und jeder hat sie anders. Nein, nur der Irrtum ist unser Teil, und Wahn ist unsre Wissenschaft. Fügt zu diesem erbärmlichen Bilde des edelsten Theiles von uns auch eine Abschilderung des minder edeln; des Körpers. Er ist ein Zusammenhang mechanischer Wunder, die von einem ewigen Künstler zeigen. Ja, aber auch ein Zusammenhang abscheulicher Krankheiten, in seinem Bau gegründeter Krankheiten, welche die Hand eines Stümpers verraten. Dieses alles verführt den zweifelnden Dichter zu schließen:

Der Mensch? Wo ist er her?

Zu schlecht für einen Gott; zu gut fürs Ungefähr.

Man stoße sich hier an nichts. Alles dieses sind Einwürfe, die in den folgenden Gesängen widerlegt werden, wo das jetzt geschilderte Elend selbst der Wegweiser zur Religion werden muß.

Erster Gesang

Was sich der grobe Wit zum Stoff des Spottes wählt;
Womit die Schwermut sich in Probetagen quält;
Wodurch der Aberglaub', in trübe Nacht verhüllet,
Die leichtgetäufchte Welt mit frommen Teufeln füllet;
Das göttlichste Geschenk, das aus des Schöpfers Hand
Den schwachen Menschen krönt, noch über dich, Verstand;
Was du mit Zittern glaubst, und bald aus Stolz verschmähest,
Und bald, wenn du dich fühlst, vom Himmel trotzig flehest;
Was dein neugierig Wie? in fromme Fesseln schließt;
Was dem zum Irrlicht wird, und dem ein Leitstern ist;
Was Völker knüpft und trennt, und Welten ließ verwüsten,
Weil nur die Schwarzen Gott, kein hölzern Kreuze, grüßten;
Wodurch dem Himmel treu allein ein Geist voll Licht
In jene Dunkelheit mit sichern Schritten bricht,
Die nach der grausen Gruft, in unerschaffnen Zeiten,
Auf unsre Seelen harrt, die March der Sterblichkeiten:
Dies sei mein rührend Lied!

Dein Feur, Religion!

Entflamme meinen Geist; das Herz entflammst du schon.
Dich fühl' ich, ehrfurchtsvoll, gleich stark als meine Jugend,
Das törichte Geweb' aus Laster, Fehl und Tugend.

Nach Wahrheit durstiger als durstig nach der Ehr';
Auf kluger Beifall stolz, doch auf den meinen mehr,
Entfernt von Welt und Glück, in unbelauschten Stunden,
Hab' ich den flücht'gen Geist oft an sich selbst gebunden;
Und gab mir kummerlos, da, weil ich Hilfe schrie,
Mich niemand kennen mag, mich selbst zu kennen Müh'.

Der ernstestn erster Blick, die ich auf mich geschossen,
Hat mein erstauntes Herz mit Schwermut übergossen.
Verloren in mir selbst, sah, hört' und fühl' ich nicht;
Ich war in lauter Nacht, und hoffte lauter Licht.
Nun zwanzig Jahr gelebt — — und noch mich nicht gesehen!
Rief ich mit Schrecken aus, und blieb gleich Säulen stehen.
Was ich von mir gedacht, ist falsch, ist lächerlich;
Kaum glaub' ich, ich zu sein, so wenig kenn' ich mich.

Verdammte Schulweisheit! Ihr Grillen weiser Toren!
Bald hätt' ich mich durch euch, wie meine Zeit verloren.
Ihr habt, da Wähnen nur der Menschheit Wissen ist,
Den stolzen Sinn gelehrt, daß er mehr weiß als schließt.
Dem Irrtum in dem Schoß, träumt er von Lehrgebäuden,
Und kann, stolz auf den Traum, kein wachsam Zweifeln leiden.
Das Forschen ist sein Gift, Hartnäckigkeit sein Ruhm;
Wer ihn bekehren will, raubt ihm sein Eigentum;
Ihm, der stolz von der Höh' der aufgetürmten Lügen,
Natur und Geist und Gott sieht unverhüllet liegen.

Warum? Wer? Wo bin ich? Zum Glück. Ein Mensch.
Auf Erden.

Bescheide sonder Licht, die Kindern gnügen werden!
Was ist der Mensch? Sein Glück? Die Erd', auf der er irrt?
Erklärt mir, was ihr nennt; dann sagt auch, was er wird;
Wenn schnell das Uhrwerk stockt, das in ihm denkt und
fühlet?

Was bleibt von ihm, wann ihn der Würmer Heer durchwühlet,
Das sich von ihm ernährt, und bald auf ihm verreckt?
Sind Wurm und Mensch alsdann gleich hoffnungslos gestreckt?
Bleibt er im Staube Staub? Wird sich ein neues Leben,
Auf einer Allmacht Wink, aus seiner Asche heben?
Hier schweigt die Weisheit selbst, den Finger auf den Mund,
Und nur ihr Schüler macht, mehr als sie lehrt, uns kund.
Die Einfalt hört ihm zu, mit starrverwandten Blicken,
Mit gierig offnem Mund, und beifallsreichem Nicken.
Sie glaubt, sie höre Gott; denn sie versteht ihm nichts,
Und was sie halb gemerkt, stützt sie auf ein: er spricht's.
Auch ich von ihr verführt, vom Hochmut aufgeblasen,
Hielt für die Wahrheit selbst ein philosophisch Rasen;
Worin der irre Kopf verwegne Wunder denkt,
Ein Königreich sich träumt, und seinen Traum verschenkt;
Die Schiff' im Hafen zählt, und alle seine heißet,
Bis ihn ein böser Arzt der Schwärmerei entreißet.
Er wird gesund und arm; erst war er krank und reich;
Elend zuvor und nun — — Wer ist, als ich, ihm gleich?

Wer kömmt und lehret mich, was ich zu wissen glaubte,
Eh' der einsame Tag Gott, Welt und mich mir raubte?

Durchforsch'et, Sterbliche, des Lebens kurzen Raum!
Was kommen soll, ist Nacht. Was hin ist, ist ein Traum.
Der gegenwärt'ge Punkt ist allzu kurz zur Freude,
Und doch, so kurz er ist, nur allzu lang zum Leide.

Schick', wer es mit mir wagt, den wohlbewehrten Blick
Zum unempfindlichsten, zum ersten Tag zurück.

Dort lag ich, blöder Wurm! Vom mütterlichen Herze
Entbundne teure Last, erzeugt im Schmerz zum Schmerze!
Wie war mir, als ich frei, in nie empfundner Luft,
Mit ungeübtem Ton, mein Schicksal ausgeruft?

Wo war mein junger Geist? fühlt' er die Sonnenstrahlen
Das erste Bild im Aug' mit stillem Kitzel malen?

Mein ungelehrtes Schre'n, hat mich es auch erschreckt,
Als es zuerst durchs Ohr den krummen Weg entdeckt?

Die mütterliche Hand, die mich mit Zittern drückte,
Ihr Auge, das mit Lust, doch tränend, nach mir blickte,

Des Vaters fromme Stimm', die Segen auf mich bat,
Der, als ich nichts verstand, schon lehrend zu mir trat,

Der sein Bild in mir sah, mit ernstern Liebeszeichen

Mich dann der Mutter wies, ihn mit mir zu vergleichen:

Ward dies von mir erkannt, und was dacht' ich dabei?

Fühlt' ich, mir unbewußt, für sie schon Lieb' und Scheu?

Ah! Neigung, Sinn und Witz lag noch in finstern Banden,

Und was den Menschen macht, war ohne Spur vorhanden.

Die Bildung nach der Form zum menschlichen Geschlecht,

Sab auf den edlern Teil mir kein untrüglich Recht.

Wer sah durch Haut und Fleisch das Werkzeug zum Empfinden?

Ob kein unsel'ger Fehl im innern Bau zu finden?

Wer sah mein Hirn, ob es gedankensfähig war?

Ob meine Mutter nicht ein menschlich Vieh gebar?

Wie elend kümmerlich wuchs ich die ersten Jahre!

Zum Menschen noch nicht reif, doch immer reif zur Bahre.

Wie mancher Tag verfloß, eh' vom geschäft'gen Spiel

Ein lächelnd heitrer Blick schief auf die Mutter fiel?

Eh' meine Knorpelhand so stark zu sein begann,
 Daß sie mit Jauchzen ihr das Haar zerzausen konnte?
 Eh' leichter Silben Schall ins Ohr vernehmlich stieß?
 Eh' ich mich Stammelnde nachäffend loben ließ?
 Eh' meine Wärterin die dunkeln Worte zählte,
 Womit den langen Tag die Heine Kehl' sich quälte?
 Eh' auf die Leitung Kühn mein Fuß, vom Tragen matt,
 Mehr Schritte durch die Luft als auf dem Boden tat?
 Doch endlich sollt' ich auch das späte Glück genießen,
 Das schlechtre Tiere kaum die ersten Stunden missen.
 Die Lieblings der Natur, vom sichern Trieb regiert,
 Der unverirrtlich sie zum Guten reizt und führt.
 Ich hörte, sah und ging, ich zürnte, weinte, lachte,
 Bis Zeit und Rute mich zum schlimmern Knaben machte.
 Das Blut, das jugendlich in frischen Adern rann,
 Trieb nun das leere Herz zu leichten Lüften an.
 Mein Wunsch war Zeitvertreib; mein Amt war Müßiggehen;
 Ich floh vom Spiel zum Spiel, und nirgends blieb ich stehen.
 Nach allem sehnt' ich mich, und alles wurd' ich satt,
 Der Kreisel wich dem Ball, der Ball dem Kartenblatt.
 Zu glücklich, wär' mein Spiel ein bloßes Spiel gewesen,
 Zur schlauen Larve nicht dem Laster auserlesen,
 Worunter unentdeckt das Herz ihm offen stand.
 Wer kann dem Feind entfliehn, eh' er den Feind gekannt?
 Stolz, Rachsucht, Eigensinn hat sich in Kindertaten
 Des Lehrers schärferm Blick oft männlich gnug verraten.
 Ach! warum wütete ihr Gift in Mark und Blut,
 Mit mich verderbender, doch angenehmer Wut,
 Eh' der biegsame Geist die Tugend kennen lernte,
 Von der ihn die Natur, nicht er sich selbst entfernte.
 Nein, er sich selber nicht, denn in der Seele schlief
 Vom Gut und Bösen noch der wankende Begriff,
 Und als er wache ward, und als ich wollte wählen,
 War ich, ach! schon bestimmt, in meiner Wahl zu fehlen.
 Ich brachte meinen Feind in mir, mit mir herfür,
 Doch Waffen gegen ihn, die bracht' ich nicht mit mir.

Das Laster ward mein Herr, ein Herr den ich verfluche,
 Den eifrig, doch umsonst, ich zu entthronen suche.
 Ein Wütrich, der es ward, damit ich sei gequält,
 Nicht, weil er mich besiegt, nicht, weil ich ihn gewählt — —
 Himmlische Tugenden! Was hilft es, euch zu kennen,
 In reiner Blut für euch, als unser Glück, zu brennen,
 Wenn auch der kühnste Schwung sich schimpflich wieder senkt,
 Und uns das Laster stets an kurzen Banden lenkt?
 Ich fühl' es, daß mein Geist, wenn er sich still betrachtet,
 Sich dieser Banden schämt, sich eurer wert nur achtet,
 Daß, wenn von später Reu' mein Aug' in Tränen fließt,
 Da ich sonst nichts vermag, mein Wunsch euch eigen ist.
 Du bist mir Trost und Pein, und an der Tugend Stelle,
 Beweinenswerter Wunsch! Mein Himmel! Meine Hölle!
 Du, nur du bist in mir, das einz'ge reiner Art,
 Das einzige, was nicht dem Laster dienstbar ward.
 Solch einen heißen Wunsch, solch marternd Unvermögen,
 Die kann ein Gott zugleich in eine Seele legen?
 Ein mächtig weiser Gott! Ein Wesen, ganz die Huld!
 Und richtet Zwang als Wahl, und Ohnmacht gleich der Schuld?
 Und straft die Lasterbrut, die es mir aufgedrungen,
 Die ich nicht müde rang, und die mich lahm gerungen.
 O Mensch, elend Geschöpf! Mensch! Vorwurf seiner Wut!
 Und doch sind, was er schuf, du und die Welt sind gut?
 So kenn' ich Gott durch euch, ihr Israels Verwirrer,
 Und eure Weisheit macht den irren Geist noch irrer.
 Umsonst erhebt ihr mir des Willens freie Kraft!
 Ich will, ich will * * Und doch bin ich nicht tugendhaft.
 Umsonst erhebt ihr mir des Urteils streng Entscheiden.
 Die Laster kenn' ich all', doch kann ich alle meiden?
 Hier hilft kein starker Geist, von Wissenschaft genährt,
 Und Schlüsse haben nie das Böß' in uns zerstört.
 Er der mit sicherem Blick das Wahrheitsreich durchrennet,
 Und kühn zur Sonne steigt * * Weg den kein Adler kennet! * *
 Wo er den innern Zug entfernter Welten wiegt,
 Der sie, zur Flucht bereit, in ew'ge Kreise schmiegt;

Und aus dem Himmel dann sinkt auf verklärten Schwingen,
Mit gleicher Kraft den Bauch der Erde zu durchdringen,
Und in dem weiten Raum vom Himmel bis zum Schacht,
Nichts sieht, wovon er nicht gelehrte Worte macht;
Er und der halbe Mensch, verdammt zum sauern Pflügen,
Auf welchem einzig nur scheint Adams Fluch zu liegen,
Der Bauer, dem das Glück, das Feld, das er durchdenkt,
Und das, das er bebaut, gleich eng und karg umschränkt,
Der sich erschaffen glaubt zum Herrn von Ochs und Pferden,
Der, sinnt er über sich, sinnt wie er satt will werden,
Der seine ganze Pflicht die Hofedienste nennt,
Im Reiche der Natur zur Not das Wetter kennt;
Sie, die sich himmelweit an stolzer Einsicht weichen,
Sie, die sich besser nicht als Mensch und Affe gleichen,
Sind sich nur allzugleich, stiehlt, trotz dem äußern Schein,
In beider Herzen Grund ein Kühner Blick sich ein.
In beiden steht der Thron des Übels aufgetürmet,
Nur daß ihn der gar nicht, und der umsonst bestürmet,
Nur daß, frei ohne Scham, das Laster hier regiert,
Und dort sich dann und wann mit schönen Masken ziert.

Mein Herz, eröffne dich! Hier in dem stillen Zimmer
Das nie der Neid besucht, und spät der Sonne Schimmer;
Wo mich kein Gold zerstreut, das an den Wänden blüzt
An welchen es nicht mehr als ungegraben nützt;
Wo mir kein samtner Stuhl die goldnen Arme breitet,
Der nach dem vollen Tisch zum trägen Schlaf verleitet;
Wo an des Hausrats Statt, was finstern Gram besiegt,
Begriffner Bücher Zahl auf Tisch und Dielen liegt;
Hier Herz entwickle treu die tiefften deiner Falten,
Wo Laster schlau versteckt, bei Hunderten sich halten;
Hier rede frei mit mir, so wie zum Freund ein Freund,
Der was er ihm entdeckt nur laut zu denken meint.
Kein fremder Zeuge horcht, geschickt dich rot zu machen,
Kein leichter Spötter droht ein nichts bedeutend Lachen.
Dich höret, ist ein Gott, nur Gott und ich allein.
Doch rede; sollte gleich die Welt mein Zeuge sein!

Seit dem Neugier und Zeit mich aus dem Schlummer weckten,
 Die Hände von dem Spiel sich nach den Büchern streckten,
 Und mir das leere Hirn ward nach und nach zur Last,
 Welch Bild hab' ich nicht schnell und gierig aufgefaßt?
 Kein Tag verstrich, der nicht mein kleines Wissen mehrte,
 Mit dem der junge Geist sich stopfte mehr als nährte.
 Der Sprachen schwer Gewirr; das Bild vergangner Welt,
 Zum sichern Unterricht der Nachwelt aufgestellt;
 Der Altertümer Schutt, wo in verlassnen Trümmern
 Des Kenners Augen nach Geschmaç und Schönheit schimmern;
 Der Zunge Zauberkunst, die den achtsamen Geist,
 Wie leichte Spreu ein Nil, dem Strom nach, folgsam reißt;
 Und sie, noch meine Lust, und noch mein still Bemühen,
 Für deren Blicke scheu unwürd'ge Sorgen stehen,
 Die Dichtkunst, die ein Gott zum letzten Anker gab,
 Reißt Sturm und Nacht mein Schiff vom sichern Ufer ab: • •
 Die sind's, worin ich mich fern von mir selbst verirrte,
 Mein eigen Fach vergaß, begierig fremder Wirte.
 Indessen glimmte still, am unbekanntsten Ort,
 Durch Nachsicht angefacht, des Lasters Zunder fort.
 Sern wär' er, allzugern, in Flammen ausgeschlagen,
 Die in die Saat des Glück's Tod und Verwüstung tragen,
 Und die kein Tränenmeer mit Reu' zu löschen weiß:
 Doch Zeit zum Übeltun versagte mir mein Fleiß.
 So schien ich in der Still' um Tote nur bemühet,
 Mir tugendhaft und dem, der nicht das Innre siehet.

Die Torheit die mit Schall die stolzen Ohren nährt,
 Mit Lob, das, reich an Pest, aus gift'gen Schmeichlern fährt,
 Die Ruh' für Titel gibt, und Lust für Ordensbänder,
 Der flücht'gen Königsgunst vergebne Unterpfänder,
 Die groß wird sich zur Last, und wahres Glück scheuet,
 Weil dies sich ungeputzt in stillen Tälern freuet,
 Weil es die Höfe flieht, sein zu gewisses Grab,
 Das keinen Raub zurück, gleich ihr, der Hölle, gab;
 Die Ruhmsucht • • hab' ich sie nicht oft mit spött'scher Miene,
 Die lächelnde Vernunft auf mir zu bilden schiene,

Mit Gründen frisch durch Salz, für Raserei erklärt,
 Und unter andrer Tracht sie in mir selbst ernährt?
 Mein Lied, das wider sie aus Kühnem Mund ertönte,
 Und Fürsten unbesorgt in ihren Sklaven höhnte,
 Das, bei der Lampe reif, die Ruh' des Weisen sang,
 Von reicher Dürftigkeit, von sel'ger Still' erklang,
 Mein Lied, wann's ohngefähr ein Kreis Bekannter hörte,
 Und es der Kenner schalt, und es die Dummheit ehrte,
 Wie ward mir? Welches Feur? Was fühlt' und fühlt' ich nicht?
 Was malte den Verdruß im roten Angesicht?
 O Ruhmsucht, schlauer Feind! als ich dich keck verlachte,
 Sagst du im Hinterhalt, den Selbstbetrug dir machte.
 Der zürnt, weil man ihn nicht hoch, würdig, gnädig heißt,
 Und ihm ein nichtig Wort aus seinem Titel reißt;
 Ich zürn' . . . zum mindesten, weil unversorgte Jugend
 Die Rennbahn mir verschließt zu Wissenschaft und Tugend?
 Nein . . . weil man mir ein Lob, ein knechtisch Lob versagt;
 Daß ich . . . Wer schätzt die Müh'? . . . die Reime schön erjagt.
 Renn' sicher, stolze Schar, Ruhmträume zu erwischen!
 Der Spötter schweigt von dir, sich selber auszusischen!

Ihr Laster, stellet euch! Aus eurem wilden Heere,
 Unzählbar, wie der Sand, schlau zu des Übels Ehre,
 Such' ich die schrecklichsten! Euch such' ich, Geiz und Neid,
 Die ihr, steht Wärm' und Lust, des Alters Seele seid!
 Doch, Jüngling, Blüt' und Feur, das deine Wangen hitzet,
 Schließt ihren Wurm nicht aus, der tief am Kerne sitzt.
 Er wächst, und wächst mit dir, bis er sich aufwärts frißt,
 Und der unsel'ge Grund zu zeit'ger Reifung ist.
 Bav kleidet sich in Gold und trägt an Edelsteinen
 Auf seiner dürren Hand den Wert von Meiereien;
 Sein trozig Dienerheer bläht sich am hintern Rad,
 Im Feierkleid der Schmach, in ihres Herren Staat.
 Wer geht vor ihm vorbei, und bückt sich nicht zur Erde?
 Er dankt, und lernt die Art von seinem stolzen Pferde;
 Es schlägt das schöne Haupt zur Brust mit schielem Blick,
 Und schnaubend zieht es schnell der straffe Zaum zurück.

Sein Reichthum gibt ihm Witz; sein Reichthum schenkt ihm Sitten,
 Und macht das plumpe Klotz auch Weibern wohlgelitten.
 Des Pöbels Augenmerk! Bau, bist du meines? Nein.
 Sich selbst muß man ein Feind, dich zu beneiden, sein.
 Doch wenn der Löwe sich an keinen Esel waget,
 Hat er drum mindere Wut, wann er nach Tigern jaget?
 Trifft Baven nicht mein Neid, trifft er drum keinen? Ach!
 Nacheifrung, wer bist du? Sprich, mir zur Zier? zur Schmach?
 Sinnreich, zur eignen Fall', die Laster zu verkleiden,
 Betrogne Sterbliche, Nacheifern ist Beneiden.
 Nimm mich, ans Pult gehest, der ewige Gesang,
 Durch den der deutsche Ton zuerst in Himmel drang • •
 In Himmel • • frommer Wahn! • • Gott • • Geister • • ewig
 Leben • •

Vielleicht ein leerer Ton den Dichter kühn zu heben! • •
 Nimm mich dies neue Lied • • zu schön um wahr zu sein,
 Erschüttert nicht belehrt, mit heil'gem Schauer ein:
 Was wünscht der innre Schall, erhitzt nach fremder Ehre,
 Und lächerlich erhitzt? • • Wann ich der Dichter wärel
 Umsonst lacht die Vernunft, und spricht zum Wunsche: Tor!
 Ein kleiner Geist erschrickt, ein großer dringt hervor.
 Dem Wunsche folgt der Neid mit unbemerkten Schritten,
 Auch Weisen unbemerkt und unbemerkt gelitten.
 Was hilft's, daß er in mir bei Unfall sich nicht freut,
 Die Ruh' der Welt nicht stört? • • Ist er drum minder Neid?
 Nicht er, der Gegenstand, die Neigung macht das Laster,
 Stets durch sich selbst verhaßt, nur durch den Stoff verhaßter.
 Auch dich, o Geiz! • •

Doch wie? was stößt den finstern Blick,
 Den redlichsten Spion, vom Grund der Brust zurück?
 Ich werde mir zu schwarz, mich länger anzuschauen,
 Und Neugier kehret sich in melancholisch Trauen.
 Des Übels schwächsten Teil zog ich ans scheue Licht.
 Verwöhnter Weichling! Wie? mit stärkern wag' ich's nicht?
 Doch bleibt nur in dem Schacht, den ihr stets tiefer wühlet,
 Je näher ihr den Feind, die Selbsterkenntnis, fühlet.

Ihr schwärzern Laster, bleibt! Was die Natur verstedt,
Zieh' Unsinn an das Licht! — Nichts hab' ich mehr entdeckt,
Wenn ich auch eins vor eins, die Mustring gehen lasse,
Als daß ich sündige, und doch die Sünde hasse.

Doch wie? das Altertum, auf Wahn und Moder groß,
Spricht: dein Los, Sterblicher, ist nicht der Menschheit Los!
Das Kleine Griechenland stolziert mit sieben Weisen,
Und sahe Skythen selbst nach ihrer Tugend reisen.

Vergebens Altertum! die Zeit vergöttert nicht!
Und kein Verjähren gilt vor der Vernunft Gericht!
Die schöne Schale täuscht mich nicht an deinen Helden;
Und selbst vom Sokrates ist Torheit genug zu melden.
Wohin kein Messer dringt, das in des Arztes Hand,
In Därmen wühlende des Todes Anlaß fand,
Bis dahin schick' den Blick die Wahrheit auszuspähen!
Was ich in mir gesehn, wirst du in ihnen sehen.
Großmut ist Ruhmbegier; Keuschheit ist kaltes Blut;
Treu sein ist Eigennutz; und Tapferkeit ist Wut;
Andacht ist Heuchelei; Freigebigkeit Verschwenden;
Und Fertigkeit zum Tod, Lust seine Pein zu enden;
Der Freundschaft schön Gespenst ist gleicher Torheit Zug;
Und seine Redlichkeit der sicherste Betrug!

Mir unerkannter Feind, und vielen unerkannter,
O Herz, schwarz wie der Mohr, und fleckigt wie der Panther!
Pandorens Mordgefäß, woraus das Übel flog,
Und wachsend in dem Flug durch beide Welten zog!
Es wäre Lästerung, dir Gott zum Schöpfer geben!
Lästrung, ist Gott ein Gott, im Tode nicht vergeben etc.

A n h a n g

Poetische Anmerkungen zu den poetischen Einwürfen eines Freundes

Mein Freund, wirst du mich wohl für zu verwegen halten?
Ich las sängst dein Gedicht vom Neuen und vom Alten;
Und siehe, selbst dein Freund ist's, der dir widerspricht,
Der glaubt, die neue Welt weicht jener alten nicht.
Es mag der Alten Ruhm gleich Babels Türmen steigen,
Man mag zu Tausenden urälte Weisen zeigen,
Ägyptens, Griechenlands, des stolzen Euphrats Stroms,
Chaldäens, Persiens und des gelehrten Roms.
Ja, man vergesse sich beim Wachsen ihrer Zahlen,
Es mag der Humanist mit ihrer Weisheit prahlen;
Er rede vom Thalet, vom Plato und Homer,
Vom Pindar und Euclid (1) und noch von andern mehr;
Er zähle stundenlang die denkenden Lateiner,
Er schätze ihre Kunst, und es entfall' ihm keiner,
Ein (2) Numa, Cicero, Virgil, Horaz, Catull,
Ein Plautus, Livius, Ovid, Terenz, Tibull,
Und wer sie alle sind, und suche zu beweisen,
Kein Neuer sei gelehrt, wie diese Zahl, zu heißen.
Ich kenne ihren Wert, ich schätz' auch ihren Ruhm,
Doch schätz' ich uns noch mehr als alles Altertum.
Freund, den die Weisheit sucht, du schmeichelst jener Wissen,

(1) Was? Pindar und Euclid? Ein allerliebstes Paar!
Das auch vom Faßmann nie so fein gewählt war.

(2) Num? Die Verfasser, Freund, die die zwölf Tafel schrieben,
Die haben auch gedacht, wo sind denn die geblieben?

Und läßt der alten Schar den Vorzug doch genießen!
 „Stagirens Ehr' ist jetzt den Physikern ein Kind,
 Wie's unsre Dichter noch bei alten Dichtern sind.“
 So sprichst du. Aber, Freund, kannst du uns so beschämen?
 Die Neuern winken mir, mich ihrer anzunehmen.
 Ich sage, unsre Welt hat in der Wissenschaft
 Mit jener ältern Welt noch immer gleiche Kraft.
 Ich glaub' es und man mag sich ewig darum zanken;
 Senung, die Wissenschaft stell' ich mir in Gedanken
 In diesem Bilde vor. Gott gab dem ersten Mann
 Ein großes Stücke Erz (3), der sah es gierig an,
 Und fand viel Artiges; er gab es seinem Erben,
 Und der entdeckt schon mehr. Nach des erfolgtem Sterben,
 Bekam's der dritte Mann, der fand mehr Seltenheit,
 Und also ging es fort bis auf die heut'ge Zeit.
 Man findet immer mehr, und wird noch künftig finden,
 Es müßte denn der Fleiß und der Verstand verschwinden.
 Und stellt sich gleich an ihm stets etwas Neues dar,
 So bleibt es doch das Stück, das es im Anfang war.
 Wir Neuern haben denn Kraft, gleich der Alten Kräften,
 Und im (4) Gehirne noch Saft, gleich der Alten Säften;
 Denn sonst wär' unser Gott nicht wie man ihn beschreibt
 Der Gott, der allemal der weise Schöpfer bleibt.
 Sprichst du, ein Töpfer kann ein guter Töpfer bleiben,
 Pflegt er gleich manchen Topf von schlechtem Zeug zu treiben.
 Ja, er verbleibe gut, doch wird sein Kram bestehn,
 Wollt' er mit schlechtem Zeug stets auf die Märkte gehn?
 Nein, Freund, es geht nicht an. Der Schöpfer jener Väter
 Schafft uns, wie er sie schuf. Tompacner Uhren Räder
 Sind wie der güldenen. Auch sind wir längst belehrt,
 Es sei der Wissenschaft Erkenntnis weit vermehrt.
 Sie gleichet jenem Fund, den Sürge ausgeeget.

- (3) Ein großes Stücke Erz soll unser Wissen sein?
 Ein reiches Gleichnis! Ei! So eines nimmt mich ein!
 Kann ein Gelehrter nun noch über Armut klagen?
 Er darf sein Stücke Erz nur in die Münze tragen.
- (4) Was im Gehirne Saft? Dafür bedank' ich mich.
 Die Weisheit die der zeugt, ist allzu jämmerlich.

Der Bauer war recht froh, so wie der Bauer pfl eget.
 Er nahm es, trug es heim und wies es seinem Schatz,
 Und siehe, das war Gold, ganz grün vom nassen Platz.
 Er trägt es zum Verkauf und macht den Handel richtig,
 Der Goldschmied prüft es wohl, und findt den Klumpen tüchtig.
 Ein königlich Geschirr wird nun daraus gemacht,
 Und voll Champagnerwein aufs Königs Tisch gebracht.
 So sah auch nur den Schein der Wissenschaft Erfinder,
 So, wie zu unsrer Zeit der Weisheit arme Sünder.
 Zeit, Fleiß, Geschicklichkeit hat immer mehr gesucht
 Und keines Forschers Fleiß bleibt gänzlich ohne Frucht.
 Ein Zufall (5) lehrete die Alten das Erfinden:
 Allein beweisen sie das allemal mit Gründen?
 Und hieß es nicht vielmals, die Gottheit gibt es ein,
 Glaubwürdiger als sonst, Beweises los zu sein?
 Glaubt unsre Kluge Welt, und wird es uns wohl nützen,
 Wenn wir uns, statt Beweis, mit Sträter Märchen schützen?
 Und da sich jene Welt hiermit betrügen ließ,
 War sie so Klug wie wir, die Welt, die gülden hieß? (6)
 Und ist ihr Wissen nun die Wissenschaft zu nennen,
 Da sie, ohn' allen Grund, viel ihrer Sachen kennen?
 Ihr heidnisch Auge war mit blauer Dunst umhüllt,
 Ihr Meistes hat nur Kunst, nicht Wissenschaft, erfüllt.
 Und diesem sollen wir in Wissenschaften weichen,
 Wir, die wir längstens schon ihr Wissen übersteigen?
 Ich leugne nicht, daß noch ihr großer Name grünt,
 Und ihr Bemühen noch Bewunderung verdient.
 Ja wir sind ihrem Fleiß viel Hekatomben schuldig,
 Da sie durch eigne Kraft, hilflos und doch geduldig,
 Dem menschlichen Geschlecht viel Nützlich es erzeigt,
 Das aber erst durch uns zu seinem Werte steigt,
 Und das durch künst'gen Fleiß der Enkel höher steigen
 Und, was dem unbewußt, der Enkel Enkel zeigen
 Und so durch neuen Fleiß noch höher steigen wird.

(5) Allein, wir Neuern, wir erfinden nur durch Schließen,
 Das wird dein Landsmann wohl, der Dresdner Tycho, wissen.

(6) Die alte hieß nur das, was unsre neure ist
 Wo man Verdienst und Kunst aus reichen Kleidern schließt.

Drum, Freund, verzeih es mir. Du hast dich wohl geirrt.
 Die alte Welt ist zwar mit Ehrfurcht zu betrachten:
 Doch brauchen wir uns auch in keinem zu verachten,
 Und die Physik ist's nicht allein, die unserm Wert
 Vor ihnen, wie du sprichst, ein höher Lob gewährt.
 Nein, ihre Schwester hat weit stärker Licht bekommen,
 Seit dem manch hoher Geist sich ihrer angenommen.
 Und wer, wie du selbst sprichst, kennt wohl nicht Maupertuis (7)
 Und Newton, und zugleich der beiden Ruhm und Müh'?
 Soll uns ein Philosoph des Altertums beschämen?
 Kann Leibniz und ein Wolf nicht alle auf sich nehmen?
 Wo zeigt uns jene Welt dergleichen Werkzeug an,
 Als uns Tschirnhausens Fleiß (8) zum Wunder zeigen kann?
 Wer war so stark wie wir in Wissenschaft der Sterne?
 Wer sah von ihnen so wie wir in alle Ferne?
 Wer war so groß vom Geist, als unser Euler ist,
 Wenn sein gewöhntes Aug' entfernte Größen mißt?
 Wo hat ein Muschenbroß der Alten Ruhm vermehret?
 Wo hat sie einer so wie Sesner uns gelehret?
 Und wo hat Äskulap Boerhaavens Kunst gehabt?
 Wer war mit einem Geist wie Ludewig begabt?
 Und selbst den das Gericht stirnrunzlichter Archonten,
 Die die Gerechtigkeit am besten drehen konnten,
 (Wie mancher Richter noch gut durch die Finger sieht,
 Wenn man ein Fäßchen Wein in seinen Keller zieht)
 Ist uns nicht gleich, seitdem uns ein Cocceji lebet,
 Der Recht und Richterstuhl durch Wissenschaft erhebet.
 Die Stützen unsrer Zeit, die Weisen jener Welt,
 Sind, die man jener Ruhm von uns entgegen stellt,
 Und unsre Zeit sieht noch so viele große Geister,
 Die bei der Nachwelt noch der Wissenschaften Meister
 Und große Weise sind. Die Dichtkunst kränkest du;

- (7) Dank sei dem lieben Reim, daß der beim Newton stehet,
 Und in dem letzten Fuß nicht unser Euler gehet!
 Doch Newton hat den Ruhm, und Maupertuis die Müh'.
 Freund, du hast doch wohl recht, in so weit passen sie.
- (8) Du kennst der Alten Wert und schätze ihren Ruhm,
 Und kennst den Archimed nicht aus dem Altertum?

Bestehest der alten Welt vor uns den Vorzug zu;
 Allein, geliebter Freund, ist Slover kein Poete?
 Reizt dich nicht Hagedorn, Klingt dir nicht Hallers Flöte? (9)
 Was war's, das des Homers und Maros Lied erhob?
 Was schuf Anakreons, Ovids und Flaccus' Lob?
 Ein abergläubisch Lied, vermischt mit tollen Lügen,
 Die Nachwelt durch den Held geschicklich zu betrügen.
 Ein Lied voll Schmeichelei, ein Lied voll geiler Brunst,
 Ein Lied voll Torheit und von sehr gemeiner Kunst. (10)
 So schrieb das meiste Volk der Dichter jener Zeiten,
 Freund, ihre Lieder sind gelehrte Kleinigkeiten. (11)
 Komm, zeige mir den an, der wie mein Haller singt,
 Wenn sein erhabner Geist sich auf die Alpen schwingt.
 Die Sprachen, liebster Freund, die Sprachen jener Dichter
 Vermehren nur ihr Lob beim unpartei'schen Richter.
 Und sprächen wir wie sie, so könnt' es leicht geschehn,
 Auch unser Lied wär' gut und gleich der Alten schön:
 Wie, wenn ein Lied, das sonst im Englischen ergötzet
 Und lauter Schönheit zeigt, ins Deutsche übersezet
 Sehr arm und mager scheint, wenn es der Deutsche zwingt
 Und nach dem Sprachgebrauch in reinste Schreibart bringt.
 Snung, jede Zeit ist gut, und immerfort die beste,
 Und jeder weiser Mann, so länger lebt, der größte.
 Das ist der Welt ihr Brauch und Lauf, und daß es so,
 Belacht Herr Trivelin in seinem Marivaux.
 Mein Freund, laß unsrer Zeit auch ihr Recht widerfahren,
 Denn die Erkenntnis wächst, wie Mägdchen, mit den Jahren.
 Allein wird man am Erzt nichts mehr Verstecktes sehn
 Und hört das Finden auf, was wird alsdenn geschehn? (12) 5.

- (9) Wem danken diese denn ihr göttlich Lied? den Alten;
 Drum ihnen gleich zu sein, muß man's mit jenen halten.
 (10) O unsre Dichter sind wohl alle keusche Seelen,
 Die nur das hohe Lied zu ihrem Muster wählen.
 (11) Doch unsre Lieder sind voll Wissenschaft und Stärke,
 Durch uns zeigt sich ein Gott der Weisheit Wunderwerke!
 (12) Dann wird, vermute ich, der jüngste Tag wohl kommen.
 Dafür behüte Gott in Gnaden alle Frommen!

G. E. Lessing.

Aus einem
Gedicht über die Mehrheit der Welten
(1. Gesang)

Ihr niedern Töne schweig! Von Pracht und Glanz entzündet,
Sei ich zu den Sternen jetzt mir und der Welt entrückt.
Ein dichtungswürd'ger Stoff, als Liebe, Scherz und Wein,
Soll, voll von kühner Gut, des Liedes Inhalt sein.

Beherzter als Colomb, tret' ich den Luftweg an,
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.
Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!
Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.

Das Auge, wann sein Netz der Sachen Abdruck rührt,
Tut, was es tun soll, auch wann es dich verführt:
Was es nicht leisten kann, das mußt du nicht begehren.
Es soll uns nur den Schein entfernter Flächen lehren.
Was davon wahr, was falsch, das untersuche du;
Wo nicht, so rennst du selbst dem leichten Irrtum zu.
Deswegen gab dir Gott des Geistes schärfres Auge,
Daß es das leibliche dir zu verbessern taue.
Wann du mit diesem siehst, zieh jenes auch zu Rat,
Durch beides siehst du recht, wann eines Mängel hat.
Wie in dem Zauberrohr, wodurch man in der Ferne
Gleich als im Nahen sieht, wodurch man Mond und Sterne
Aus ihrer Höhen Kluft, ohn' Segen, ohne Geist,
Und ohne Talisma, zu uns hernieder reißt,
Des Künstlers weise Hand ein doppelt Glas vereinet,
Und nur der Gegenstand durch beide Klärer scheint;
Da eines nie vor sich der Neugier Auge stärkt,
Das statt der Deutlichkeit in ihm nur Nebel merkt.

(2. Gesang)

Was in der jungen Welt, bei heller Nächte Stunden,
Ein Wanderer erst bemerkt, ein Hirt zuerst erfunden,
Trug sich geheimnißvoll, gleich einem Götterwort
Vom Vater auf den Sohn, vom Sohn zum Enkel fort;
Bis, wie den Gottesdienst, dies nützlich keine Wissen,
Mit eigennüt'ger Macht die Priester an sich rissen.
In dunkeln Tempeln ward mit tück'schem Neid versteckt,
Was seinen Nutzen nicht auf Saat und Ernte streckt.
Das flache Babylon wagt es, auf steilen Türmen
Zuerst mit Neubegier den Himmel zu bestürmen.
Ägypten folget nach, und recht verdeckt zu sein,
Eräbt es, was es erfand, in Hieroglyphen ein.
Das schlaue Griechenland dringt mutig durch die Dünste,
Und raubt, stolz auf den Raub, dem Nile seine Künste.
Sein Leichtsinm prahlt damit, als seinem Eigentum;
Dem ersten war die Müh', und ihm verblieb der Ruhm.
So macht es oft der Franz; er prahlt mit fremdem Wissen,
Das er bei der Geburt dem Nachbar schlau entrißten.

(3. Gesang)

Dich, Pöbel, ruf' ich hier zu meinem Beistand an,
Daß ich recht pöbelhaft ihn sehn und schildern kann,
Mein Aug', entwöhne dich jetzt der gerein'gten Blicke,
Und nimm den Kinderwahn auf kurze Zeit zurücke.
Stell' mir den Himmel vor, wie ihn die Einfalt lehrt,
Die das untrüglich glaubt, was sie von Vätern hört.
Und wird er, wie er scheint, in meiner Zeichnung strahlen,
So werd' ich ihn nicht falsch, und gleichwohl unrecht malen.
So wie den fernen Wald der Künstler blaulich malt,
Der in der Nähe doch mit frischem Grüne prahlt,
Und also die Natur nicht trifft und nicht verfehlet,
Weil nur sein feiner Strich den Schein zu schildern wählet etc.

Schlußrede zu einem Trauerspiele

Gehalten von Madam Schuch

Euch, die Geschmaç und Ernst und was nur Weise rührt,
Die Tugend und ihr Lohn, ins Trauerspiel geführt,
Euch macht Melpomene durch künstliches Betrügen
Belemmtes Herz zur Lust und Mitleid zum Vergnügen.
Ihr fühlt es, was ein Held, der mit dem Schicksal sichts,
Und mit Affekten kämpft, in schweren Worten spricht;
Ihr folgt ihm durch den Kampf, mit gleich getheilten Trieben
Zu hassen, wenn er haßt, und wenn er liebt, zu lieben.
Ihr hofft, ihr tobt mit ihm; ihr teilt sein Weh und Wohl
Und kurz ihr habt das Herz, wie man es haben soll.

Schämteuch der Wehmut nicht, die feucht im Auge schimmert,
Sönnt ihr, ach! gönnet ihr den Ausbruch! Unbekümmert,
Ob Wesen oder Schein, ob Wahrheit oder Trug,
Den Panzer um das Herz mit süßer Macht zerschlug.
Die Gottheit des Geschmaçs zählt jedes Kenners Zähre,
Und hebt sie teuer auf, zu sein und unsrer Ehre.
Zu unsrer Ehre? — Ja, als Teil an unserm Lohn,
Durch der Gebärden Reiz, durch Mienen, Tracht und Ton,
Und durch die ganze Kunst ruhmvoller Heuchlergaben,
Der Hadelsucht zum Trotz! sie euch erpreßt zu haben.

An den Oberstleutnant

Karl Leonhard von Carlowitz

Bis hieher gab ich's zu, daß meine Dankbarkeit
Aus Hoheit ihrer Pflicht Dich

Edler Mann

geschaut.

Doch länger lass' ich nicht den Fahlen Vorwand gelten;
Der Andank möchte sie sonst ihres gleichen schelten.
Sieh! hier ist Brief und Herz! Dies machet jenen groß;
Doch mich noch nicht dadurch von meinen Schulden los.

Der Winter wird sich bald das fünfte Mal beschließen

Und der geschmückte Lenz sein Kind, die Blume, küssen,
 Seitdem betrübt und froh, in Meißnischen Distrikt,
 Des Weingotts liebste Stadt mein junges Aug' erblickt.
 Hier hat ein stiller Ort der seit zweihundert Jahren
 Was Gott und Muse sei in sichrer Luft erfahren
 Mich, dessen Jugend schwach, beschützt, versorgt, ernährt;
 Dem rohen Geiste Licht, dem Willen Zucht gewährt,
 Als ich, dem treuen Rat der Lehrer übergeben,
 Von Freund und Vaterstadt begann entfernt zu leben.
 Doch wenn ein reger Geist den Segen überdenkt,
 Den Afra auf mein Haupt mit Überfluß gesenkt,
 So kann ich anders nicht, ich muß auf dich verfallen.
 Und da, da kann ich kaum vor zarter Regung lallen.
 Dem Dank setz' ich den Wunsch, dem Wunsch das Loben zu,
 Und meines Lobes Stoff ist Gott, August und du.
 Ja! Gott, August und du! ihr Quellen meines Glückes!
 Durch euch hab' ich den Sturm des widrigen Geschickes,
 Der auf den jähen Sturz des Vaterlands gezielt,
 In Afrens sichern Schoß gesehen, nicht gefühlt!
 Denn als der blaue Feind sich durch die Lausitz drängte,
 Und Schwert, und Schlag, und Tod auf Sachsens Kinder senkte,
 Wie Häglic war das Land! durch seine tolle Wut
 Ward der, bald der, verjagt von Freunden, Hab und Gut.
 Und wen er nicht verjagt, dem konnt' er Angst und Schrecken
 Durch Drohn, und durch die Tat des Todes Furcht erwecken.
 Wer ist der glückliche, der da der Not entging,
 Die jedes Sachsen Herz mit schweren Fesseln fing?
 Nur uns, die wir getrost auf Afrens heil'gem Hügel,
 Beschützte selbst der Feind und seines Adlers Flügel.
 Die Stadt, die unter uns im schmalen Tale liegt,
 Ward theils durch Hungers Not, theils durch den Feind bekrüegt;
 Der, was man ihm nicht gab, mit frecher Macht entrissen,
 Und was er nicht gebraucht, verderbt, verbrennt, zerschmissen.
 Wir sahen dieser Not in ungestörter Ruh',
 Mitleidig zwar, doch nicht mit Furcht vor gleichem, zu.
 Der gräßliche Tumult blutigieriger Soldaten

Ließ uns den Frieden nur, nicht seine Ruh' entraten.
 Zwei Kronen stunden da der frommen Schule für,
 Die eine gab uns Schutz, der andern dienten wir.
 Gedrängter Waffen Stoß und ihr geschäftig Klirren;
 Der Feldtrommete streng verengtes, schmitternd Schwirren;
 Der Trommel rauher Lärm, der Pauke stumpfer Schall,
 Der Ruß auf Ruß geschieht bei jedem Kloppelfall;
 Erregte zwar die Luft, betäubte zwar die Ohren,
 Und konnt' der Furchtsamkeit durch Mark und Adern bohren.
 Nur hier verhinderte dergleichen Kriegesklang
 Nicht den gewöhnlichen zufriednen Schulgesang.
 Und als die streit'ge Macht den nahen Kampfplatz wählte,
 Als Preußens Adler tritt, als Sachsens Schwert entseelte,
 Als sich der Donner Knall mit Bebern hören ließ,
 Der manches Mutterkind ins Reich der Toten wies,
 Wie änglich winselte das ungewisse Meißnen;
 Wie mußte dieser Tag des Glückes letzter heißen;
 Wie naß war Aug' und Kinn; und wie war jedes Herz
 Voll Kummer, voller Angst, voll Sorgen, voller Schmerz:
 „O Herr der Sieger! Gott! wem willst du siegen lassen?
 Es siege wer da will, so mußst du Meißnen hassen!
 Denn krönt der Lorbeerzweig der Preußen stolzes Haupt,
 So ist dem Land und ihr Wohl, Schmuck und Ruhm geraubt.
 Ein aufgeblasner Held wird über uns gebieten,
 Und statt des Regiments wird ein Tyranne wüten.
 Fällt aber Friedrichs Heer und wird die Siegeskron'
 Der säch'schen Redlichkeit und ihrer Streiter Lohn,
 So wird (es steht's der Geist der aus sich selbst gerissen)
 Die Stadt des Feindes Wut im Abziehn dulden müssen.“
 So klagte jedermann. Nur Afrens Kinderfchar
 War ohne kalte Furcht, so nah' die Not auch war:
 „Es falle wer da fällt, es liege wer da lieget,
 Es steige wer da steigt, es siege wer da sieget.
 Bei uns ist doch der Sieg! Wenn eine Stütze fällt,
 So ist die andre da, die unsre Mutter hält!“
 So dachte sie mit Recht. Doch freilich war die Liebe,

Die für das Vaterland mit uns gebornen Triebe,
Dadurch noch nicht erstickt. Sie lag vor Gottes Thron,
Sie seufzte, bat und schrie mit kläglich bangem Ton,
Das Land, das Vaterland mit Sieg und Heil zu schmücken
Und ihres Feindes Macht beschimpft zu unterdrücken.
Gott weiß es, daß ich da auch oft an dich gedacht,
Der du mit diese Ruh' im Kriege zugebracht.
Ich bin vor meinen Gott und deinen Gott getreten
Und habe Dankes voll für dein Glück gebeten.
Und ja ich würde nie des Ortes würdig sein,
Säng' diese Neigung je in meiner Seele ein!

Was war es? daß darnach, als Sachsens Heer geschlagen,
Ein ekelhafter Feind die Schule mußte plagen?
Wir durften dennoch nicht, wie's vielen sonst geschehn,
Uns von der stillen Höh' verscheucht, verjaget sehn.
Wir konnten stets wie vor Gott und die Musen ehren,
Und den beredten Mund der Seelenväter hören.
Ja als Irenens Huld die Palmen wieder wies,
Und sich die Einigkeit von Sachsen Küssen ließ,
So fiel auch diese Not. Und Afrens neues Glück
Wuchs bis zum alten Glanz bei jedem Augenblicke.

Jetzt, teurer Carlowitz, jetzt leget jedes Geiſt,
Der Afrens wert, ihr Kind und ihr Verehrer heißt,
Den unermessnen Dank zu dessen Thron und Füßen,
Dem Fürsten, Zwietracht, Krieg und Tod gehorchen müssen;
Der, wenn das tolle Schwert um Schul und Kirche tobt,
Doch beide so beschützt, daß man ihn davor lobt.
Das Danken faßt das Lob und ein inbrünstig Bitten
(So ist das Kleeblatt voll!) in die beliebte Mitten!
Wir beten. Und um was? Um unsres Landes Wohl,
Und dessen Heil und Ruhm, der es beschützen soll.
Nachdem, wie's jeglicher vor seine Pflicht erkennet,
Für den, den sein Glück Grund, Quell und Stütze nennet.
So bat ich auch für dich. Dies muß das ganze sein,
Was ich, geschätzter Mann, dir kann zum Opfer weihn.
Der, welcher Sein und Glück in seinen Händen träget,
260

Und auf der Frommen Haupt der Frommen Segen leget,
Der alle Dinge kennt, der deinen Adel sieht,
Der in der Seele mehr als auf den Wappen blüht,
Wird dich mit Glück und Preis und solchen Gütern zieren,
Die nur den edelsten von deiner Art gebühren.

Genug und allzuviel hast du mich schon beglückt,
Doch blieb mir deine Huld auch künftig unverrückt,
Und würde bald nach mir (o darf ich es wohl wagen,
Dir den verwegnen Wunsch so dreuste vorzutragen!)
Mein Bruder auch durch dich in Afrens Schoß gelegt,
(Die dein Geschlecht verehrt, und es in Herzen trägt)
So soll (was sag' ich wohl? wie soll ich mich erklären?)
Der Dank dem Tode selbst der Wohltat Tilgung wehren!

A b h a n d l u n g e n

ü b e r

d i e F a b e l

I

Von dem Wesen der Fabel

Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel. So heißt die Erdichtung, welche er durch die Epopöe, durch das Drama herrschen läßt, die Fabel seiner Epopöe, die Fabel seines Drama.

Von diesen Fabeln ist hier die Rede nicht. Mein Gegenstand ist die sogenannte Aesopische Fabel. Auch diese ist eine Erdichtung; eine Erdichtung, die auf einen gewissen Zweck abzielet.

Man erlaube mir, gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu tun, um eine Anmerkung daraus herzuholen, auf die sich eine gewisse Einteilung der Aesopischen Fabel gründet, deren ich in der Folge zu oft gedenken werde, und die mir so bekannt nicht scheinete, daß ich sie, auf gut Glück, bei meinen Lesern voraussetzen dürfte.

Aesopus machte die meisten seiner Fabeln bei wirklichen Vorfällen. Seine Nachfolger haben sich dergleichen Vorfälle meistens erdichtet, oder auch wohl an ganz und gar keinen Vorfall, sondern bloß an diese oder jene allgemeine Wahrheit bei Verfertigung der ihrigen gedacht. Diese begnügten sich folglich, die allgemeine Wahrheit durch die erdichtete Geschichte ihrer Fabel erläutert zu haben, wenn jener noch über dieses die Ähnlichkeit seiner erdichteten Geschichte mit dem gegenwärtigen wirklichen Vorfalle faßlich machen und zeigen mußte, daß aus beiden, sowohl aus der erdichteten Geschichte als dem wirklichen Vorfalle, sich eben dieselbe Wahrheit bereits ergebe, oder gewiß ergeben werde.

Und hieraus entspringt die Einteilung in einfache und zusammengesetzte Fabeln.

Einfach ist die Fabel, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. — „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß sie nur Ein Junges zur Welt brächte. Ja, sprach sie, nur eines; aber einen Löwen.“*) — Die Wahrheit, welche in dieser Fabel liegt, *ὅτι το καλον οὐκ ἐν πληθει, ἀλλ' ἄρετι,* leuchtet sogleich in die Augen, und die Fabel ist einfach, wenn ich es bei dem Ausdrucke dieses allgemeinen Satzes bewenden lasse.

Zusammengesetzt hingegen ist die Fabel, wenn die Wahrheit, die sie uns anschauend zu erkennen gibt, auf einen wirklich geschenehen oder doch als wirklich geschehen angenommenen Fall weiter angewendet wird. — „Ich mache, sprach ein höhnischer Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre sieben Trauerspiele; aber du? In sieben Jahren eines! Recht; nur eines! versetzte der Dichter; aber eine Athalie!“ — Man mache dieses zur Anwendung der vorigen Fabel, und die Fabel wird zusammengesetzt. Denn sie bestehet nunmehr gleichsam aus zwei Fabeln, aus zwei einzeln Fällen, in welchen beiden ich die Wahrheit eben desselben Lehrsatzes bestätigt finde.

Diese Einteilung aber — kaum brauche ich es zu erinnern — beruhet nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabeln selbst, sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Und aus dem Exempel schon hat man es ersehen, daß eben dieselbe Fabel bald einfach, bald zusammengesetzt sein kann. Bei dem Phädrus ist die Fabel von dem kreißenden Berge eine einfache Fabel.

— — — Hoc scriptum est tibi,
Qui magna cum minaris, extricas nihil.

Ein jeder, ohne Unterschied, der große und fürchterliche Anstalten einer Nichtswürdigkeit wegen macht; der sehr weit ausholt, um einen sehr kleinen Sprung zu tun; jeder

Prabler, jeder vielversprechende Tor, von allen möglichen Arten, stehet hier sein Bild! Bei unserm Hagedorn aber wird eben dieselbe Fabel zu einer zusammengesetzten Fabel, indem er einen gebärenden schlechten Poeten zu dem besondern Gegenbilde des Kreißenden Berges macht.

Ihr Götter, rettet! Menschen, flieht!
Ein schwangrer Berg beginnt zu Kreißen,
Und wird igt, eh' man sich's versieht,
Mit Sand und Schollen um sich schmeißen etc.

— — — — —

Suffenus schwitzt und lärmt und schäumt:
Nichts kann den hohen Eifer zähmen;
Er stampft, er knirscht; warum? er reimt
Und will igt den Homer beschämen etc.

— — — — —

Allein gebt acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonett, dort eine Maus.

Diese Einteilung also, von welcher die Lehrbücher der Dichtkunst ein tiefes Stillschweigen beobachteten, ohngeachtet ihres mannigfaltigen Nutzens in der richtigern Bestimmung verschiedener Regeln: diese Einteilung, sage ich, vorausgesetzt, will ich mich auf den Weg machen. Es ist kein unbetretener Weg. Ich sehe eine Menge Fußstapfen vor mir, die ich zum Teil untersuchen muß, wenn ich überall sichere Tritte zu tun gedenke. Und in dieser Absicht will ich sogleich die vornehmsten Erklärungen prüfen, welche meine Vorgänger von der Fabel gegeben haben.

De la Motte

Dieser Mann, welcher nicht sowohl ein großes poetisches Genie als ein guter, aufgeklärter Kopf war, der sich an mancherlei wagen und überall erträglich zu bleiben hoffen durfte, erklärt die Fabel durch eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.*)

Als sich der Sohn des stolzen Tarquinius bei den Sabiern nunmehr festgesetzt hatte, schickte er heimlich einen Boten an seinen Vater und ließ ihn fragen, was er weiter tun solle? Der König, als der Bote zu ihm kam, befand sich eben auf dem Felde, hub seinen Stab auf, schlug den höchsten Mohnstengeln die Häupter ab, und sprach zu dem Boten: Geh und erzähle meinem Sohne, was ich jetzt getan habe! Der Sohn verstand den stummen Befehl des Vaters, und ließ die Vornehmsten der Sabier hinrichten.*) — Hier ist eine allegorische Handlung; — hier ist eine unter die Allegorie dieser Handlung versteckte Lehre: aber ist hier eine Fabel? Kann man sagen, daß Tarquinius seine Meinung dem Sohne durch eine Fabel habe wissen lassen? Gewiß nicht!

Jener Vater, der seinen uneinigen Söhnen die Vorteile der Eintracht an einem Bündel Ruten zeigte, das sich nicht anders als stückweise zerbrechen lasse, machte der eine Fabel?*)

Aber wenn eben derselbe Vater seinen uneinigen Söhnen erzählt hätte, wie glücklich drei Stiere, so lange sie einig waren, den Löwen von sich abhielten, und wie bald sie des Löwen Raub wurden, als Zwietracht unter sie kam, und jeder sich seine eigene Weide suchte:*) alsdenn hätte doch der Vater seinen Söhnen ihr Bestes in einer Fabel gezeigt? Die Sache ist klar.

Folglich ist es eben so klar, daß die Fabel nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung sein kann. Und dieses ist das erste, was ich wider die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Aber was will er mit seiner Allegorie? — Ein so fremdes Wort, womit nur wenige einen bestimmten Begriff verbinden, sollte überhaupt aus einer guten Erklärung verbannt sein. — Und wie, wenn es hier gar nicht einmal an seiner Stelle stünde? Wenn es nicht wahr wäre, daß die Handlung der Fabel an sich selbst allegorisch sei? Und wenn sie es höchstens unter gewissen Umständen nur werden könnte?

Quintilian lehret: *Αλληγορία, quam inversionem inter-*
268

pretamur, aliud verbis, aliud sensu ostendit, ac etiam interim contrarium.*) Die Allegorie sagt das nicht, was sie nach den Worten zu sagen scheint, sondern etwas anders. Die neuern Lehrer der Rhetorik erinnern, daß dieses etwas andere auf etwas anderes Ähnliches einzuschränken sei, weil sonst auch jede Ironie eine Allegorie sein würde*). Die letzten Worte des Quintilians, ac etiam interim contrarium, sind ihnen hierin zwar offenbar zuwider: aber es mag sein.

Die Allegorie sagt also nicht, was sie den Worten nach zu sagen scheint, sondern etwas Ähnliches. Und die Handlung der Fabel, wenn sie allegorisch sein soll, muß das auch nicht sagen, was sie zu sagen scheint, sondern nur etwas Ähnliches?

Wir wollen sehen! — „Der Schwächere wird gemeiniglich ein Raub des Mächtigen.“ Das ist ein allgemeiner Satz, bei welchem ich mir eine Reihe von Dingen gedenke, deren eines immer stärker ist als das andere; die sich also, nach der Folge ihrer verschiedenen Stärke, untereinander aufreiben können. Eine Reihe von Dingen! Wer wird lange und geru den öden Begriff eines Dinges denken, ohne auf dieses oder jenes besondere Ding zu fallen, dessen Eigenschaften ihm ein deutliches Bild gewähren? Ich will also auch hier, anstatt dieser Reihe von unbestimmten Dingen, eine Reihe bestimmter, wirklicher Dinge annehmen. Ich könnte mir in der Geschichte eine Reihe von Staaten oder Königen suchen; aber wie viele sind in der Geschichte so bewandert, daß sie, sobald ich meine Staaten oder Könige nur nennte, sich der Verhältnisse, in welchen sie gegeneinander an Größe und Macht gestanden, erinnern können? Ich würde meinen Satz nur wenigen faßlicher gemacht haben; und ich möchte ihn gern allen so faßlich als möglich machen. Ich falle auf die Tiere; und warum sollte ich nicht eine Reihe von Tieren wählen dürfen; besonders wenn es allgemein bekannte Tiere wären? Ein Auerhahn — ein Marder — ein Fuchs — ein Wolf — Wir kennen diese Tiere; wir

dürfen sie nur nennen hören, um sogleich zu wissen, welches das stärkere oder das schwächere ist. Nunmehr heißt mein Satz: der Marder frißt den Auerhahn; der Fuchs den Marder; den Fuchs der Wolf. Er frißt? Er frißt vielleicht auch nicht. Das ist mir noch nicht gewiß genug. Ich sage also: er fraß. Und siehe, mein Satz ist zur Fabel geworden!

Ein Marder fraß den Auerhahn;
Den Marder würgt' ein Fuchs; den Fuchs des Wolfes
Zahn*).

Was kann ich nun sagen, daß in dieser Fabel für eine Allegorie liege? Der Auerhahn, der Schwächste; der Marder, der Schwache; der Fuchs, der Starke; der Wolf, der Stärkste. Was hat der Auerhahn mit dem Schwächsten, der Marder mit dem Schwachen u. s. w. hier Ähnliches? Ähnliches! Gleichet hier bloß der Fuchs dem Starken und der Wolf dem Stärksten, oder ist jener hier der Starke, sowie dieser der Stärkste? Er ist es. — Kurz; es heißt die Worte auf eine kindische Art mißbrauchen, wenn man sagt, daß das Besondere mit seinem Allgemeinen, das Einzelne mit seiner Art, die Art mit ihrem Geschlechte eine Ähnlichkeit habe. Ist dieser Windhund einem Windhunde überhaupt, und ein Windhund überhaupt einem Hunde ähnlich? Eine lächerliche Frage! — Findet sich nun aber unter den bestimmten Subjekten der Fabel und den allgemeinen Subjekten ihres Satzes keine Ähnlichkeit, so kann auch keine Allegorie unter ihnen statthaben. Und das nämliche läßt sich auf die nämliche Art von den beiderseitigen Prädikaten erweisen.

Vielleicht aber meint jemand, daß die Allegorie hier nicht auf der Ähnlichkeit zwischen den bestimmten Subjekten oder Prädikaten der Fabel und den allgemeinen Subjekten oder Prädikaten des Satzes, sondern auf der Ähnlichkeit der Arten, wie ich eben dieselbe Wahrheit, ist durch die Bilder der Fabel, und ist vermittelt der Worte des Satzes

erkenne, beruhe. Doch das ist so viel als nichts. Denn käme hier die Art der Erkenntnis in Betrachtung, und wollte man bloß wegen der anschauenden Erkenntnis, die ich vermittelt der Handlung der Fabel von dieser oder jener Wahrheit erhalte, die Handlung allegorisch nennen: so würde in allen Fabeln eben dieselbe Allegorie sein, welches doch niemand sagen will, der mit diesem Worte nur einigen Begriff verbindet.

Ich befürchte, daß ich von einer so klaren Sache viel zu viel Worte mache. Ich fasse daher alles zusammen und sage: die Fabel, als eine einfache Fabel, kann unmöglich allegorisch sein.

Man erinnere sich aber meiner obigen Anmerkung, nach welcher eine jede einfache Fabel auch eine zusammengesetzte werden kann. Wie wann sie alsdenn allegorisch würde? Und so ist es. Denn in der zusammengesetzten Fabel wird ein Besonderes gegen das andre gehalten; zwischen zwei oder mehr Besondern, die unter eben demselben Allgemeinen begriffen sind, ist die Ähnlichkeit unwidersprechlich, und die Allegorie kann folglich stattfinden. Nur muß man nicht sagen, daß die Allegorie zwischen der Fabel und dem moralischen Satze sich befinde. Sie befindet sich zwischen der Fabel und dem wirklichen Falle, der zu der Fabel Gelegenheit gegeben hat, insofern sich aus beiden eben dieselbe Wahrheit ergibt. — Die bekannte Fabel vom Pferde, das sich von dem Manne den Zaum anlegen ließ und ihn auf seinen Rücken nahm, damit er ihm nur in seiner Rache, die es an dem Hirsche nehmen wollte, behilflich wäre: diese Fabel, sage ich, ist sofern nicht allegorisch, als ich mit dem Phädrus*) bloß die allgemeine Wahrheit daraus ziehe:

Impune potius laedi, quam dedi alteri.

Bei der Gelegenheit nur, bei welcher sie ihr Erfinder Stesichorus erzählte, ward sie es. Er erzählte sie nämlich, als die Himerenser den Phalaris zum obersten Befehlshaber ihrer Kriegsvölker gemacht hatten, und ihm noch dazu eine

Leibwache geben wollten. „O ihr Himerenser,“ rief er, „die ihr so fest entschlossen seid, euch an euren Feinden zu rächen; nehmet euch wohl in acht, oder es wird euch wie diesem Pferde ergehen! Den Zaum habt ihr euch bereits anlegen lassen, indem ihr den Phalaris zu eurem Heerführer mit unumschränkter Gewalt ernannt. Wollt ihr ihm nun gar eine Leibwache geben, wollt ihr ihn aufsitzen lassen, so ist es vollends um eure Freiheit getan.“*) — Alles wird hier allegorisch! Aber einzig und allein dadurch, daß das Pferd hier nicht auf jeden Beleidigten, sondern auf die beleidigten Himerenser; der Hirsch nicht auf jeden Beleidiger, sondern auf die Feinde der Himerenser; der Mann nicht auf jeden listigen Unterdrücker, sondern auf den Phalaris; die Anlegung des Zaums nicht auf jeden ersten Eingriff in die Rechte der Freiheit, sondern auf die Ernennung des Phalaris zum unumschränkten Heerführer; und das Aufsitzen endlich nicht auf jeden letzten tödlichen Stoß, welcher der Freiheit beigebracht wird, sondern auf die dem Phalaris zu bewilligende Leibwache gezogen und angewandt wird.

Was folgt nun aus alledem? Dieses: da die Fabel nur alsdenn allegorisch wird, wenn ich dem erdichteten einzeln Falle, den sie enthält, einen andern ähnlichen Fall, der sich wirklich zugetragen hat, entgegenstelle; da sie es nicht an und für sich selbst ist, insofern sie eine allgemeine moralische Lehre enthält: so gehöret das Wort Allegorie gar nicht in die Erklärung derselben. — Dieses ist das zweite, was ich gegen die Erklärung des de la Motte zu erinnern habe.

Und man glaube ja nicht, daß ich es bloß als ein müßiges, überflüssiges Wort daraus verdrängen will. Es ist hier, wo es steht, ein höchst schädliches Wort, dem wir vielleicht eine Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Man begnüge sich nur, die Fabel in Ansehung des allgemeinen Lehrsatzes bloß allegorisch zu machen; und man kann sicher glauben, eine schlechte Fabel gemacht zu haben. Ist aber eine schlechte Fabel eine Fabel? — Ein Exempel wird die Sache in ihr völliges Licht setzen. Ich wähle ein altes, um

272

ohne Mißgunst Recht haben zu können. Die Fabel nämlich von dem Mann und dem Satyr. „Der Mann bläset in seine kalte Hand, um seine Hand zu wärmen; und bläset in seinen heißen Brei, um seinen Brei zu kühlen. Was? sagt der Satyr; du bläsest aus einem Munde warm und kalt? Seh, mit dir mag ich nichts zu tun haben!“*) — Diese Fabel soll lehren, *ὅτι δεῖ φευγεῖν ἡμᾶς τὰς φιλίας ὧν ἀμφιβολοῦς ἐστὶν ἢ διαθροισίς*; die Freundschaft aller Zweizünger, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehrt sie das? Ich bin nicht der erste der es leugnet, und die Fabel für schlecht ausgibt. Richer*) sagt, sie sündige wider die Richtigkeit der Allegorie; ihre Moral sei weiter nichts als eine Anspielung und gründe sich auf eine bloße Zweideutigkeit. Richer hat richtig empfunden, aber seine Empfindung falsch ausgedrückt. Der Fehler liegt nicht sowohl darin, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern darin, daß es weiter nichts als eine Allegorie ist. Anstatt daß die Handlung des Mannes, die dem Satyr so anstößig scheint, unter dem allgemeinen Subjekte des Lehrsatzes wirklich begriffen sein sollte, ist sie ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich eines wirklichen Widerspruchs schuldig machen; und der Widerspruch ist nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von ebenderselben Sache ja und nein sagen, die ebendasselbe Ding loben und tadeln: und die Fabel zeigt uns einen Mann, der seinen Atem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht; der auf ganz etwas anders ist seinen Atem warm haucht, und auf ganz etwas anders ihn ist kalt bläset.

Endlich, was läßt sich nicht alles allegorisieren! Man nenne mir das abgeschmackte Märchen, in welches ich durch die Allegorie nicht einen moralischen Sinn sollte legen können! — „Die Mitknechte des Aesopus gelüstet nach den trefflichen Feigen ihres Herrn. Sie essen sie auf, und als es zur Nachfrage kömmt, soll es der gute Aesop getan haben. Sich zu rechtfertigen, trinket Aesop in großer Menge laues Wasser; und seine Mitknechte müssen ein gleiches tun. Das

laue Wasser hat seine Wirkung, und die Näscher sind entdeckt." — Was lehrt uns dieses Hiftörchen? Eigentlich wohl weiter nichts, als daß laues Wasser, in großer Menge getrunken, zu einem Brechmittel werde? Und doch machte jener persische Dichter*) einen weit edlern Gebrauch davon. „Wenn man euch,“ spricht er, „an jenem großen Tage des Gerichts, von diesem warmen und siedenden Wasser wird zu trinken geben: alsdenn wird alles an den Tag kommen, was ihr mit so vieler Sorgfalt vor den Augen der Welt verborgen gehalten; und der Heuchler, den hier seine Verstellung zu einem ehrwürdigen Manne gemacht hatte, wird mit Schande und Verwirrung überhäuft dastehen!“ — Vortrefflich!

Ich habe nun noch eine Kleinigkeit an der Erklärung des de la Motte auszusetzen. Das Wort Lehre (instruction) ist zu unbestimmt und allgemein. Ist jeder Zug aus der Mythologie, der auf eine physische Wahrheit anspielet, oder in den ein tieffinniger Baco wohl gar eine transcendentalische Lehre zu legen weiß, eine Fabel? Oder wenn der seltsame Holberg erzählt: „Die Mutter des Teufels übergab ihm einstmals vier Ziegen, um sie in ihrer Abwesenheit zu bewachen. Aber diese machten ihm so viel zu tun, daß er sie mit aller seiner Kunst und Geschicklichkeit nicht in der Zucht halten konnte. Diesfalls sagte er zu seiner Mutter nach ihrer Zurückkunft: Liebe Mutter, hier sind Eure Ziegen! Ich will lieber eine ganze Kompagnie Reiter bewachen als eine einzige Ziege.“ — Hat Holberg eine Fabel erzählt? Wenigstens ist eine Lehre in diesem Dinge. Denn er setzet selbst mit ausdrücklichen Worten dazu: „Diese Fabel zeigt, daß keine Kreatur weniger in der Zucht zu halten ist als eine Ziege.“*) — Eine wichtige Wahrheit! Niemand hat die Fabel schändlicher gemißhandelt als dieser Holberg! — Und es mißhandelt sie jeder, der eine andere als moralische Lehre darin vorzutragen sich einfallen läßt.

Richer

Richer ist ein anderer französischer Fabulist, der ein wenig besser erzählt als de la Motte, in Ansehung der Erfindung aber weit unter ihm stehet. Auch dieser hat uns seine Gedanken über diese Dichtungsart nicht vorenthalten wollen, und erklärt die Fabel durch ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte.*)

Richer hat die Erklärung des de la Motte offenbar vor Augen gehabt. Und vielleicht hat er sie gar verbessern wollen. Aber das ist ihm sehr schlecht gelungen.

Ein kleines Gedicht (poème)? — Wenn Richer das Wesen eines Gedichts in die bloße Fiktion setzet: so bin ich es zufrieden, daß er die Fabel ein Gedicht nennet. Wenn er aber auch die poetische Sprache und ein gewisses Silbenmaß als notwendige Eigenschaften eines Gedichtes betrachtet: so kann ich seiner Meinung nicht sein. — Ich werde mich weiter unten hierüber ausführlicher erklären.

Eine Regel (précepte)? — Dieses Wort ist nichts bestimmter als das Wort Lehre des de la Motte. Alle Künste, alle Wissenschaften haben Regeln, haben Vorschriften. Die Fabel aber stehet einzig und allein der Moral zu. Von einer andern Seite hingegen betrachtet, ist Regel oder Vorschrift hier sogar noch schlechter als Lehre; weil man unter Regel und Vorschrift eigentlich nur solche Sätze versteht, die unmittelbar auf die Bestimmung unsers Thuns und Lassens gehen. Von dieser Art aber sind nicht alle moralische Lehrsätze der Fabel. Ein großer Teil derselben sind Erfahrungssätze, die uns nicht sowohl von dem, was geschehen sollte, als vielmehr von dem, was wirklich geschieht, unterrichten. Ist die Sentenz:

In principatu commutando civium

Nil praeter domini nomen mutant pauperes,

eine Regel, eine Vorschrift? Und gleichwohl ist sie das Resultat einer von den schönsten Fabeln des Phädrus.)*

Es ist zwar wahr, aus jedem solchen Erfahrungssatze können leicht eigentliche Vorschriften und Regeln gezogen werden. Aber was in dem furchtbaren Satze liegt, das liegt nicht darum auch in der Fabel. Und was müßte das für eine Fabel sein, in welcher ich den Satz mit allen seinen Folgerungen auf einmal, anschauend erkennen sollte?

Unter einem allegorischen Bilde? — Über das Allegorische habe ich mich bereits erklärt. Aber Bild (image)! Unmöglich kann Richer dieses Wort mit Bedacht gewählt haben. Hat er es vielleicht nur ergriffen, um vom de la Motte lieber auf Seratemohl abzugehen, als nach ihm Recht zu haben? — Ein Bild heißt überhaupt jede sinnliche Vorstellung eines Dinges nach einer einzigen ihm zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, deren das Ding fähig ist, sondern allein die, in der es sich in einem und eben demselben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich zwar also wohl eine moralische Wahrheit erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im Wasser dürstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeigt, man könne auch bei dem größten Überflusse darben. Aber ist dieses Bild deswegen eine Fabel? So auch folgendes kleine Gedicht:

Cursu veloci pendens in novacula,
Calvus, comosa fronte, nudo corpore,
Quem si occuparis, teneas, elapsum semel
Non ipse possit Jupiter reprehendere,
Occasionem rerum significat brevem.
Effectus impediret ne segnīs mora,
Finxere antiqui talem effigiem temporis.

Wer wird diese Zeilen für eine Fabel erkennen, ob sie schon Phädrus als eine solche unter seinen Fabeln mit unterlaufen läßt?*) Ein jedes Gleichnis, ein jedes Emblem würde eine Fabel sein, wenn sie nicht eine Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu Einem Zwecke über-

276

einstimmenden Bildern; wenn sie, mit einem Worte, nicht das notwendig erforderete, was wir durch das Wort Handlung ausdrücken.

Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Übereinstimmung aller Teile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzeln Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung, oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen und nicht aufeinander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen. Und ich kann es für eine untriagliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdienet, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdenn ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt. — „Ein Fischer, indem er sein Netz aus dem Meere zog, blieb der größern Fische, die sich darin gefangen hatten, zwar habhaft, die Kleinsten aber schlupften durch das Netz durch und gelangten glücklich wieder ins Wasser.“ — Diese Erzählung befindet sich unter den Äsopischen Fabeln,*) aber sie ist keine Fabel; wenigstens eine sehr mittelmäßige. Sie hat keine Handlung, sie enthält ein bloßes einzelnes Faktum, das sich ganz malen läßt; und wenn ich dieses einzelne Faktum, dieses Zurückbleiben der größern und dieses Durchschlupfen der Kleinen Fische, auch mit noch so viel andern Umständen erweiterte, so würde doch in ihm allein, und nicht in den andern Umständen zugleich mit, der moralische Lehrsatz liegen.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist; alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehrere, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen. — Ein Exempel:

Lucernam fur accendit ex ara Jovis,
Ipsumque compilavit ad lumen suum,
Onustus qui sacrilegio cum discederet,
Repente vocem sancta misit Religio:
Malorum quamvis ista fuerint munera,
Mihique invisita, ut non offendar subripi,
Tamen, sceleste, spiritu culpam lues,
Olim cum adscriptus venerit poenae dies.
Sed ne ignis noster facinori praeluceat,
Per quem verendos excolit pietas Deos,
Veto esse tale luminis commercium.
Ita hodie, nec lucernam de flamma Deum
Nec de lucerna fas est accendi sacrum.

Was hat man hier gelesen? Ein Histörchen; aber keine Fabel. Ein Histörchen trägt sich zu; eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel also muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie erdichtet worden; da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin. Was wäre nun der Grund, warum diese Fabel erdichtet worden, wenn es anders eine Fabel wäre? Recht billig zu urteilen, könnte es kein andrer als dieser sein: der Dichter habe einen wahrscheinlichen Anlaß zu dem doppelten Verbote, weder von dem heiligen Feuer ein gemeines Licht, noch von einem gemeinen Lichte das heilige Feuer anzuzünden, erzählen wollen. Aber wäre das eine moralische Absicht, dergleichen der Fabulist doch not-

278

wendig haben soll? Zur Not könnte zwar dieses einzelne Verbot zu einem Bilde des allgemeinen Verbots dienen, daß das Heilige mit dem Unheiligen, das Gute mit dem Bösen in keiner Gemeinschaft stehen soll. Aber was tragen alsdenn die übrigen Teile der Erzählung zu diesem Bilde bei? Zu diesem gar nichts; sondern ein jeder ist vielmehr das Bild, der einzelne Fall einer ganz andern allgemeinen Wahrheit. Der Dichter hat es selbst empfunden und hat sich aus der Verlegenheit, welche Lehre er allein daraus ziehen sollte, nicht besser zu reißen gewußt, als wenn er deren so viele daraus zöge, als sich nur immer ziehen ließen. Denn er schließt:

Quot res contineat hoc argumentum utiles,
Non explicabit alius, quam qui repperit.
Significat primo, saepe, quos ipse alueris,
Tibi inveniri maxime contrarios.
Secundo ostendit, scelera non ira Deum,
Fatorum dicto sed puniri tempore.
Novissime interdicat, ne cum malefico
Usum bonus consociet ullius rei.

Eine elende Fabel, wenn niemand anders als ihr Erfinder es erklären kann, wie viel nützliche Dinge sie enthalte! Wir hätten an einem genug! — Kaum sollte man es glauben, daß einer von den Alten, einer von diesen großen Meistern in der Einfalt ihrer Plane, uns dieses Hiftörchen für eine Fabel*) verkaufen können.

Breitinger

Ich würde von diesem großen Kunstrichter nur wenig gelernt haben, wenn er in meinen Gedanken noch überall Recht hätte. — Er gibt uns aber eine doppelte Erklärung von der Fabel.*) Die eine hat er von dem de la Motte entlehnet; und die andere ist ihm ganz eigen.

Nach jener versteht er unter der Fabel eine unter der

wohlgeratene Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung. — Der Klare, übersezte de la Motte! Und der ein wenig gewässerte: Könnte man noch dazusezen. Denn was sollen die Beiwörter: wohlgeratene Allegorie; ähnliche Handlung? Sie sind höchst überflüssig.

Doch ich habe eine andere wichtigere Anmerkung auf ihn verspart. Richer sagt: die Lehre solle unter dem allegorischen Bilde versteckt (*caché*) sein. Versteckt! welch ein unschickliches Wort! In manchem Rätsel sind Wahrheiten, in den Pythagorischen Denksprüchen sind moralische Lehren versteckt; aber in keiner Fabel. Die Klarheit, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Lehre aus allen Theilen einer guten Fabel auf einmal hervorstrahlet, hätte durch ein ander Wort als durch das ganz widersprechende versteckt ausgedrückt zu werden verdienet. Sein Vorgänger de la Motte hatte sich um ein gut Theil feiner erklärt; er sagt doch nur: verkleidet (*déguisé*). Aber auch verkleidet ist noch viel zu unrichtig, weil auch verkleidet den Nebenbegriff einer mühsamen Erkennung mit sich führet. Und es muß gar keine Mühe kosten, die Lehre in der Fabel zu erkennen; es müßte vielmehr, wenn ich so reden darf, Mühe und Zwang kosten, sie darin nicht zu erkennen. Auf's höchste würde sich dieses verkleidet nur in Ansehung der zusammengesetzten Fabel entschuldigen lassen. In Ansehung der einfachen ist es durchaus nicht zu dulden. Von zwei ähnlichen einzeln Fällen kann zwar einer durch den andern ausgedrückt, einer in den andern verkleidet werden: aber wie man das Allgemeine in das Besondere verkleiden könne, das begreife ich ganz und gar nicht. Wollte man mit aller Gewalt ein ähnliches Wort hier brauchen, so müßte es anstatt verkleiden wenigstens einkleiden heißen.

Von einem deutschen Kunstrichter hätte ich überhaupt dergleichen figürliche Wörter in einer Erklärung nicht erwartet. Ein Breitinger hätte es den schön vernünftelnden Franzosen überlassen sollen, sich damit aus dem Handel zu

280

wickeln; und ihm würde es sehr wohl angestanden haben, wenn er uns mit den trocknen Worten der Schule belehrt hätte, daß die moralische Lehre in die Handlung weder versteckt noch verkleidet, sondern durch die sie der anschauenden Erkenntnis fähig gemacht werde. Ihm würde es erlaubt gewesen sein, uns von der Natur dieser auch der rohesten Seele zukommenden Erkenntnis, von der mit ihr verknüpften schnellen Überzeugung, von ihrem daraus entspringenden mächtigen Einflusse auf den Willen das Nötige zu lehren. Eine Materie, die durch den ganzen spekulativen Teil der Dichtkunst von dem größten Nutzen ist, und von unserm Weltweisen schon genugsam erläutert war!*) — Was Breitinger aber damals unterlassen, das ist mir, ißt nachzuholen, nicht mehr erlaubt. Die philosophische Sprache ist seitdem unter uns so bekannt geworden, daß ich mich der Wörter anschauen, anschauender Erkenntnis gleich von Anfange als solcher Wörter ohne Bedenken habe bedienen dürfen, mit welchen nur wenige nicht einerlei Begriff verbinden.

Ich käme zu der zweiten Erklärung, die uns Breitinger von der Fabel gibt. Doch ich bedenke, daß ich diese bequemer an einem andern Orte werde untersuchen können. — Ich verlasse ihn also.

Batteux

Batteux erklärt die Fabel kurzweg durch die Erzählung einer allegorischen Handlung.*) Weil er es zum Wesen der Allegorie macht, daß sie eine Lehre oder Wahrheit verberge, so hat er ohne Zweifel geglaubt, des moralischen Satzes, der in der Fabel zum Grunde liegt, in ihrer Erklärung gar nicht erwähnen zu dürfen. Man siehet sogleich, was von meinen bisherigen Anmerkungen auch wider diese Erklärung anzuwenden ist. Ich will mich daher nicht wiederholen, sondern bloß die fernere Erklärung, welche Batteux von der Handlung gibt, untersuchen.

„Eine Handlung,“ sagt Batteux, „ist eine Unternehmung,

die mit Wahl und Absicht geschieht. — Die Handlung setzt, außer dem Leben und der Wirksamkeit, auch Wahl und Endzweck voraus, und kommt nur vernünftigen Wesen zu."

Wenn diese Erklärung ihre Richtigkeit hat, so mögen wir nur neun Zehntel von allen existierenden Fabeln ausstreichen. Aesopus selbst wird alsdann deren kaum zwei oder drei gemacht haben, welche die Probe halten. — „Zwei Hähne kämpfen mit einander. Der Besiegte vertrieht sich. Der Sieger fliegt auf das Dach, schlägt stolz mit den Flügeln und krähet. Plötzlich schießt ein Adler auf den Sieger herab, und zerfleischt ihn."*) — Ich habe das allezeit für eine sehr glückliche Fabel gehalten; und doch fehlt ihr, nach dem Batteux, die Handlung. Denn wo ist hier eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschähe? — „Der Hirsch betrachtet sich in einer spiegelnden Quelle; er schämt sich seiner dünnen Läufe; und freuet sich seines stolzen Geweihs. Aber nicht lange! Hinter ihm ertönte die Jagd; seine dünnen Läufe bringen ihn glücklich ins Gehölz; da verstrickt ihn sein stolzes Geweih; er wird erreicht."*) — Auch hier sehe ich keine Unternehmung, keine Absicht. Die Jagd ist zwar eine Unternehmung, und der fliehende Hirsch hat die Absicht, sich zu retten; aber beide Umstände gehören eigentlich nicht zur Fabel, weil man sie, ohne Nachtheil derselben, weglassen und verändern kann. Und dennoch fehlt es ihr nicht an Handlung. Denn die Handlung liegt in dem falsch befundenen Urtheile des Hirsches. Der Hirsch urtheilet falsch; und lernet gleich darauf aus der Erfahrung, daß er falsch geurtheilet habe. Hier ist also eine Folge von Veränderungen, die einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. — Und das ist meine obige Erklärung der Handlung, von der ich glaube, daß sie auf alle gute Fabeln passen wird.

Sibt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engeren, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so tätig sind, daß sie eine gewisse Verän-

282

derung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreiβet, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Tätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe sein. Es ist aber nur schade, daß sie sich einigermassen mit dem Batteux schützen, wenigstens behaupten können, ihre Erklärung mit ihm aus einerlei Fabeln abstrahiret zu haben. Denn wirklich, auf welche Fabel die Erklärung des Batteux passet, passet auch ihre, so abgeschmackt sie immer ist.

Batteux, wie ich wohl darauf wetten wollte, hat bei seiner Erklärung nur die erste Fabel des Phädrus vor Augen gehabt; die er, mehr als einmal, *une des plus belles et des plus célèbres de l'antiquité* nennet. Es ist wahr, in dieser ist die Handlung ein Unternehmen, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Der Wolf nimmt sich vor, das Schaf zu zerreißen, *fauce improba incitatus*; er will es aber nicht so plump zu, er will es mit einem Scheine des Rechts tun, und also *jurgii causam intulit*. — Ich spreche dieser Fabel ihr Lob nicht ab; sie ist so vollkommen, als sie nur sein kann. Allein sie ist nicht deswegen vollkommen, weil ihre Handlung ein Unternehmen ist, das mit Wahl und Absicht geschiehet; sondern weil sie ihrer Moral, die von einem solchen Unternehmen spricht, ein völliges Genüge tut. Die Moral ist:*) *οἷς προθεσις ἀδικεῖν, παρ' αὐτοῖς οὐ δικαιολογία ἰσχυεῖ*. Wer den Voratz hat, einen Unschuldigen zu unterdrücken, der wird es zwar *μετ' εὐλογου αἰτίας* zu tun suchen; er wird einen scheinbaren Vorwand wählen; aber sich im geringsten nicht von seinem einmal gefaßten Entschlusse abbringen lassen, wenn sein Vorwand gleich

völlig zu schanden gemacht wird. Diese Moral redet von einem Vorsatze (dessein); sie redet von gewissen, vor andern vorzüglich gewählten Mitteln, diesen Vorsatz zu vollführen (choix): und folglich muß auch in der Fabel etwas sein, was diesem Vorsatze, diesen gewählten Mitteln entspricht; es muß in der Fabel sich ein Unternehmen finden, das mit Wahl und Absicht geschiehet. Bloß dadurch wird sie zu einer vollkommenen Fabel; welches sie nicht sein würde, wenn sie den geringsten Zug mehr oder weniger enthielte, als den Lehrsatz anschauend zu machen nötig ist. Batteux bemerkt alle ihre Kleinen Schönheiten des Ausdrucks und stellet sie von dieser Seite in ein sehr vorteilhaftes Licht; nur ihre wesentliche Vortrefflichkeit läßt er unerörtert, und verleitet seine Leser sogar, sie zu verkennen. Er sagt nämlich, die Moral, die aus dieser Fabel fließe, sei: que le plus faible est souvent opprimé par le plus fort. Wie seicht! Wie falsch! Wenn sie weiter nichts als dieses lehren sollte, so hätte wahrlich der Dichter die fictae causae des Wolfs sehr vergebens, sehr für die Langeweile erfunden; seine Fabel sagte mehr, als er damit hätte sagen wollen, und wäre, mit einem Worte, schlecht.

Ich will mich nicht in mehrere Exempel zerstreuen. Man untersuche es nur selbst, und man wird durchgängig finden, daß es bloß von der Beschaffenheit des Lehrsatzes abhängt, ob die Fabel eine solche Handlung, wie sie Batteux ohne Ausnahme fodert, haben muß oder entbehren kann. Der Lehrsatz der izt erwähnten Fabel des Phädrus machte sie, wie wir gesehen, notwendig; aber tun es deswegen alle Lehrsätze? Sind alle Lehrsätze von dieser Art? Oder haben allein die, welche es sind, das Recht, in eine Fabel eingekleidet zu werden? Ist 3. C. der Erfahrungssatz:

Laudatis utiliora quae contemseris
Saepe inveniri

nicht wert, in einem einzeln Falle, welcher die Stelle einer Demonstration vertreten kann, erkannt zu werden? Und

wenn er es ist, was für ein Unternehmen, was für eine Absicht, was für eine Wahl liegt darin, welche der Dichter auch in der Fabel auszudrücken gehalten wäre?

So viel ist wahr: wenn aus einem Erfahrungssatze unmittelbar eine Pflicht, etwas zu tun oder zu lassen, folget; so tut der Dichter besser, wenn er die Pflicht, als wenn er den bloßen Erfahrungssatz in seiner Fabel ausdrückt. — „Groß sein ist nicht immer ein Glück.“ — Diesen Erfahrungssatz in eine schöne Fabel zu bringen, möchte kaum möglich sein. Die obige Fabel von dem Fischer, welcher nur der größten Fische habhaft bleibet, indem die Kleinern glücklich durch das Netz durchschlupfen, ist, in mehr als einer Betrachtung, ein sehr mißlungener Versuch. Aber wer heißt auch dem Dichter die Wahrheit von dieser schielenden und unfruchtbaren Seite nehmen? Wenn groß sein nicht immer ein Glück ist, so ist es oft ein Unglück; und wehe dem, der wider seinen Willen groß ward, den das Glück ohne sein Zutun erhob, um ihn ohne sein Verschulden desto elender zu machen! Die großen Fische mußten groß werden; es stand nicht bei ihnen, klein zu bleiben. Ich danke dem Dichter für kein Bild, in welchem ebenso viele ihr Unglück als ihr Glück erkennen. Er soll niemanden mit seinen Umständen unzufrieden machen; und hier macht er doch, daß es die Großen mit den andern sein müssen. Nicht das Großsein, sondern die eitle Begierde, groß zu werden (*κενοδοξίαν*), sollte er uns als eine Quelle des Unglücks zeigen. Und das tat jener Alte,*¹⁾ der die Fabel von den Mäusen und Wieseln erzählte. „Die Mäuse glaubten, daß sie nur deswegen in ihrem Kriege mit den Wieseln so unglücklich wären, weil sie keine Heerführer hätten, und beschloßen, dergleichen zu wählen. Wie rang nicht diese und jene ehrgeizige Maus, es zu werden! Und wie teuer kam ihr am Ende dieser Vorzug zu stehen! Die Eiteln banden sich Hörner auf,

— — — ut conspicuum in praelio

Haberent signum, quod sequerentur milites,

und diese Hörner, als ihr Heer dennoch wieder geschlagen ward, hinderten sie, sich in ihre engen Löcher zu retten,

Haesere in portis, suntque capti ab hostibus,
Quos immolatos victor avidis dentibus
Capacis alvi mersit tartareo specu."

Diese Fabel ist ungleich schöner. Wodurch ist sie es aber anders geworden als dadurch, daß der Dichter die Moral bestimmter und fruchtbarer angenommen hat? Er hat das Bestreben nach einer eiteln Größe, und nicht die Größe überhaupt, zu seinem Gegenstande gewählt; und nur durch dieses Bestreben, durch diese eitle Größe, ist natürlicherweise auch in seine Fabel das Leben gekommen, das uns so sehr in ihr gefällt.

Überhaupt hat Batteux die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopöe und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften nebeneinander bestehen können. Der Fabuliste hingegen hat mit unsern Leidenschaften nichts zu tun, sondern allein mit unserer Erkenntnis. Er will uns von irgend einer einzeln moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Hand-

286

lung bald mit, bald ohne Absichten zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleichviel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschafft erreicht hat oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denkt im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihretwegen ein Genüge zu tun. „Der Wolf beschuldiget den Fuchs eines Diebstahls. Der Fuchs leugnet die That. Der Affe soll Richter sein. Kläger und Beklagter bringen ihre Gründe und Gegengründe vor. Endlich schreitet der Affe zum Urtheil:*)

Tu non videris perdidisse quod petis,
Te credo surripuisse, quod pulchre negas."

Die Fabel ist aus; denn in dem Urtheil des Affen lieget die Moral, die der Fabulist zum Augenmerke gehabt hat. Ist aber das Unternehmen aus, das uns der Anfang derselben verspricht? Man bringe diese Geschichte in Gedanken auf die komische Bühne, und man wird sogleich sehen, daß sie durch einen sinnreichen Einfall abgesehritten, aber nicht geendigt ist. Der Zuschauer ist nicht zufrieden, wenn er voraussieheth, daß die Streitigkeit hinter der Szene wieder von vorne angehen muß. — „Ein armer geplagter Greis ward unwillig, warf seine Last von dem Rücken, und rief den Tod. Der Tod erscheinet. Der Greis erschrickt und fühlt betroffen, daß elend leben doch besser als gar nicht leben ist. Nun, was soll ich? fragt der Tod. Ach, lieber Tod, mir meine Last wieder aufhelfen."*) — Der Fabulist ist glücklich, und zu unserm Vergnügen an seinem Ziele. Aber auch die Geschichte? Wie ging es dem Greise? Ließ ihn der Tod leben, oder nahm er ihn mit? Um alle solche Fragen bekümmert sich der Fabulist nicht; der dramatische Dichter aber muß ihnen vorbauen.

Und so wird man hundert Beispiele finden, daß wir uns zu einer Handlung für die Fabel mit weit wenigerm begnügen als zu einer Handlung für das Heldengedichte oder das Drama. Will man daher eine allgemeine Erklärung

von der Handlung geben, so kann man unmöglich die Erklärung des Batteux dafür brauchen, sondern muß sie notwendig so weitläufig machen, als ich es oben getan habe. — Aber der Sprachgebrauch? wird man einwerfen. Ich gestehe es; dem Sprachgebrauche nach heißt gemeinlich das eine Handlung, was einem gewissen Vorsatze zufolge unternommen wird; dem Sprachgebrauche nach muß dieser Vorsatz ganz erreicht sein, wenn man soll sagen können, daß die Handlung zu Ende sei. Allein was folgt hieraus? Dieses: wem der Sprachgebrauch sogar heilig ist, daß er ihn auf keine Weise zu verletzen wagt, der enthalte sich des Wortes Handlung, insofern es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel ausdrücken soll, ganz und gar. —

Und, alles wohl überlegt, dem Räte werde ich selbst folgen. Ich will nicht sagen, die moralische Lehre werde in der Fabel durch eine Handlung ausgedrückt; sondern ich will lieber ein Wort von einem weitem Umfange suchen und sagen, der allgemeine Satz werde durch die Fabel auf einen einzeln Fall zurückgeführt. Dieser einzelne Fall wird allezeit das sein, was ich oben unter dem Worte Handlung verstanden habe; das aber, was Batteux darunter versteht, wird er nur dann und wann sein. Er wird allezeit eine Folge von Veränderungen sein, die durch die Absicht, die der Fabulist damit verbindet, zu einem Ganzen werden. Sind sie es auch außer dieser Absicht; desto besser! Eine Folge von Veränderungen — daß es aber Veränderungen freier, moralischer Wesen sein müssen, versteht sich von selbst. Denn sie sollen einen Fall ausmachen, der unter einem Allgemeinen, das sich nur von moralischen Wesen sagen läßt, mit begriffen ist. Und darin hat Batteux freilich Recht, daß das, was er die Handlung der Fabel nennet, bloß vernünftigen Wesen zukomme. Nur kommt es ihnen nicht deswegen zu, weil es ein Unternehmen mit Absicht ist, sondern weil es Freiheit voraussetzt. Denn die Freiheit handelt zwar allezeit aus Gründen, aber nicht allezeit aus Absichten. — —

Sind es meine Leser nun bald müde, mich nichts als widerlegen zu hören? Ich wenigstens bin es. De la Motte, Richer, Breitinger, Batteux sind Kunstrichter von allerlei Art; mittelmäßige, gute, vortreffliche. Man ist in Gefahr sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; und man versäumt sich ohne Not, wenn man sich um alle bekümmern will.

Wie weit bin ich? Hui, daß mir meine Leser alles, was ich mir so mühsam erstritten habe, von selbst geschenkt hätten! — In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht bloß einige Ähnlichkeiten mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darin erkenne.

Und das ist das Wesen der Fabel? Das ist es, ganz erschöpft? — Ich wollte es gern meine Leser bereden, wenn ich es nur erst selbst glaubte. — Ich lese bei dem Aristoteles: *) „Eine obrigkeitliche Person durch das Los ernennen, ist eben als wenn ein Schiffsherr, der einen Steuermann braucht, es auf das Los ankommen ließe, welcher von seinen Matrosen es sein sollte, anstatt daß er den allerschicktesten dazu unter ihnen mit Fleiß ausuchte.“ — Hier sind zwei besondere Fälle, die unter eine allgemeine moralische Wahrheit gehören. Der eine ist der sich eben jetzt äußernde; der andere ist der erdichtete. Ist dieser erdichtete eine Fabel? Niemand wird ihn dafür gelten lassen. — Aber wenn es bei dem Aristoteles so hieße: „Ihr wollt euren Magistrat durch das Los ernennen? Ich Sorge, es wird euch gehen wie jenem Schiffsherrn, der, als es ihm an einem Steuermanne fehlte“ etc. Das verspricht doch eine Fabel? Und warum? Welche Veränderung ist damit vorgegangen? Man betrachte alles genau, und man wird keine finden als diese: Dort ward der Schiffsherr durch ein als

219

289

wenn eingeführt, er ward bloß als möglich betrachtet; und hier hat er die Wirklichkeit erhalten; es ist hier ein gewisser, es ist jener Schiffsherr.

Das trifft den Punkt! Der einzelne Fall, aus welchem die Fabel besteht, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnüge ich mich an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beispiel, eine Parabel. — Es verlohnt sich der Mühe diesen wichtigen Unterschied, aus welchem man allein so viel zweideutigen Fabeln das Urtheil sprechen muß, an einigen Exempeln zu zeigen. — Unter den Aesopischen Fabeln des Planudes liest man auch folgendes: „Der Biber ist ein vierfüßiges Tier, das meistens im Wasser wohnt, und dessen Seilen in der Medizin von großem Nutzen sind. Wenn nun dieses Tier von den Menschen verfolgt wird, und ihnen nicht mehr entkommen kann; was tut es? Es beißt sich selbst die Seilen ab, und wirft sie seinen Verfolgern zu. Denn es weiß gar wohl, daß man ihm nur dieserwegen nachstellt, und es sein Leben und seine Freiheit wohlfeiler nicht verkaufen kann.“*) — Ist das eine Fabel? Es liegt wenigstens eine vortreffliche Moral darin. Und dennoch wird sich niemand bedenken, ihr den Namen einer Fabel abzusprechen. Nur über die Ursache, warum er ihr abzusprechen sei, werden sich vielleicht die meisten bedenken, und uns doch endlich eine falsche angeben. Es ist nichts als eine Naturgeschichte: würde man vielleicht mit dem Verfasser der Kritischen Briefe*) sagen. Aber gleichwohl, würde ich mit eben diesem Verfasser antworten, handelt hier der Biber nicht aus bloßem Instinkt, er handelt aus freier Wahl und nach reifer Überlegung; denn er weiß es, warum er verfolgt wird (*γινωσκων ου χαριν διωκεται*). Diese Erhebung des Instinkts zur Vernunft, wenn ich ihm glauben soll, macht es ja eben, daß eine Begegnis aus dem Reiche der Tiere zu einer Fabel wird. Warum wird sie es denn hier nicht? Ich sage: sie wird es deswegen nicht, weil ihr die Wirklichkeit fehlet. Die Wirklichkeit kommt nur dem Einzelnen, dem Individuo zu; und es läßt sich keine

290

Wirklichkeit ohne die Individualität gedenken. Was also hier von dem ganzen Geschlechte der Biber gesagt wird, hätte müssen nur von einem einzigen Biber gesagt werden; und alsdenn wäre es eine Fabel geworden. — Ein ander Exempel: „Die Affen, sagt man, bringen zwei Junge zur Welt, wovon sie das eine sehr heftig lieben und mit aller möglichen Sorgfalt pflegen, das andere hingegen hassen und versäumen. Durch ein sonderbares Geschick aber geschieht es, daß die Mutter das geliebte unter häufigen Lieblosungen erdrückt, indem das verachtete glücklich aufwächst.“*) Auch dieses ist aus eben der Ursache, weil das, was nur von einem Individuo gesagt werden sollte, von einer ganzen Art gesagt wird, keine Fabel. Als daher Lestränge eine Fabel daraus machen wollte, mußte er ihm diese Allgemeinheit nehmen, und die Individualität dafür erteilen.**) „Eine Äffin,“ erzählt er, „hatte zwei Junge; in das eine war sie nârrisch verliebt, an dem andern aber war ihr sehr wenig gelegen. Einmals überfiel sie ein plötzlicher Schrecken. Geschwind rafft sie ihren Liebling auf, nimmt ihn in die Arme, eilt davon, stürzt aber, und schlägt mit ihm gegen einen Stein, daß ihm das Gehirn aus dem zerschmetterten Schädel springt. Das andere Junge, um das sie sich im geringsten nicht bekümmert hatte, war ihr von selbst auf den Rücken gesprungen, hatte sich an ihre Schultern angeklammert, und kam glücklich davon.“ — Hier ist alles bestimmt; und was dort nur eine Parabel war, ist hier zur Fabel geworden. — Das schon mehr als einmal angeführte Beispiel von dem Fischer hat den nämlichen Fehler; denn selten hat eine schlechte Fabel einen Fehler allein. Der Fall ereignet sich allezeit, so oft das Netz gezogen wird, daß die Fische, welche kleiner sind als die Sitter des Netzes, durchschlupfen und die größern hangen bleiben. Vor sich selbst ist dieser Fall also kein individueller Fall, sondern hätte es durch andere mit ihm verbundene Nebenumstände erst werden müssen.

Die Sache hat also ihre Richtigkeit: der besondere Fall,

aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden; er muß das sein, was wir in dem strengsten Verstande einen einzeln Fall nennen. Aber warum? Wie steht es um die philosophische Ursache? Warum begnügt sich das Exempel der praktischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloßen Möglichkeit, mit der sich die Exempel anderer Wissenschaften begnügen? — Wie viel ließe sich hiervon plaudern, wenn ich bei meinen Lesern gar keine richtige psychologische Begriffe voraussetzen wollte. Ich habe mich oben schon geweigert, die Lehre von der anschauenden Erkenntnis aus unserm Weltweisen abzuschreiben. Und ich will auch hier nicht mehr davon beibringen, als unumgänglich nötig ist, die Folge meiner Gedanken zu zeigen.

Die anschauende Erkenntnis ist vor sich selbst klar. Die symbolische entlehnet ihre Klarheit von der anschauenden.

Das Allgemeine existiret nur in dem Besondern, und kann nur in dem Besondern anschauend erkannt werden.

Einem allgemeinen symbolischen Schlusse folglich alle die Klarheit zu geben, deren er fähig ist, das ist, ihn so viel als möglich zu erläutern; müssen wir ihn auf das Besondere reduzieren, um ihn in diesem anschauend zu erkennen.

Ein Besonderes, insofern wir das Allgemeine in ihm anschauend erkennen, heißt ein Exempel.

Die allgemeinen symbolischen Schlüsse werden also durch Exempel erläutert. Alle Wissenschaften bestehen aus dergleichen symbolischen Schlüssen; alle Wissenschaften bedürfen daher der Exempel.

Doch die Sittenlehre muß mehr tun, als ihre allgemeinen Schlüsse bloß erläutern; und die Klarheit ist nicht der einzige Vorzug der anschauenden Erkenntnis.

Weil wir durch diese einen Satz geschwinder übersehen, und so in einer kürzern Zeit mehr Bewegungsgründe in ihm entdecken können, als wenn er symbolisch ausgedrückt ist: so hat die anschauende Erkenntnis auch einen weit größern Einfluß in den Willen als die symbolische.

Die Grade dieses Einflusses richten sich nach den Graden ihrer Lebhaftigkeit; und die Grade ihrer Lebhaftigkeit nach den Graden der nähern und mehrern Bestimmungen, in die das Besondere gesetzt wird. Je näher das Besondere bestimmt wird, je mehr sich darin unterscheiden läßt, desto größer ist die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Die Möglichkeit ist eine Art des Allgemeinen; denn alles, was möglich ist, ist auf verschiedene Art möglich.

Ein Besonderes also, bloß als möglich betrachtet, ist gewissermaßen noch etwas Allgemeines, und hindert, als dieses, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis.

Folglich muß es als wirklich betrachtet werden und die Individualität erhalten, unter der es allein wirklich sein kann, wenn die anschauende Erkenntnis den höchsten Grad ihrer Lebhaftigkeit erreichen, und so mächtig als möglich auf den Willen wirken soll.

Das Mehrere aber, das die Sittenlehre, außer der Erläuterung, ihren allgemeinen Schlüssen schuldig ist, besteht eben in dieser ihnen zu erteilenden Fähigkeit auf den Willen zu wirken, die sie durch die anschauende Erkenntnis in dem Wirklichen erhalten, da andere Wissenschaften, denen es um die bloße Erläuterung zu tun ist, sich mit einer geringern Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntnis, deren das Besondere, als bloß möglich betrachtet, fähig ist, begnügen.

Hier bin ich also! Die Fabel erfordert deswegen einen wirklichen Fall, weil man in einem wirklichen Falle mehr Bewegungsgründe und deutlicher unterscheiden kann als in einem möglichen; weil das Wirkliche eine lebhaftere Überzeugung mit sich führet als das bloß Mögliche.

Aristoteles scheint diese Kraft des Wirklichen zwar gekannt zu haben; weil er sie aber aus einer unrichtigen Quelle herleitet, so konnte es nicht fehlen, er mußte eine falsche Anwendung davon machen. Es wird nicht undienlich sein, seine ganze Lehre von dem Exempel (*περι παραδειγματος*) hier zu übersehen.*) Erst von seiner Einteilung

des Exempels: *Παραδειγματων δ' εἶδη δυο ἐστιν*, sagt er, *ἐν μὲν γὰρ ἐστὶ παραδειγματος εἶδος, τὸ λεγεῖν πραγματα προγεγενημενα, ἐν δὲ, τὸ αὐτὰ ποιεῖν. Τοντου δ' ἐν μὲν παραβολῇ: ἐν δὲ λόγοι: οἷον οἱ αἰσωπειοὶ καὶ λιβυκοὶ.* Die Einteilung überhaupt ist richtig; von einem Kommentator aber würde ich verlangen, daß er uns den Grund von der Unterabteilung der erdichteten Exempel beibrächte und uns lehrte, warum es deren nur zweierlei Arten gäbe, und mehrere nicht geben könne. Er würde diesen Grund, wie ich es oben getan habe, leicht aus den Beispielen selbst abstrahieren können, die Aristoteles davon gibt. Die Parabel nämlich führt er durch ein *ὡσπερ εἰ τις* ein; und die Fabeln erzählt er als etwas wirklich Geschehenes. Der Kommentator müßte also diese Stelle so umschreiben: Die Exempel werden entweder aus der Geschichte genommen, oder in Ermangelung derselben erdichtet. Bei jedem geschenehen Dinge läßt sich die innere Möglichkeit von seiner Wirklichkeit unterscheiden, obgleich nicht trennen, wenn es ein geschenehenes Ding bleiben soll. Die Kraft, die es als ein Exempel haben soll, liegt also entweder in seiner bloßen Möglichkeit, oder zugleich in seiner Wirklichkeit. Soll sie bloß in jener liegen, so brauchen wir, in seiner Ermangelung, auch nur ein bloß mögliches Ding zu erdichten; soll sie aber in dieser liegen, so müssen wir auch unsere Erdichtung von der Möglichkeit zur Wirklichkeit erheben. In dem ersten Falle erdichten wir eine Parabel, und in dem andern eine Fabel. — (Was für eine weitere Einteilung der Fabel hieraus folge, wird sich in der dritten Abhandlung zeigen.)

Und so weit ist wider die Lehre des Griechen eigentlich nichts zu erinnern. Aber nunmehr kömmt er auf den Wert dieser verschiedenen Arten von Exempeln, und sagt: *Εἰσι δ' οἱ λόγοι δημηγορικοὶ: καὶ ἔχουσιν ἀγαθὸν τουτο, ὅτι πραγματα μὲν εὐρεῖν ὁμοια γεγενημενα, χαλεπὸν, λόγους δὲ ῥᾶρον. Ποιησαι γὰρ δεῖ ὡσπερ καὶ παραβολας, ἀν τις δυνηται τὸ ὁμοιον ὄραν, ὅπερ ῥᾶρον ἐστὶν ἐκ φιλοσοφιας. Ρᾶω μὲν οὖν πορισασθαι τα δια των λογων: χρησιμωτερα δε προς το βου-*

λευσασθαι, τα δια των πραγματων: ομοια γαρ, ως ἐπι το πολυ, τα μελλοντα τοις γεγονοσι. Ich will mich ißt nur an den letzten Ausspruch dieser Stelle halten. Aristoteles sagt, die historischen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen als die Fabeln, weil das Vergangene gemeinlich dem Zukünftigen ähnlich sei. Und hierin, glaube ich, hat sich Aristoteles geirret. Von der Wirklichkeit eines Falles, den ich nicht selbst erfahren habe, kann ich nicht anders als aus Gründen der Wahrscheinlichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswegen, daß ein Ding geschehen, und daß es so und so geschehen ist, weil es höchst wahrscheinlich ist, und höchst unwahrscheinlich sein würde, wenn es nicht, oder wenn es anders geschehen wäre. Da also einzig und allein die innere Wahrscheinlichkeit mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und diese innere Wahrscheinlichkeit sich ebenso wohl in einem erdichteten Falle finden kann: was kann die Wirklichkeit des erstern für eine größere Kraft auf meine Überzeugung haben als die Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr. Da das historische Wahre nicht immer auch wahrscheinlich ist; da Aristoteles selbst die Sentenz des Agatho billiget:

*Ταχ' ἂν τις εἶκος αὐτο τουτ' εἶναι λεγοι:
Βροτοισι πολλα τυγχανειν οὐκ εἶκοτα:*

da er hier selbst sagt, daß das Vergangene nur gemeinlich (ἐπι το πολυ) dem Zukünftigen ähnlich sei; der Dichter aber die freie Gewalt hat, hierin von der Natur abzugehen, und alles, was er für wahr ausgibt, auch wahrscheinlich zu machen: so sollte ich meinen, wäre es wohl klar, daß den Fabeln, überhaupt zu reden, in Ansehung der Überzeugungskraft, der Vorzug vor den historischen Exempeln gebühre etc.

Und nunmehr glaube ich meine Meinung von dem Wesen der Fabel genugsam verbreitet zu haben. Ich fasse daher alles zusammen und sage: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen,

diesem besondern Falle die Wirklichkeit erteilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Das ist meine Erklärung, und ich hoffe, daß man sie, bei der Anwendung, ebenso richtig als fruchtbar finden wird.

II

Von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel

Der größte Teil der Fabeln hat Tiere, und wohl noch geringere Geschöpfe, zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Tiere darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber, zu Ehren des ersten Erfinders, beibehält, weil er wenigstens schmackhaft ist — quod risum movet? Oder was ist es?

Batteux hat diese Fragen entweder gar nicht vorausgesehen, oder er war listig genug, daß er ihnen damit zu entkommen glaubte, wenn er den Gebrauch der Tiere seiner Erklärung sogleich mit anflüchte. Die Fabel, sagt er, ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Tieren beigelegt wird. — Vollkommen à la Française! Oder, wie der Hahn über die Kohlen! — Warum, möchten wir gerne wissen, warum wird sie gemeiniglich den Tieren beigelegt? O, was ein langsamer Deutscher nicht alles fragt!

Überhaupt ist unter allen Kunsttrichtern Breitinger der einzige, der diesen Punkt berührt hat. Er verdient es also um so viel mehr, daß wir ihn hören. „Weil Aesopus,“ sagt er, „die Fabel zum Unterrichte des gemeinen bürgerlichen Lebens angewendet, so waren seine Lehren meistens ganz bekannte Sätze und Lebensregeln, und also mußte er

auch zu den allegorischen Vorstellungen derselben ganz gewohnte Handlungen und Beispiele aus dem gemeinen Leben der Menschen entlehnen: Da nun aber die täglichen Geschäfte und Handlungen der Menschen nichts Ungemeines oder merkwürdig Reizendes an sich haben, so mußte man notwendig auf ein neues Mittel bedacht sein, auch der allegorischen Erzählung eine anzügliche Kraft und ein reizendes Ansehen mitzuteilen, um ihr also dadurch einen sichern Eingang in das menschliche Herz aufzuschließen. Nachdem man nun wahrgenommen, daß allein das Seltene, Neue und Wunderbare eine solche erweckende und angenehm entzückende Kraft auf das menschliche Gemüt mit sich führet, so war man bedacht, die Erzählung durch die Neuheit und Seltsamkeit der Vorstellungen wunderbar zu machen und also dem Körper der Fabel eine ungeweine und reizende Schönheit beizulegen. Die Erzählung bestehet aus zween wesentlichen Hauptumständen, dem Umstande der Person, und der Sache oder Handlung; ohne diese kann keine Erzählung Platz haben. Also muß das Wunderbare, welches in der Erzählung herrschen soll, sich entweder auf die Handlung selbst, oder auf die Personen, denen selbige zugeschrieben wird, beziehen. Das Wunderbare, das in den täglichen Geschäften und Handlungen der Menschen vorkömmt, bestehet vornehmlich in dem Unvermuteten, sowohl in Absicht auf die Vermessenheit im Unterfangen, als die Bosheit oder Torheit im Ausführen, zuweilen auch in einem ganz unerwarteten Ausgange einer Sache: Weil aber dergleichen wunderbare Handlungen in dem gemeinen Leben der Menschen etwas Angewohntes und Seltenes sind; da hingegen die meisten gewöhnlichen Handlungen gar nichts Ungemeines oder Merkwürdiges an sich haben; so sah man sich gemüßiget, damit die Erzählung als der Körper der Fabel nicht verächtlich würde, derselben durch die Veränderung und Verwandlung der Personen einen angenehmen Schein des Wunderbaren mitzuteilen. Da nun die Menschen, bei aller ihrer Verschiedenheit, dennoch überhaupt

betrachtet in einer wesentlichen Gleichheit und Verwandtschaft stehen, so besann man sich, Wesen von einer höhern Natur, die man wirklich zu sein glaubte, als Götter und Genios, oder solche, die man durch die Freiheit der Dichter zu Wesen erschuf, als die Tugenden, die Kräfte der Seele, das Glück, die Gelegenheit etc., in die Erzählung einzuführen; vornehmlich aber nahm man sich die Freiheit heraus, die Tiere, die Pflanzen, und noch geringere Wesen, nämlich die leblosen Geschöpfe, zu der höhern Natur der vernünftigen Wesen zu erheben, indem man ihnen menschliche Vernunft und Rede mittheilte, damit sie also fähig würden, uns ihren Zustand und ihre Begegnisse in einer uns vernehmlichen Sprache zu erklären, und durch ihr Exempel von ähnlichen moralischen Handlungen unsre Lehrer abzugeben" etc. —

Breitinger also behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache sei, warum man in der Fabel die Tiere, und andere niedrigere Geschöpfe, reden und vernunftmäßig handeln lasse. Und eben weil er dieses für die Ursache hält, glaubt er, daß die Fabel überhaupt, in ihrem Wesen und Ursprunge betrachtet, nichts anders als ein lehrreiches Wunderbare sei. Diese seine zweite Erklärung ist es, welche ich hier, versprochnermassen, untersuchen muß.

Es wird aber bei dieser Untersuchung vornehmlich darauf ankommen, ob die Einführung der Tiere in der Fabel wirklich wunderbar ist. Ist sie es, so hat Breitinger viel gewonnen; ist sie es aber nicht, so liegt auch sein ganzes Fabelsystem, mit einmal, über dem Haufen.

Wunderbar soll diese Einführung sein? Das Wunderbare, sagt eben dieser Kunstrichter, legt den Schein der Wahrheit und Möglichkeit ab. Diese anscheinende Unmöglichkeit also gehöret zu dem Wesen des Wunderbaren; und wie soll ich nunmehr jenen Gebrauch der Alten, den sie selbst schon zu einer Regel gemacht hatten, damit vergleichen? Die Alten nämlich sungen ihre Fabeln am liebsten mit dem *Φασι* und dem darauf folgenden Klagefalle an.

Die griechischen Rhetores nennen dieses Kurz: die Fabel in dem Klagefalle (*ταῖς αἰτιατικαῖς*) vortragen; und Theon, wenn er in seinen Vorübungen*) hierauf kommt, führet eine Stelle des Aristoteles an, wo der Philosoph diesen Gebrauch billiget, und es zwar deswegen für ratsamer erkläret, sich bei Einführung einer Fabel lieber auf das Altertum zu berufen, als in der eigenen Person zu sprechen, damit man den Anschein, als erzähle man etwas Unmögliches, vermindere (*ἵνα παραμυθησῶνται το δοκεῖν ἀδύνατα λεγεῖν*). War also das der Alten ihre Denkungsart, wollten sie den Schein der Unmöglichkeit in der Fabel so viel als möglich vermindert wissen: so mußten sie notwendig weit davon entfernt sein, in der Fabel etwas Wunderbares zu suchen, oder zur Absicht zu haben; denn das Wunderbare muß sich auf diesen Schein der Unmöglichkeit gründen.

Weiter! Das Wunderbare, sagt Breitinger an mehr als einem Orte, sei der höchste Grad des Neuen. Diese Neuheit aber muß das Wunderbare, wenn es seine gehörige Wirkung auf uns tun soll, nicht allein bloß in Ansehung seiner selbst, sondern auch in Ansehung unsrer Vorstellungen haben. Nur das ist wunderbar, was sich sehr selten in der Reihe der natürlichen Dinge eräugnet. Und nur das Wunderbare behält seinen Eindruck auf uns, dessen Vorstellung in der Reihe unsrer Vorstellungen ebenso selten vorkommt. Auf einen fleißigen Bibelleser wird das größte Wunder, das in der Schrift aufgezeichnet ist, den Eindruck bei weiten nicht mehr machen, den es das erstemal auf ihn gemacht hat. Er liest es endlich mit ebensowenigem Erstaunen, daß die Sonne einmal stille gestanden, als er sie täglich auf- und niedergehen sieht. Das Wunder bleibt immer dasselbe; aber nicht unsere Gemütsverfassung, wenn wir es zu oft denken. — Folglich würde auch die Einführung der Tiere uns höchstens nur in den ersten Fabeln wunderbar vorkommen; fänden wir aber, daß die Tiere fast in allen Fabeln sprächen und urteilten, so würde diese Sonderbarkeit, so

groß sie auch an und vor sich selbst wäre, doch gar bald nichts Sonderbares mehr für uns haben.

Aber wozu alle diese Umschweife? Was sich auf einmal umreißen läßt, braucht man das erst zu erschüttern? — Darum kurz: daß die Tiere, und andere niedrigere Geschöpfe, Sprache und Vernunft haben, wird in der Fabel vorausgesetzt; es wird angenommen, und soll nichts weniger als wunderbar sein. — Wenn ich in der Schrift lese:*) „Da tat der Herr der Eselin den Mund auf und sie sprach zu Bileam“ etc., so lese ich etwas Wunderbares. Aber wenn ich bei dem Aesopus lese:*) *Φασιν, ὅτε φωνηεντα ἦν τα ζῶα, τὴν δὲν πρὸς τὸν δεσποτὴν εἶπεν:* „Damals, als die Tiere noch redeten, soll das Schaf zu seinem Hirten gesagt haben“: so ist es ja wohl offenbar, daß mir der Fabulist nichts Wunderbares erzählen will; sondern vielmehr etwas, das zu der Zeit, die er mit Erlaubnis seines Lesers annimmt, dem gemeinen Laufe der Natur vollkommen gemäß war.

Und das ist so begreiflich, sollte ich meinen, daß ich mich schämen muß, noch ein Wort hinzuzutun. Ich komme vielmehr sogleich auf die wahre Ursache, — die ich wenigstens für die wahre halte, — warum der Fabulist die Tiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen. — Ich setze sie in die allgemein bekannte Bestandtheit der Charaktere. — Gesezt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe. Wird sie sich deswegen von jedem, ohne Ausnahme, darin erkennen lassen? Auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessierten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viel Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisierung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen

die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie, unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen, dazu geschickt.

Man hört: Britannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegeneinander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er höret, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntnis, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftigen Individua aufreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennungen in unsere Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Tieren oder unter noch geringern Geschöpfen zu suchen. Man setze, in der Fabel von dem Wolfe und dem Lamme, anstatt des Wolfes den Nero, anstatt des Lammes den Britannicus, und die Fabel hat auf einmal alles verloren, was sie zu einer Fabel für das ganze menschliche Geschlecht macht. Aber man setze anstatt des Lammes und des Wolfes den Riesen und den Zwerg, und sie verlieret schon weniger; denn auch der Riese und der Zwerg sind Individua, deren Charakter, ohne weitere Hinzutuuung, ziemlich aus der Benennung erhellet. Oder man verwandle sie lieber gar in folgende menschliche Fabel: „Ein Priester kam zu dem armen Manne des Propheten*) und sagte: Bringe dein weißes Lamm vor den Altar, denn die Götter fordern ein Opfer. Der Arme erwiderte: Mein Nachbar hat eine zahl-

reiche Herde, und ich habe nur das einzige Lamm. Du hast aber den Göttern ein Gelübde getan, versetzte dieser, weil sie deine Felder gesegnet. — Ich habe kein Feld; war die Antwort. — Nun so war es damals, als sie deinen Sohn von seiner Krankheit genesen ließen. — O, sagte der Arme, die Götter haben ihn selbst zum Opfer hingenommen. Sottloser! zürnte der Priester; du lästerst! und riß das Lamm aus seinem Schoße" etc. — — Und wenn in dieser Verwandlung die Fabel noch weniger verloren hat, so kommt es bloß daher, weil man mit dem Worte Priester den Charakter der Habsüchtigkeit, leider, noch weit geschwinder verbindet als den Charakter der Blutdürstigkeit mit dem Worte Riese; und durch den armen Mann des Propheten die Idee der unterdrückten Unschuld noch leichter erregt wird als durch den Zwerg. — Der beste Abdruck dieser Fabel, in welchem sie ohne Zweifel am allerwenigsten verloren hat, ist die Fabel von der Katze und dem Hahne.*) Doch weil man auch hier sich das Verhältniß der Katze gegen den Hahn nicht so geschwind denkt als dort das Verhältniß des Wolfes zum Lamme, so sind diese noch immer die allerbequemsten Wesen, die der Fabulist zu seiner Absicht hat wählen können.

Der Verfasser der oben angeführten Kritischen Briefe ist mit Breitingern einerlei Meinung, und sagt unter andern in der erdichteten Person des Hermann Axels:*) „Die Fabel bekommt durch diese sonderbare Personen ein wunderliches Ansehen. Es wäre keine ungeschickte Fabel, wenn man dichtete: Ein Mensch sah auf einem hohen Baume die schönsten Birnen hangen, die seine Lust, davon zu essen, mächtig reizeten. Er bemühte sich lange, auf denselben hinaufzuklimmen, aber es war umsonst, er mußte es endlich aufgeben. Indem er wegging, sagte er: Es ist mir gesunder, daß ich sie noch länger stehen lasse, sie sind doch noch nicht zeitig genug. Aber dieses Geschichtchen reizet nicht stark genug; es ist zu platt" etc. — Ich gestehe es Hermann Axeln zu; das Geschichtchen ist sehr platt, und verdienet nichts

weniger als den Namen einer guten Fabel. Aber ist es bloß deswegen so platt geworden, weil kein Tier darin redet und handelt? Gewiß nicht; sondern es ist es dadurch geworden, weil er das Individuum, den Fuchs, mit dessen bloßem Namen wir einen gewissen Charakter verbinden, aus welchem sich der Grund von der ihm zugeschriebenen Handlung angeben läßt, in ein anders Individuum verwandelt hat, dessen Name keine Idee eines bestimmten Charakters in uns erwecket. „Ein Mensch!“ das ist ein viel zu allgemeiner Begriff für die Fabel. An was für eine Art von Menschen soll ich dabei denken? Es gibt deren so viele! Aber „ein Fuchs!“ Der Fabulist weiß nur von Einem Fuchse, und sobald er mir das Wort nennt, fallen auch meine Gedanken sogleich nur auf Einen Charakter. Anstatt des Menschen überhaupt hätte Hermann Axel also wenigstens einen Gasconier setzen müssen. Und alsdenn würde er wohl gefunden haben, daß die Fabel, durch die bloße Weglassung des Tieres, so viel eben nicht verlöre, besonders wenn er in dem nämlichen Verhältnisse auch die übrigen Umstände geändert, und den Gasconier nach etwas mehr als nach Birnen lüstern gemacht hätte.

Da also die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Tiere die eigentliche Ursache sind, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt, so kömmt mir es sehr sonderbar vor, wenn man es einem zum besondern Ruhme machen will, „daß der Schwan in seinen Fabeln nicht singe, noch der Pelikan sein Blut für seine Jungen vergieße.“*) — Als ob man in den Fabelbüchern die Naturgeschichte studieren sollte! Wenn dergleichen Eigenschaften allgemein bekannt sind, so sind sie wert gebraucht zu werden, der Naturalist mag sie bekräftigen oder nicht. Und derjenige, der sie uns, es sei durch seine Exempel oder durch seine Lehre, aus den Händen spielen will, der nenne uns erst andere Individua, von denen es bekannt ist, daß ihnen die nämlichen Eigenschaften in der That zukommen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen,

desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sich der Fabulist so selten in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche und am aller seltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten; will mir nicht ein. Die Fabel von dem ehernen und dem irdenen Topfe ist nicht um ein Haar schlechter oder unwahrscheinlicher als die beste Fabel 3. E. von einem Affen, so nahe auch dieser dem Menschen verwandt ist, und so unendlich weit jene von ihm abstehen.

Indem ich aber die Charaktere der Tiere zur eigentlichen Ursache ihres vorzüglichen Gebrauchs in der Fabel mache, will ich nicht sagen, daß die Tiere dem Fabulisten sonst zu weiter gar nichts nützen. Ich weiß es sehr wohl, daß sie unter andern in der zusammengesetzten Fabel das Vergnügen der Vergleichung um ein großes vermehren, welches alsdenn kaum merklich ist, wenn sowohl der wahre als der erdichtete einzelne Fall beide aus handelnden Personen von einerlei Art, aus Menschen, bestehen. Da aber dieser Nutzen, wie gesagt, nur in der zusammengesetzten Fabel stattfindet, so kann er die Ursache nicht sein, warum die Tiere auch in der einfachen Fabel, und also in der Fabel überhaupt, dem Dichter sich gemeiniglich mehr empfehlen als die Menschen.

Ja, ich will es wagen, den Tieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere Klare und lebendige Erkenntnis eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntnis mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders 3. E. die Er-

regung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Tiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt? Man erinnere sich noch einmal der Fabel von dem Wolfe und Lamme, wie sie oben in die Fabel von dem Priester und dem armen Manne des Propheten verwandelt worden. Wir haben Mitleiden mit dem Lamme; aber dieses Mitleiden ist so schwach, daß es unserer anschauenden Erkenntnis des moralischen Satzes keinen merklichen Eintrag tut. Hingegen wie ist es mit dem armen Manne? Kömmt es mir nur so vor, oder ist es wirklich wahr, daß wir mit diesem viel zu viel Mitleiden haben, und gegen den Priester viel zu viel Unwillen empfinden, als daß die anschauende Erkenntnis des moralischen Satzes hier ebenso klar sein könnte, als sie dort ist?

III

Von der Einteilung der Fabeln

Die Fabeln sind verschiedener Einteilungen fähig. Von einer, die sich aus der verschiednen Anwendung derselben ergibt, habe ich gleich anfangs geredet. Die Fabeln nämlich werden entweder bloß auf einen allgemeinen moralischen Satz angewendet, und heißen einfache Fabeln; oder sie werden auf einen wirklichen Fall angewendet, der mit der Fabel unter einem und eben demselben moralischen Satze enthalten ist, und heißen zusammengesetzte Fabeln. Der Nutzen dieser Einteilung hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt.

Eine andere Einteilung würde sich aus der verschiednen Beschaffenheit des moralischen Satzes herholen lassen. Es gibt nämlich moralische Sätze, die sich besser in einem einzeln Falle ihres Gegenteils als in einem einzeln Falle, der unmittelbar unter ihnen begriffen ist, anschauend erkennen lassen. Fabeln also, welche den moralischen Satz in einem einzeln Falle des Gegenteils zur Intuition bringen, würde

man vielleicht indirekte Fabeln, sowie die andern direkte Fabeln nennen können.

Doch von diesen Einteilungen ist hier nicht die Frage; noch viel weniger von jener unphilosophischen Einteilung nach den verschiedenen Erfindern oder Dichtern, die sich einen vorzüglichen Namen damit gemacht haben. Es hat den Kunststrichtern gefallen, ihre gewöhnliche Einteilung der Fabel von einer Verschiedenheit herzunehmen, die mehr in die Augen fällt; von der Verschiedenheit nämlich der darin handelnden Personen. Und diese Einteilung ist es, die ich hier näher betrachten will.

Aphthonius ist ohne Zweifel der älteste Skribent, der ihrer erwähnt. *Του δε μυθου*, sagt er in seinen Vorübungen, *το μεν εστι λογικον, το δε ηθικον, το δε μικτον. Καλ λογικον μεν εν ω τι ποιων ανθρωπος πεπλασται: ηθικον δε των αλογων ηθος απομιμουμενον: μικτον δε το εξ αμφοτερων αλογου και λογικου.* Es gibt drei Sattungen von Fabeln; die vernünftige, in welcher der Mensch die handelnde Person ist; die sittliche, in welcher unvernünftige Wesen aufgeführt werden; die vermischte, in welcher sowohl unvernünftige als vernünftige Wesen vorkommen. — Der Hauptfehler dieser Einteilung, welcher sogleich einem jeden in die Augen leuchtet, ist der, daß sie das nicht erschöpft, was sie erschöpfen sollte. Denn wo bleiben diejenigen Fabeln, die aus Gottheiten und allegorischen Personen bestehen? Aphthonius hat die vernünftige Sattung ausdrücklich auf den einzigen Menschen eingeschränkt. Doch wenn diesem Fehler auch abzuhelfen wäre; was kann dem ohngeachtet roher und mehr von der obersten Fläche abgeschöpft sein als diese Einteilung? Öffnet sie uns nur auch die geringste freiere Einsicht in das Wesen der Fabel?

Batteux würde daher ohne Zweifel ebenso wohl getan haben, wenn er von der Einteilung der Fabel gar geschwiegen hätte, als daß er uns mit jener Fahlen Aphthonianischen abspelsen will. Aber was wird man vollends von ihm sagen, wenn ich zeige, daß er sich hier auf einer Kleinen

306

Tücke treffen läßt? Kurz zuvor sagt er unter andern von den Personen der Fabel: „Man hat hier nicht allein den Wolf und das Lamm, die Eiche und das Schilf, sondern auch den eisernen und den irdenen Topf ihre Rollen spielen sehen. Nur der Herr Verstand und das Fräulein Einbildungskraft, und alles, was ihnen ähnlich siehet, sind von diesem Theater ausgeschlossen worden; weil es ohne Zweifel schwerer ist, diesen bloß geistigen Wesen einen charaktermäßigen Körper zu geben; als Körpern, die einige Analogie mit unsern Organen haben, Geist und Seele zu geben.“*) — Merkt man wider wen dieses geht? Wider den de la Motte, der sich in seinen Fabeln der allegorischen Wesen sehr häufig bedient. Da dieses nun nicht nach dem Geschmacke unsers oft mehr ekeln als seinen Kunstrichters war, so konnte ihm die Aphthonianische mangelhafte Einteilung der Fabel nicht anders als willkommen sein, indem es durch sie stillschweigend gleichsam zur Regel gemacht wird, daß die Gottheiten und allegorischen Wesen gar nicht in die Aesopische Fabel gehören. Und diese Regel eben möchte Batteux gar zu gern festsetzen, ob er sich gleich nicht getrauet, mit ausdrücklichen Worten darauf zu dringen. Sein System von der Fabel kann auch nicht wohl ohne sie bestehen. „Die Aesopische Fabel,“ sagt er, „ist, eigentlich zu reden, das Schauspiel der Kinder; sie unterscheidet sich von den übrigen nur durch die Seringsfügigkeit und Naivität ihrer spielenden Personen. Man sieht auf diesem Theater keinen Cäsar, keinen Alexander: aber wohl die Fliege und die Ameise“ etc. — Freilich; diese Seringsfügigkeit der spielenden Personen vorausgesetzt, konnte Batteux mit den höhern poetischen Wesen des de la Motte unmöglich zufrieden sein. Er verwarf sie also, ob er schon einen guten Teil der besten Fabeln des Altertums zugleich mit verwerfen mußte; und zog sich, um den kritischen Anfällen deswegen weniger ausgesetzt zu sein, unter den Schutz der mangelhaften Einteilung des Aphthonius. Gleich als ob Aphthonius der Mann wäre, der alle Sattungen von

Fabeln, die in seiner Einteilung nicht Platz haben, eben dadurch verdammten könnten! Und diesen Mißbrauch einer erschlichenen Autorität nenne ich eben die kleine Tücke, deren sich Batteux in Ansehung des de la Motte hier schuldig gemacht hat.

Wolff*) hat die Einteilung des Aphythionius gleichfalls beibehalten, aber einen weit edlern Gebrauch davon gemacht. Diese Einteilung in vernünftige und sittliche Fabeln, meint er, Klinge zwar ein wenig sonderbar; denn man könnte sagen, daß eine jede Fabel sowohl eine vernünftige als eine sittliche Fabel wäre. Sittlich nämlich sei eine jede Fabel insofern, als sie einer sittlichen Wahrheit zum besten erfunden worden; und vernünftig insofern, als diese sittliche Wahrheit der Vernunft gemäß ist. Doch da es einmal gewöhnlich sei, diesen Worten hier eine andere Bedeutung zu geben, so wolle er keine Neuerung machen. Aphythionius habe übrigens bei seiner Einteilung die Absicht gehabt, die Verschiedenheit der Fabeln ganz zu erschöpfen, und mehr nach dieser Absicht als nach den Worten, deren er sich dabei bedient habe, müsse sie beurteilt werden. Absit enim, sagt er — und o, wenn alle Liebhaber der Wahrheit so billig dächten! — absit, ut negemus accurate cogitasse, qui non satis accurate loquuntur. Puerile est, erroris redarguere eum, qui ab errore immunem possedit animum, propterea quod parum apta succurrerint verba, quibus mentem suam exprimere poterat. Er behält daher die Benennungen der Aphythionianischen Einteilung bei, und weiß die Wahrheit, die er nicht darin gefunden, so scharfsinnig hineinzulegen, daß sie das vollkommene Ansehen einer richtigen philosophischen Einteilung bekommt. „Wenn wir Begebenheiten erdichten,“ sagt er, „so legen wir entweder den Subjekten solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädikate bei, als ihnen zukommen; oder wir legen ihnen solche bei, die ihnen nicht zukommen. In dem ersten Falle heißen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln heißen es, wenn sie etwas

308

sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben."

Nach dieser Wolffischen Verbesserung also beruhet die Verschiedenheit der Fabel nicht mehr auf der bloßen Verschiedenheit der Subjekte, sondern auf der Verschiedenheit der Prädikate, die von diesen Subjekten gesagt werden. Ihr zufolge kann eine Fabel Menschen zu handelnden Personen haben, und dennoch keine vernünftige Fabel sein; so wie sie eben nicht notwendig eine sittliche Fabel sein muß, weil Tiere in ihr aufgeführt werden. Die oben angeführte Fabel von den zwei kämpfenden Hähnen würde nach den Worten des Aphthonius eine sittliche Fabel sein, weil sie die Eigenschaften und das Betragen gewisser Tiere nachahmet; wie hingegen Wolff den Sinn des Aphthonius genauer bestimmt hat, ist sie eine vernünftige Fabel, weil nicht das Geringsste von den Hähnen darin gesagt wird, was ihnen nicht eigentlich zukäme. So ist es mit mehreren: 3. E. Der Vogelfsteller und die Schlange;*) Der Hund und der Koch;*) Der Hund und der Gärtner;*) Der Schäfer und der Wolf;*) lauter Fabeln, die nach der gemeinen Einteilung unter die sittlichen und vermischten, nach der verbesserten aber unter die vernünftigen gehören.

Und nun? Werde ich es bei dieser Einteilung unsers Weltweisen können bewenden lassen? Ich weiß nicht. Wider ihre logikalische Richtigkeit habe ich nichts zu erinnern; sie erschöpft alles, was sie erschöpfen soll. Aber man kann ein guter Dialektiker sein, ohne ein Mann von Geschmack zu sein; und das letzte war Wolff, leider, wohl nicht. Wie, wenn es auch ihm hier so gegangen wäre, als er es von dem Aphthonius vermutet, daß er zwar richtig gedacht, aber sich nicht so vollkommen gut ausgedrückt hätte, als es besonders die Kunsttrichter wohl verlangen dürften? Er redet von Fabeln, in welchen den Subjekten Leidenschaften und Handlungen, überhaupt Prädikate, beigelegt werden, deren sie nicht fähig sind, die ihnen nicht zukommen. Dieses nicht zukommen kann einen übeln Verstand machen. Der

Dichter, kann man daraus schließen, ist also nicht gehalten, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet? Er kann das Schaf verwegen, den Wolf sanftmütig, den Esel feurig vorstellen; er kann die Tauben als Falken brauchen und die Hunde von den Hasen jagen lassen. Alles dieses kömmt ihnen nicht zu; aber der Dichter macht eine sittliche Fabel, und er darf es ihnen beilegen. — Wie nötig ist es, dieser gefährlichen Auslegung, diesen mit einer Überschwemmung der abgeschmacktesten Märchen drohenden Folgerungen vorzubauen!

Man erlaube mir also, mich auf meinen eigenen Weg wieder zurückzuwenden. Ich will den Weltweisen so wenig als möglich aus dem Gesichte verlieren; und vielleicht kommen wir, am Ende der Bahn, zusammen. — Ich habe gesagt, und glaube es erwiesen zu haben, daß auf der Erhebung des einzeln Falles zur Wirklichkeit der wesentliche Unterschied der Parabel, oder des Exempels überhaupt, und der Fabel beruhet. Diese Wirklichkeit ist der Fabel so unentbehrlich, daß sie sich eher von ihrer Möglichkeit als von jener etwas abbrechen läßt. Es streitet minder mit ihrem Wesen, daß ihr einzelner Fall nicht schlechterdings möglich ist, daß er nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen möglich ist, als daß er nicht als wirklich vorgestellt werde. In Ansehung dieser Wirklichkeit folglich ist die Fabel keiner Verschiedenheit fähig; wohl aber in Ansehung ihrer Möglichkeit, welche sie veränderlich zu sein erlaubt. Nun ist, wie gesagt, diese Möglichkeit entweder eine unbedingte oder bedingte Möglichkeit; der einzelne Fall der Fabel ist entweder schlechterdings möglich, oder er ist es nur nach gewissen Voraussetzungen, unter gewissen Bedingungen. Die Fabeln also, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist, will ich (um gleichfalls bei den alten Benennungen zu bleiben) vernünftige Fabeln nennen; Fabeln hingegen, wo er es nur nach gewissen Voraussetzungen ist, mögen sittliche heißen. Die vernünftigen Fabeln leiden keine fernere Unterabteilung;

die sittlichen aber leiden sie. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabel, oder die Prädikate dieser Subjekte: der Fall der Fabel ist entweder möglich, vorausgesetzt, daß diese und jene Wesen existieren; oder er ist es, vorausgesetzt, daß diese und jene wirklich existierende Wesen (nicht andere Eigenschaften, als ihnen zukommen; denn sonst würden sie zu anderen Wesen werden, sondern) die ihnen wirklich zukommenden Eigenschaften in einem höhern Grade, in einem weitern Umfange besitzen. Jene Fabeln, worin die Subjekte vorausgesetzt werden, wollte ich mythische Fabeln nennen; und diese, worin nur erhöhte Eigenschaften wirklicher Subjekte angenommen werden, würde ich, wenn ich das Wort anders wagen darf, hyperphysische Fabeln nennen. —

Ich will diese meine Einteilung noch durch einige Beispiele erläutern. Die Fabel: Der Blinde und der Lahme; Die zwei kämpfenden Hähne; Der Vogelfsteller und die Schlange; Der Hund und der Gärtner, sind lauter vernünftige Fabeln, obschon bald lauter Tiere, bald Menschen und Tiere darin vorkommen; denn der darin enthaltene Fall ist schlechterdings möglich, oder, mit Wolffen zu reden, es wird den Subjekten nichts darin beigelegt, was ihnen nicht zukomme. — Die Fabeln: Apollo und Jupiter;*) Herkules und Plutus;*) Die verschiedene Bäume in ihren besondern Schutz nehmende Götter,*) Kurz alle Fabeln, die aus Gottheiten, aus allegorischen Personen, aus Geistern und Gespenstern, aus andern erdichteten Wesen, dem Phönix 3. E., bestehen, sind sittliche Fabeln, und zwar mythisch-sittliche; denn es wird darin vorausgesetzt, daß alle diese Wesen existieren oder existieret haben, und der Fall, den sie enthalten, ist nur unter dieser Voraussetzung möglich. — Der Wolf und das Lamm;*) Der Fuchs und der Storch;*) Die Natter und die Feile;*) Die Bäume und der Dornstrauch;*) Der Ölbaum und das Rohr*) etc. sind gleichfalls sittliche, aber hyperphysisch-sittliche Fabeln; denn die Natur dieser wirklichen Wesen wird erhöht die

Schranken ihrer Fähigkeiten werden erweitert. Eines muß ich hierbei erinnern! Man bilde sich nicht ein, daß diese Sattung von Fabeln sich bloß auf die Tiere und andere geringere Geschöpfe einschränke; der Dichter kann auch die Natur des Menschen erhöhen, und die Schranken seiner Fähigkeiten erweitern. Eine Fabel 3. E. von einem Propheten würde eine hyperphysisch-sittliche Fabel sein; denn die Gabe, zu prophezeien, kann dem Menschen bloß nach einer erhöhtern Natur zukommen. Oder wenn man die Erzählung von den himmelstürmenden Riesen als eine Aesopische Fabel behandeln und sie dahin verändern wollte, daß ihr unsinniger Bau von Bergen auf Bergen endlich von selbst zusammenstürzte und sie unter den Ruinen begräbe: so würde keine andere als eine hyperphysisch-sittliche Fabel daraus werden können.

Aus den zwei Hauptgattungen, der vernünftigen und sittlichen Fabel, entstehet auch bei mir eine vermischte Sattung, wo nämlich der Fall zum Teil schlechterdings, zum Teil nur unter gewissen Voraussetzungen möglich ist. Und zwar können dieser vermischten Fabeln dreierlei sein; die vernünftig-mythische Fabel, als: Herkules und der Kärrner,*) Der arme Mann und der Tod;*) die vernünftig-hyperphysische Fabel, als: Der Holzschläger und der Fuchs,*) Der Jäger und der Löwe*); und endlich die hyperphysisch-mythische Fabel, als: Jupiter und das Kamel,*) Jupiter und die Schlange*) et.

Und diese Einteilung erschöpft die Mannigfaltigkeit der Fabeln ganz gewiß, ja man wird, hoffe ich, keine anführen können, deren Stelle, ihr zufolge, zweifelhaft bleibe, welches bei allen andern Einteilungen geschehen muß, die sich bloß auf die Verschiedenheit der handelnden Personen beziehen. Die Breitingersche Einteilung ist davon nicht ausgeschlossen, ob er schon dabei die Grade des Wunderbaren zum Grunde gelegt hat. Denn da bei ihm die Grade des Wunderbaren, wie wir gesehen haben, größtenteils, auf die Beschaffenheit der handelnden Personen ankommen, so klingen seine Worte

nur gründlicher, und er ist in der That in die Sache nichts tiefer eingedrungen. „Das Wunderbare der Fabel,“ sagt er, „hat seine verschiedene Grade. — Der niedrigste Grad des Wunderbaren findet sich in derjenigen Sattung der Fabeln, in welchen ordentliche Menschen aufgeführt werden. — Weil in denselben das Wahrscheinliche über das Wunderbare weit die Oberhand hat, so können sie mit Fug wahrscheinliche, oder in Absicht auf die Personen menschliche Fabeln benennet werden. Ein mehrerer Grad des Wunderbaren äußert sich in derjenigen Klasse der Fabeln, in welchen ganz andere als menschliche Personen aufgeführt werden. — Diese sind entweder von einer vortreflichern und höhern Natur, als die menschliche ist, z. E. die heidnischen Gottheiten; — oder sie sind in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Geschicklichkeit von einem geringern Rang als die Menschen, als z. E. die Tiere, Pflanzen etc. — Weil in diesen Fabeln das Wunderbare über das Wahrscheinliche nach verschiedenen Graden herrschet, werden sie deswegen nicht unfüglich wunderbare, und in Absicht auf die Personen entweder göttliche oder tierische Fabeln genennt.“ — Und die Fabel von den zwei Töpfen; die Fabel von den Bäumen und dem Dornstrauche? Sollen die auch tierische Fabeln heißen? Oder sollen sie, und ihresgleichen, eigne Benennungen erhalten? Wie sehr wird diese Namenrolle anwachsen, besonders wenn man auch alle Arten der vermischten Sattung benennen sollte! Aber ein Exempel zu geben, daß man, nach dieser Breitingerschen Einteilung, oft zweifelhaft sein kann, zu welcher Klasse man diese oder jene Fabel rechnen soll, so betrachte man die schon angeführte Fabel von dem Gärtner und seinem Hunde, oder die noch bekanntere von dem Aekersmanne und der Schlange; aber nicht so wie sie Phädrus erzählet, sondern wie sie unter den griechischen Fabeln vorkömmt. Beide haben einen so geringen Grad des Wunderbaren, daß man sie notwendig zu den wahrscheinlichen, das ist menschlichen Fabeln, rechnen

müßte. In beiden aber kommen auch Tiere vor; und in Betrachtung dieser würden sie zu den vermischten Fabeln gehören, in welchen das Wunderbare weit mehr über das Wahrscheinliche herrscht als in jenen. Folglich würde man erst ausmachen müssen, ob die Schlange und der Hund hier als handelnde Personen der Fabel anzusehen wären oder nicht, ehe man der Fabel selbst ihre Klasse anweisen könnte.

Ich will mich bei diesen Kleinigkeiten nicht länger aufhalten, sondern mit einer Anmerkung schließen, die sich überhaupt auf die hyperphysischen Fabeln beziehet, und die ich, zur richtigern Beurteilung einiger von meinen eigenen Versuchen, nicht gern anzubringen vergessen möchte. — Es ist bei dieser Gattung von Fabeln die Frage, wie weit der Fabulist die Natur der Tiere und anderer niedrigeren Geschöpfe erhöhen, und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe? Ich antworte kurz: so weit, und so nahe er immer will. Nur mit der einzigen Bedingung, daß aus allem, was er sie denken, reden und handeln läßt, der Charakter hervorscheine, um dessenwillen er sie seiner Absicht bequemer fand als alle andere Individua. Ist dieses; denken, reden und tun sie durchaus nichts, was ein ander Individuum von einem andern, oder gar ohne Charakter, ebenso gut denken, reden und tun könnte: so wird uns ihr Betragen im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt. Und wie könnte es auch? Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich alle Modifikationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Nur ihren Charakter, wie gesagt, müssen wir durch die ganze Fabel finden; und finden wir diesen, so erfolgt die Illusion, daß es wirkliche Tiere sind, ob wir sie gleich reden hören, und ob sie gleich noch so feine Anmerkungen, noch so scharfsinnige Schlüsse machen. Es ist unbeschreib-

lich, wie viel *sophismata non causae ut causae* die Kunst-
richter in dieser Materie gemacht haben. Unter andern der
Verfasser der Kritischen Briefe, wenn er von seinem Her-
mann Axel sagt: „Daher schreibt er auch den unvernünf-
tigen Tieren, die er aufführt, niemals eine Reihe von An-
schlägen zu, die in einem System, einer Verknüpfung stehen,
und zu einem Endzwecke von weiten her angeordnet sind.
Denn dazu gehöret eine Stärke der Vernunft, welche über
den Instinkt ist. Ihr Instinkt gibt nur flüchtige und dunkele
Strahlen einer Vernunft von sich, die sich nicht lange
emporhalten kann. Aus dieser Ursache werden diese Fabeln
mit Tierpersonen ganz kurz, und bestehen nur aus einem
sehr einfachen Anschlag oder Anliegen. Sie reichen nicht
zu, einen menschlichen Charakter in mehr als einem Lichte
vorzustellen; ja der Fabulist muß zufrieden sein, wenn er
nur einen Zug eines Charakters vorstellen kann. Es ist
eine ausschweifende Idee des Vater Bossu, daß die Aesop-
pische Fabel sich in dieselbe Länge wie die epische Fabel
ausdehnen lasse. Denn das kann nicht geschehen, es sei
denn, daß man die Tiere nichts von den Tieren behalten
lasse, sondern sie in Menschen verwandle, welches nur in
possierlichen Gedichten angehet, wo man die Tiere mit ge-
wissem Vorsatz in Masken aufführet, und die Verrichtungen
der Menschen nachäffen läßt“ etc. — Wie sonderbar ist hier
das aus dem Wesen der Tiere hergeleitet, was der Kunst-
richter aus dem Wesen der anschauenden Erkenntnis, und
aus der Einheit des moralischen Lehrsatzes in der Fabel,
hätte herleiten sollen! Ich gebe es zu, daß der Einfall des
Vater Bossu nichts taugt. Die Aesopische Fabel, in die
Länge einer epischen Fabel ausgedehnet, höret auf eine
Aesopische Fabel zu sein; aber nicht deswegen, weil man
den Tieren, nachdem man ihnen Freiheit und Sprache er-
teilt hat, nicht auch eine Folge von Gedanken, dergleichen
die Folge von Handlungen in der Epöee erfordern würde,
erteilen dürfte; nicht deswegen, weil die Tiere alsdenn zu
viel Menschliches haben würden: sondern deswegen, weil

die Einheit des moralischen Lehrsatzes verloren gehen würde; weil man diesen Lehrsatz in der Fabel, deren Teile so gewaltsam auseinander gedehnet und mit fremden Teilen vermischt worden, nicht länger anschauend erkennen würde. Denn die anschauende Erkenntnis erfordert unumgänglich, daß wir den einzeln Fall auf einmal übersehen können; können wir es nicht, weil er entweder allzuviel Teile hat, oder seine Teile allzuweit auseinander liegen, so kann auch die Intuition des Allgemeinen nicht erfolgen. Und nur dieses, wenn ich nicht sehr irre, ist der wahre Grund, warum man es dem dramatischen Dichter, noch williger aber dem Epopeendichter, erlassen hat, in ihre Werke eine einzige Hauptlehre zu legen. Denn was hilft es, wenn sie auch eine hineinlegen? Wir können sie doch nicht darin erkennen, weil ihre Werke viel zu weitläufig sind, als daß wir sie auf einmal zu übersehen vermöchten. In dem Skelette derselben müßte sie sich wohl endlich zeigen; aber das Skelett gehöret für den kalten Kunstrichter, und wenn dieser einmal glaubt, daß eine solche Hauptlehre darin liegen müsse, so wird er sie gewiß herausgrübeln, wenn sie der Dichter auch gleich nicht hineingelegt hat. Daß übrigens das eingeschränkte Wesen der Tiere von dieser nicht zu erlaubenden Ausdehnung der Aesopischen Fabel die wahre Ursach nicht sei, hätte der kritische Brieffsteller gleich daher abnehmen können, weil nicht bloß die tierische Fabel, sondern auch jede andere Aesopische Fabel, wenn sie schon aus vernünftigen Wesen bestehet, derselben unfähig ist. Die Fabel von dem Lahmen und Blinden, oder von dem armen Mann und dem Tode läßt sich ebensowenig zur Länge des epischen Gedichts erstrecken als die Fabel von dem Lamme und dem Wolfe, oder von dem Fuchse und dem Raben. Kann es also an der Natur der Tiere liegen? Und wenn man mit Beispielen streiten wollte, wie viel sehr gute Fabeln ließen sich ihm nicht entgegensetzen, in welchen den Tieren weit mehr als flüchtige und dunkle Strahlen einer Vernunft beigelegt wird, und man sie ihre

Anschläge ziemlich von weiten her zu einem Endzwecke anwenden siehet. 3. E. Der Adler und der Käfer;*) Der Adler, die Katze und das Schwein etc.)*

Unterdessen, dachte ich einsmals bei mir selbst, wenn man dem ohngeachtet eine Aesopische Fabel von einer ungewöhnlichen Länge machen wollte, wie müßte man es anfangen, daß die tzt berührten Unbequemlichkeiten dieser Länge wegfielen? Wie müßte unser Reineke Fuchs aussehen, wenn ihm der Name eines Aesopischen Heldengedichts zukommen sollte? Mein Einfall war dieser: Vorse erste müßte nur ein einziger moralischer Satz in dem Ganzen zum Grunde liegen; vorse zweite müßten die vielen und mannigfaltigen Teile dieses Ganzen unter gewisse Hauptteile gebracht werden, damit man sie wenigstens in diesen Hauptteilen auf einmal übersehen könnte; vorse dritte müßte jeder dieser Hauptteile ein besonders Ganze, eine für sich bestehende Fabel sein können, damit das große Ganze aus gleichartigen Teilen bestünde. Es müßte, um alles zusammenzunehmen, der allgemeine moralische Satz in seine einzelne Begriffe aufgelöset werden; jeder von diesen einzelnen Begriffen müßte in einer besondern Fabel zur Intuition gebracht werden, und alle diese besondern Fabeln müßten zusammen nur eine einzige Fabel ausmachen. Wie wenig hat der Reineke Fuchs von diesen Requisites! Am besten also, ich mache selbst die Probe, ob sich mein Einfall auch wirklich ausführen läßt. — Und nun urteile man, wie diese Probe ausgefallen ist! Es ist die sechzehnte Fabel meines dritten Buchs, und heißt: Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln. Die Lehre, welche in allen sieben Fabeln zusammengenommen liegt, ist diese: „Man muß einen alten Bösewicht nicht auf das Äußerste bringen, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch sein mag, benehmen.“ Dieses Äußerste, diese Benehmung aller Mittel zerstückte ich; machte verschiedene mißlungene Versuche des Wolfs daraus, des gefährlichen Raubens künftighin müßig gehen zu können; und bearbeitete jeden dieser Ver-

suche als eine besondere Fabel, die ihre eigene und mit der Hauptmoral in keiner Verbindung stehende Lehre hat. — Was ich hier bis auf sieben, und mit dem Rangstreite der Tiere auf vier Fabeln, gebracht habe, wird ein anderer mit einer andern noch fruchtbarern Moral leicht auf mehrere bringen können. Ich begnüge mich, die Möglichkeit gezeigt zu haben.

IV

Von dem Vortrage der Fabeln

Wie soll die Fabel vorgetragen werden? Ist hierin Aesopus, oder ist Phädrus, oder ist la Fontaine das wahre Muster?

Es ist nicht ausgemacht, ob Aesopus seine Fabeln selbst aufgeschrieben und in ein Buch zusammengetragen hat. Aber das ist so gut als ausgemacht, daß, wenn er es auch getan hat, doch keine einzige davon durchaus mit seinen eigenen Worten auf uns gekommen ist. Ich verstehe also hier die allerschönsten Fabeln in den verschiedenen griechischen Sammlungen, welchen man seinen Namen vorgesetzt hat. Nach diesen zu urtheilen, war sein Vortrag von der äußersten Präzision; er hielt sich nirgends bei Beschreibungen auf; er kam sogleich zur Sache und eilte mit jedem Worte näher zum Ende; er kannte kein Mittel zwischen dem Notwendigen und Unnützen. So charakterisiert ihn de la Motte; und richtig. Diese Präzision und Kürze, worin er ein so großes Muster war, fanden die Alten der Natur der Fabel auch so angemessen, daß sie eine allgemeine Regel daraus machten. Theon unter andern dringet mit den ausdrücklichsten Worten darauf.

Auch Phädrus, der sich vornahm die Erfindungen des Aesopus in Versen auszubilden, hat offenbar den festen Voratz gehabt, sich an diese Regel zu halten; und wo er davon abgekommen ist, scheint ihn das Silbenmaß und der poetischere Stil, in welchen uns auch das allersimpelste

Silbenmaß wie unvermeidlich verstrickt, gleichsam wider seinen Willen davon abgebracht zu haben.

Aber la Fontaine? Dieses sonderbare Genie! La Fontaine! Nein wider ihn selbst habe ich nichts; aber wider seine Nachahmer; wider seine blinden Verehrer! La Fontaine kannte die Alten zu gut, als daß er nicht hätte wissen sollen, was ihre Muster und die Natur zu einer vollkommenen Fabel erforderten. Er wußte es, daß die Kürze die Seele der Fabel sei; er gestand es zu, daß es ihr vornehmster Schmuß sei, ganz und gar keinen Schmuß zu haben. Er bekannte*) mit der lebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „daß man die zierliche Präzision und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, in seinen Fabeln nicht finden werde. Es wären dieses Eigenschaften, die zu erreichen, ihn seine Sprache zum Teil verhindert hätte; und bloß deswegen, weil er den Phädrus darin nicht nachahmen können, habe er geglaubt, qu'il fallait en récompense égayer l'ouvrage plus qu'il n'a fait." Alle die Lustigkeit, sagt er, durch die ich meine Fabeln aufgestützt habe, soll weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für wesentlichere Schönheiten sein, die ich ihnen zu erteilen zu unvermögend gewesen bin." — Welch Bekenntnis! In meinen Augen macht ihm dieses Bekenntnis mehr Ehre, als ihm alle seine Fabeln machen! Aber wie wunderbar ward es von dem französischen Publika aufgenommen! Es glaubte, la Fontaine wolle ein bloßes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher als das, wofür sie geleistet war. Kaum konnte es auch anders sein; denn die Schadloshaltung hatte allzuviel Reizendes für Franzosen, bei welchen nichts über die Lustigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben,*) meinte sogar, la Fontaine habe sich aus bloßer Albernheit (par bêtise) dem Phädrus nachgesetzt; und de la Motte schrieb über diesen Einfall: mot plaisant, mais solide!

Unterdessen, da la Fontaine seine lustige Schwatzhaftig-

keit durch ein so großes Muster, als ihm Phädrus schien, verdammt glaubte, wollte er doch nicht ganz ohne Bedeckung von seiten des Altertums bleiben. Er setzte also hinzu: „Und meinen Fabeln diese Lustigkeit zu erteilen, habe ich um so viel eher wagen dürfen, da Quintilian lehret, man könne die Erzählungen nicht lustig genug machen (égayer). Ich brauche keine Ursache hiervon anzugeben; genug, daß es Quintilian sagt.“ — Ich habe wider diese Autorität zweierlei zu erinnern. Es ist wahr, Quintilian sagt: Ego vero narrationem, ut si ullam partem orationis, omni, qua potest, gratia et venere exornandam puto,*¹) und dieses muß die Stelle sein, worauf sich la Fontaine stüzet. Aber ist diese Grazie, diese Venus, die er der Erzählung so viel als möglich, obgleich nach Maßgebung der Sache,*²) zu erteilen befiehlt, ist dieses Lustigkeit? Ich sollte meinen, daß gerade die Lustigkeit dadurch ausgeschlossen werde. Doch der Hauptpunkt ist hier dieser: Quintilian redet von der Erzählung des Facti in einer gerichtlichen Rede, und was er von dieser sagt, ziehet la Fontaine, wider die ausdrückliche Regel der Alten, auf die Fabel. Er hätte diese Regel unter andern bei dem Theon finden können. Der Grieche redet von dem Vortrage der Erzählung in der Chrie, — wie plan, wie kurz muß die Erzählung in einer Chrie sein! — und setzt hinzu: ἐν δε τοις μυθοις ἀπλουστεραν την ἐρμηνειαν εἶναι δεῖ και προσφνη και ὡς δυνατον, ἀκατασκευον τε και σαφη: Die Erzählung der Fabel soll noch planer sein, sie soll zusammengepreßt, so viel als möglich ohne alle Zieraten und Figuren, mit der einzigen Deutlichkeit zufrieden sein.

Dem la Fontaine vergebe ich den Mißbrauch dieser Autorität des Quintilians gar gern. Man weiß ja, wie die Franzosen überhaupt die Alten lesen! Lesen sie doch ihre eigene Autores mit der unverzeihlichsten Flatterhaftigkeit. Hier ist gleich ein Exempell! De la Motte sagt von dem la Fontaine: Tout original qu'il est dans les manières, il était admirateur des anciens jusqu'à la prévention, comme

s'ils eussent été ses modèles. La brièveté, dit-il, est l'âme de la fable, et il est inutile d'en apporter des raisons, c'est assez que Quintilien l'ait dit.*) Man kann nicht verstümmelter anführen, als de la Motte hier den la Fontaine anführet! La Fontaine legt es einem ganz andern Kunst-richter in den Mund, daß die Kürze die Seele der Fabel sei, oder spricht es vielmehr in seiner eigenen Person; er beruft sich nicht wegen der Kürze, sondern wegen der Munterkeit, die in den Erzählungen herrschen solle, auf das Zeugnis des Quintilians, und würde sich wegen jener sehr schlecht auf ihn berufen haben, weil man jenen Ausspruch nirgend bei ihm findet.

Ich komme auf die Sache selbst zurück. Der allgemeine Beifall, den la Fontaine mit seiner muntern Art zu erzählen erhielt, machte, daß man nach und nach die Äsopische Fabel von einer ganz andern Seite betrachtete, als sie die Alten betrachtet hatten. Bei den Alten gehörte die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie, und aus diesem holten sie die Lehrer der Redekunst in das ihrige herüber. Aristoteles hat nicht in seiner Dichtkunst, sondern in seiner Rhetorik davon gehandelt; und was Aphthonius und Theon davon sagen, das sagen sie gleichfalls in Vorübungen der Rhetorik. Auch bei den Neuern muß man das, was man von der Äsopischen Fabel wissen will, durchaus in Rhetoriken suchen; bis auf die Zeiten des la Fontaine. Ihm gelang es die Fabel zu einem anmutigen poetischen Spielwerke zu machen; er bezauberte; er bekam eine Menge Nachahmer, die den Namen eines Dichters nicht wohlfeiler erhalten zu können glaubten als durch solche in lustigen Versen ausgedehnte und gewässerte Fabeln; die Lehrer der Dichtkunst griffen zu; die Lehrer der Redekunst ließen den Eingriff geschehen; diese hörten auf, die Fabel als ein sicheres Mittel zur lebendigen Überzeugung anzupreisen; und jene singen dafür an, sie als ein Kinderspiel zu betrachten, das sie so viel als möglich auszuputzen, uns lehren müßten. — So stehen wir noch! —

Ein Mann, der aus der Schule der Alten kommt, wo ihm jene *ἐρημνεία ἀκατασχευός* der Fabel so oft empfohlen worden, kann der wissen, woran er ist, wenn er z. E. bei dem Batteux ein langes Verzeichniß von Thierarten liest, deren die Erzählung der Fabel fähig sein soll? Er muß voller Verwunderung fragen: so hat sich denn bei den Neuern ganz das Wesen der Dinge verändert? Denn alle diese Thierarten streiten mit dem wirklichen Wesen der Fabel. Ich will es beweisen.

Wenn ich mit einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können; und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein als möglich. Alle Thierarten aber sind dieser Kürze entgegen; denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können: folglich streiten alle Thierarten, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel.

Z. E. Eben mit zur Erreichung dieser Kürze braucht die Fabel gern die allerbekanntesten Thiere; damit sie weiter nichts als ihren einzigen Namen nennen darf, um einen ganzen Charakter zu schildern, um Eigenschaften zu bemerken, die ihr ohne diese Namen allzu viel Worte kosten würden. Nun höre man den Batteux: „Diese Thierarten bestehen erstlich in Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Örter, der Personen, der Stellungen.“ — Das heißt: Man muß nicht schlechtweg z. E. ein Fuchs sagen, sondern man muß fein sagen:

Un vieux renard, mais des plus fins,
Grand croqueur de poulets, grand preneur de lapins,
Sentant son renard d'une lieue etc.

Der Fabulist brauchet Fuchs, um mit einer einzigen Silbe ein individuelles Bild eines witzigen Schalks zu entwerfen; und der Poet will lieber von dieser Bequemlichkeit nichts wissen, will ihr entsagen, ehe man ihm die Gelegenheit nehmen soll, eine lustige Beschreibung von einem Dinge

zu machen, dessen ganzer Vorzug hier eben dieser ist, daß es keine Beschreibung bedarf.

Der Fabulist will in Einer Fabel nur Eine Moral zur Intuition bringen. Er wird es also sorgfältig vermeiden, die Teile derselben so einzurichten, daß sie uns Anlaß geben, irgend eine andere Wahrheit in ihnen zu erkennen, als wir in allen Teilen zusammengenommen erkennen sollen. Viel weniger wird er eine solche fremde Wahrheit mit ausdrücklichen Worten einfließen lassen, damit er unsere Aufmerksamkeit nicht von seinem Zwecke abbringe, oder wenigstens schwäche, indem er sie unter mehrere allgemeine moralische Sätze teilet. — Aber Batteux, was sagt der? „Die zweite Zierat“, sagt er, „bestehet in den Gedanken; nämlich in solchen Gedanken, die hervorstechen, und sich von den übrigen auf eine besondere Art unterscheiden.“

Nicht minder widersinnig ist seine dritte Zierat, die Allusion — Doch wer streitet denn mit mir? Batteux selbst gesteht es ja mit ausdrücklichen Worten, „daß dieses nur Zieraten solcher Erzählungen sind, die vornehmlich zur Belustigung gemacht werden.“ Und für eine solche Erzählung hält er die Fabel? Warum bin ich so eigensinnig, sie nicht auch dafür zu halten? Warum habe ich nur ihren Nutzen im Sinne? Warum glaube ich, daß dieser Nutzen seinem Wesen nach schon anmutig genug ist, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können? Freilich geht es dem la Fontaine, und allen seinen Nachahmern, wie meinem Manne mit dem Bogen;*) der Mann wollte, daß sein Bogen mehr als glatt sei; er ließ Zieraten darauf schnitzen; und der Künstler verstand sehr wohl, was für Zieraten auf einen Bogen gehörten; er schnitzte eine Jagd darauf: nun will der Mann den Bogen versuchen, und er zerbricht. Aber war das die Schuld des Künstlers? Wer hieß den Mann, so wie zuvor damit zu schießen? Er hätte den geschnitzten Bogen nunmehr fein in seiner Rüstkammer aufhängen, und seine Augen daran weiden sollen! Mit einem solchen Bogen schießen zu wollen! —

Freilich würde nun auch Plato, der die Dichter alle mit-
samt ihrem Homer aus seiner Republik verbannte, dem
Äsopus aber einen rühmlichen Platz darin vergönnte, frei-
lich würde auch er nunmehr zu dem Äsopus, so wie ihn
la Fontaine verkleidet hat, sagen: Freund, wir kennen
einander nicht mehr! Geh auch du deinen Gang! Aber,
was geht es uns an, was so ein alter Grillenfänger wie
Plato sagen würde? —

Vollkommen richtig! Unterdessen, da ich so sehr billig
bin, hoffe ich, daß man es auch einigermaßen gegen mich
sein wird. Ich habe die erhabene Absicht, die Welt mit
meinen Fabeln zu belustigen, leider nicht gehabt; ich hatte
mein Augenmerk nur immer auf diese oder jene Sittenlehre,
die ich, meistens zu meiner eigenen Erbauung, gern in
besonderen Fällen übersehen wollte; und zu diesem Ge-
brauche glaubte ich meine Erdichtungen nicht kurz, nicht
trocken genug aufschreiben zu können. Wenn ich aber izt
die Welt gleich nicht belustige; so könnte sie doch mit der
Zeit vielleicht durch mich belustiget werden. Man erzählt
ja die neuen Fabeln des Abstemius ebensowohl als die
alten Fabeln des Äsopus in Versen; wer weiß was meinen
Fabeln aufbehalten ist, und ob man auch sie nicht einmal
mit aller möglichen Lustigkeit erzählt, wenn sie sich anders
durch ihren innern Wert eine Zeitlang in dem Andenken
der Welt erhalten? In dieser Betrachtung also bitte ich
vorizt mit meiner Prosa —

Aber ich bilde mir ein, daß man mich meine Bitte nicht
einmal ausfagen läßt. Wenn ich mit der allzu muntern
und leicht auf Umwege führenden Erzählungsart des la
Fontaine nicht zufrieden war, mußte ich darum auf das
andere Extremum verfallen? Warum wandte ich mich nicht
auf die Mittelstraße des Phädrus, und erzählte in der
zierlichen Kürze des Römers, aber doch in Versen? Denn
prosaische Fabeln; wer wird die lesen wollen! — Diesen
Vorwurf werde ich ohnfehlbar zu hören bekommen. Was
will ich im voraus darauf antworten? Zweierlei. Erstlich;

was man mir am leichtesten glauben wird: ich fühlte mich zu unfähig, jene zierliche Kürze in Versen zu erreichen. La Fontaine, der eben das bei sich fühlte, schob die Schuld auf seine Sprache. Ich habe von der meinigen eine zu gute Meinung, und glaube überhaupt, daß ein Genie seiner angeborenen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form erteilen kann, welche er will. Für ein Genie sind die Sprachen alle von einer Natur; und die Schuld ist also einzig und allein meine. Ich habe die Versifikation nie so in meiner Gewalt gehabt, daß ich auf keine Weise besorgen dürfen, das Silbenmaß und der Reim werde hier und da den Meister über mich spielen. Geschähe das, so wäre es ja um die Kürze getan, und vielleicht noch um mehr wesentliche Eigenschaften der guten Fabel. Denn zweitens — Ich muß es nur gestehen; ich bin mit dem Phädrus nicht so recht zufrieden. De la Motte hatte ihm weiter nichts vorzuwerfen, als „daß er seine Moral oft zu Anfange der Fabeln setze, und daß er uns manchmal eine allzu unbestimmte Moral gebe, die nicht deutlich genug aus der Allegorie entspringe.“ Der erste Vorwurf betrifft eine wahre Kleinigkeit; der zweite ist unendlich wichtiger, und leider gegründet. Doch ich will nicht fremde Beschuldigungen rechtfertigen; sondern meine eigne vorbringen. Sie läuft dahin aus, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfach der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entfernt, einen plumpen Fehler begehet. Wie viel Beweise will man? 3. E.

Fab. 4. Libri I.

Canis per flumen, carnem dum ferret natans,
Lympharum in speculo vidit simulacrum suum etc.

Es ist unmöglich; wenn der Hund durch den Fluß geschwommen ist, so hat er das Wasser um sich her notwendig so getrübt, daß er sein Bildnis unmöglich darin sehen können. Die griechischen Fabeln sagen: *Κυνων κρεας έχουσα ποταμον διεβαινε*; das braucht weiter nichts zu heißen, als:

er ging über den Fluß; auf einem niedrigen Steige, muß man sich vorstellen. Aphthonius bestimmt diesen Umstand noch behutsamer: *Κρεας ἀρπασασα τις κνων παρ' αὐτην διηκει την ὄχθην*; der Hund ging an dem Ufer des Flusses.

Fab. 5. Lib. I.

Vacca et capella et patiens ovis injuriae
Socii fuere cum leone in saltibus.

Welch eine Gesellschaft! Wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? Und zwar zur Jagd! Diese Ungereimtheit haben die Kunststrichter schon öfters angemerkt; aber noch keiner hat zugleich anmerken wollen, daß sie von des Phädrus eigener Erfindung ist. Im Griechischen ist diese Fabel zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (*Οραγρος*). Von dem wilden Esel ist es bekannt, daß er ludert; und folglich konnte er an der Beute teilnehmen. Wie elend ist ferner die Teilung bei dem Phädrus:

Ego primam tollo, nominor quia leo,
Secundam, quia sum fortis, tribuetis mihi,
Tum quia plus valeo, me sequentur tertia,
Male afficietur, si quis quartam tetigerit.

Wie vortrefflich hingegen ist sie im Griechischen! Der Löwe macht sogleich drei Teile; denn von jeder Beute ward bei den Alten ein Teil für den König oder für die Schatzkammer des Staats bei Seite gelegt. Und dieses Teil, sagt der Löwe, gehöret mir, *βασιλευς γαρ ειμι*; das zweite Teil gehört mir auch, *ὡς ἐξ ἴσον κοινωνων*, nach dem Rechte der gleichen Teilung; und das dritte Teil *κακον μεγα σοι ποιησει, εἰ μη ἐθελης φυγειν*.

Fab. 11. Lib. I.

Venari asello comite cum vellet leo,
Contexit illum frutice, et admonuit simul,
Ut insueta voce terreret feras etc.

Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis affliguntur horrendo impetu.

Der Löwe verbirgt den Esel in das Gesträuche; der Esel schreiet; die Tiere erschrecken in ihren Lagern, und da sie durch die bekannten Ausgänge davonfliehen wollen, fallen sie dem Löwen in die Klauen. Wie ging das zu? Konnte jedes nur durch einen Ausgang davonkommen? Warum mußte es gleich den wählen, an welchem der Löwe lauerte? Oder konnte der Löwe überall sein? — Wie vortrefflich fallen in der griechischen Fabel alle diese Schwierigkeiten weg! Der Löwe und der Esel kommen da vor eine Höhle, in der sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe schießt den Esel hinein; der Esel scheucht mit seiner fürchterlichen Stimme die wilden Ziegen heraus, und so können sie dem Löwen, der ihrer an dem Eingange wartet, nicht entgehen.

Fab. 10. Lib. IV.

Peras imposuit Jupiter nobis duas,
Propriis repletam vitiis post tergum dedit,
Alienis ante pectus suspendit gravem.

Jupiter hat uns diese zwei Säcke aufgelegt? Er ist also selbst schuld, daß wir unsere eigene Fehler nicht sehen, und nur scharfsichtige Tadler der Fehler unsers Nächsten sind? Wie viel fehlt dieser Ungereimtheit zu einer förmlichen Gotteslästerung? Die bessern Griechen lassen durchgängig den Jupiter hier aus dem Spiele; sie sagen schlechtweg: *Ἄνθρωπος δυο πήρας ἕκαστος φερεῖ*; oder: *δυο πήρας ἐξημίμεθα του τραχηλον* u. s. w.

Genug für eine Probe! Ich behalte mir vor, meine Beschuldigung an einem andern Ort umständlicher zu erweisen; und vielleicht durch eine eigene Ausgabe des Phädrus.

Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen

Ich will hier nicht von dem moralischen Nutzen der Fabeln reden; er gehöret in die allgemeine praktische Philosophie: und würde ich mehr davon sagen können, als Wolff gesagt hat? Noch weniger will ich von dem geringern Nutzen igt sprechen, den die alten Rhetores in ihren Vorübungen von den Fabeln zogen; indem sie ihren Schülern aufgaben, bald eine Fabel durch alle casus obliquos zu verändern, bald sie zu erweitern, bald sie kürzer zusammenzuziehen etc. Diese Übung kann nicht anders als zum Nachteil der Fabel selbst vorgenommen werden; und da jede kleine Geschichte ebenso geschickt dazu ist, so weiß ich nicht warum man eben die Fabel dazu mißbrauchen muß, die sich, als Fabel, ganz gewiß nur auf eine einzige Art gut erzählen läßt.

Den Nutzen, den ich igt mehr berühren als umständlich erörtern will, würde man den heuristischen Nutzen der Fabel nennen können. — Warum fehlt es in allen Wissenschaften und Künsten so sehr an Erfindern und selbstdenkenden Köpfen? Diese Frage wird am besten durch eine andre Frage beantwortet: Warum werden wir nicht besser erzogen? Gott gibt uns die Seele; aber das Genie müssen wir durch die Erziehung bekommen. Ein Knabe, dessen gesamte Seelenkräfte man, so viel als möglich, beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnet, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzulernt, mit dem, was er gestern bereits wußte, in der Geschwindigkeit zu vergleichen, und acht zu haben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kömmt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig aus einer Scienz in die andere hinübersehen läßt; den man lehret sich ebenso leicht von dem Besondern zu dem Allgemeinen zu erheben, als von dem Allgemeinen zu dem

328

Besondern sich wieder herabzulassen: Der Knabe wird ein Senie werden, oder man kann nichts in der Welt werden.

Unter den Übungen nun, die diesem allgemeinen Plane zufolge angestellt werden müßten, glaube ich, würde die Erfindung Äsopischer Fabeln eine von denen sein, die dem Alter eines Schülers am allerangemessensten wären: nicht, daß ich damit suchte, alle Schüler zu Dichtern zu machen; sondern weil es unleugbar ist, daß das Mittel, wodurch die Fabeln erfunden worden, gleich dasjenige ist, das allen Erfindern überhaupt das allergeläufigste sein muß. Dieses Mittel ist das Prinzipium der Reduktion, und es ist am besten, den Philosophen selbst davon zu hören: „Videmus adeo, quo artificio utantur fabularum inventores, principio nimirum reductionis: quod quemadmodum ad inveniendum in genere utilissimum, ita ad fabulas inveniendas absolute necessarium est. Quoniam in arte inveniendi principium reductionis amplissimum sibi locum vindicat, absque hoc principio autem nulla effingitur fabula, nemo in dubium revocare poterit, fabularum inventores inter inventores locum habere. Neque est quod inventores abjecte de fabularum inventoribus sentiant: quod si enim fabula nomen suum tueri, nec quicquam in eadem desiderari debet, haud exiguae saepe artis est eam invenire, ita ut in aliis veritatibus inveniendis excellentes hic vires suas deficere agnoscant, ubi in rem praesentem veniunt. Fabulae aniles nugae sunt, quae nihil veritatis continent, et earum autores in nugatorum non inventorum veritatis numero sunt. Absit autem ut hisce aequipares inventores fabularum vel fabellarum, cum quibus in praesente nobis negotium est, et quas vel inviti in philosophiam practicam admittere tenemur, nisi praxi officere velimus.“*)

Doch dieses Prinzipium der Reduktion hat seine großen Schwierigkeiten. Es erfordert eine weitläufige Kenntnis des Besondern und aller individuellen Dinge, auf welche die Reduktion geschehen kann. Wie ist diese von jungen Leuten zu verlangen? Man müßte dem Räte eines neuern Schrift-

stellers folgen, den ersten Anfang ihres Unterrichts mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde zu legen.*) Sie enthält, sagt er, den Samen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen. Und es ist kein Zweifel, er wird mit diesem Samen der Moral, den er in der Geschichte der Natur gefunden zu haben glaubet, nicht auf die bloßen Eigenschaften der Tiere und andern geringern Geschöpfe, sondern auf die Aesopischen Fabeln, welche auf diese Eigenschaften gebauet werden, gesehen haben.

Aber auch alsdenn noch, wenn es dem Schüler an dieser weitläufigen Kenntniss nicht mehr fehlte, würde man ihn die Fabeln anfangs müssen mehr finden als erfinden lassen; und die allmählichen Stufen von diesem Finden zum Erfinden, die sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweiten Buchs habe zeigen wollen. Ein gewisser Kunstrichter sagt: „Man darf nur im Holz und im Feld, insonderheit aber auf der Jagd, auf alles Betragen der zahmen und der wilden Tiere aufmerksam sein, und so oft etwas Sonderbares und Merkwürdiges zum Vorschein kömmt, sich selber in den Gedanken fragen, ob es nicht eine Ähnlichkeit mit einem gewissen Charakter der menschlichen Sitten habe, und in diesem Falle in eine symbolische Fabel ausgebildet werden könne.“*) Die Mühe, mit seinem Schüler auf die Jagd zu gehen, kann sich der Lehrer ersparen, wenn er in die alten Fabeln selbst eine Art von Jagd zu legen weiß; indem er die Geschichte derselben bald eher abbricht, bald weiter fortführt, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darin erkennen läßt.

3. E. die bekannte Fabel von dem Löwen und Esel fängt sich an: „*Λεων και ονος, κοινωνιαν θεμενοι, εξηλθον επι θηραν*“ — Hier bleibt der Lehrer stehen. Der Esel in Gesellschaft des Löwen? Wie stolz wird der Esel auf diese Gesellschaft gewesen sein! (Man sehe die achte Fabel meines zweiten Buchs.) Der Löwe in Gesellschaft des Esels? Und

hatte sich denn der Löwe dieser Gesellschaft nicht zu schämen? (Man sehe die siebente.) Und so sind zwei Fabeln entstanden, indem man mit der Geschichte der alten Fabel einen kleinen Ausweg genommen, der auch zu einem Ziele, aber zu einem andern Ziele führt, als Aesopus sich dabei gesteckt hatte.

Oder man verfolgt die Geschichte einen Schritt weiter: Die Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, schließt sich: „και ὁ κολοιος ἦν παλιν κολοιος.“ Vielleicht war sie nun auch etwas Schlechters, als sie vorher gewesen war. Vielleicht hatte man ihr auch ihre eigene glänzenden Schwingfedern mit ausgerissen, weil man sie gleichfalls für fremde Federn gehalten? So geht es dem Plagiarius. Man ertappt ihn hier, man ertappt ihn da; und endlich glaubt man, daß er auch das, was wirklich sein eigen ist, gestohlen habe. (S. die sechste Fabel meines zweiten Buchs.)

Oder man verändert einzelne Umstände in der Fabel. Wie wenn das Stück Fleisch, welches der Fuchs dem Raben aus dem Schnabel schmeichelte, vergiftet gewesen wäre? (S. die funfzehnte.) Wie wenn der Mann die erfrorene Schlange nicht aus Barmherzigkeit, sondern aus Begierde, ihre schöne Haut zu haben, aufgehoben und in den Busen gesteckt hätte? Hätte sich der Mann auch alodenn noch über den Uldank der Schlange beklagen können? (S. die dritte Fabel.)

Oder man nimmt auch den merkwürdigsten Umstand aus der Fabel heraus, und bauet auf denselben eine ganz neue Fabel. Dem Wolfe ist ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben. In der kurzen Zeit, da er sich daran würgte, hatten die Schafe also vor ihm Friede. Aber durfte sich der Wolf die gezwungene Enthaltung als eine gute Tat anrechnen? (S. die vierte Fabel.) Herkules wird in den Himmel aufgenommen, und unterläßt dem Plutus seine Verehrung zu bezeigen. Sollte er sie wohl auch seiner Todfeindin, der Juno, zu bezeigen unterlassen haben? Oder

würde es dem Herkules anständiger gewesen sein, ihr für ihre Verfolgungen zu danken? (S. die zweite Fabel.)

Oder man sucht eine edlere Moral in die Fabel zu legen; denn es gibt unter den griechischen Fabeln verschiedene, die eine sehr nichtswürdige haben. Die Esel bitten den Jupiter, ihr Leben minder elend sein zu lassen. Jupiter antwortet: „*τοτε αυτους απαλλαγσεσθαι της κακοπαθειας, οταν ουροντες ποιησωσι ποταμον.*“ Welch eine unanständige Antwort für eine Gottheit! Ich schmeichle mir, daß ich den Jupiter würdiger antworten lassen, und überhaupt eine schönere Fabel daraus gemacht habe. (S. die zehnte Fabel.)

— Ich breche ab! Denn ich kann mich unmöglich zwingen, einen Kommentar über meine eigene Versuche zu schreiben.

Register zu den Abhandlungen über die Fabel

I. Von dem Wesen der Fabel, S. 265. Fabel, was es überhaupt heiße. Einteilung der Fabel in einfache und zusammengesetzte, 266. Die Erklärung des de la Motte wird untersucht, 267. Die Fabel ist nicht bloß eine allegorische Handlung, sondern die Erzählung einer solchen Handlung, 268. Allegorie, was sie ist, 268. Die einfache Fabel ist nicht allegorisch, 271. Bloß die zusammengesetzte Fabel ist es, 271. Warum das Wort Allegorie gänzlich aus der Erklärung der Fabel zu lassen, 272. Die Lehre der Fabel muß eine moralische Lehre sein, 274. Untersuchung der Erklärung des Richer, 275. Wie fern die Fabel ein Gedicht zu nennen, 275. Die moralische Lehre der Fabel ist nicht immer eine eigentliche Vorschrift, 275. Ein bloßes Bild macht keine Fabel aus, 276. Was eine Handlung sei? 277. Worin die Einheit einer Aesopischen Handlung bestehe, 278. Breitingers Erklärung wird geprüft, 279. Er hat die Erklärung des de la Motte übersetzt und gewässert, 280. Die Lehre muß in die Fabel weder versteckt noch verkleidet sein, 280. Von der Erklärung des Batteux, 281. Seine Erklärung der Handlung ist für die Aesopische Fabel zu eingeschränkt, 282. Er hat sie mit der Handlung der Epoepe verwirrt, 286. Worin die Fabel von der Parabel unterschieden, 289. Der einzelne Fall der Fabel muß notwendig als wirklich vorgestellt werden, 290. Exempel von Fabeln, die wider diese Regel verstoßen, 290. Philosophische Gründe dieser Regeln, 292. Die Lehre des Aristoteles von dem

Exempel, 293. Worauf sich seine Einteilung des erdichteten Exempels gründet, 294. Er schreibt der historischen Wahrheit zuviel zu, 295. Senetische Erklärung der Fabel, 295.

II. Von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel, S. 296. List des Batteux, keine Ursache davon angeben zu dürfen, 296. Breitinger nimmt die Erreichung des Wunderbaren dafür an, 296. Die Einführung der Tiere in der Fabel ist nicht wunderbar, 298. Die wahre Ursache derselben ist die allgemein bekannte Bestandheit der tierischen Charaktere, 300. Wider den Verfasser der Kritischen Briefe, 302. Warum der Fabulist seine Personen weit seltner aus dem Pflanzenreiche und Steinreiche, und aus den Werken der Kunst nimmt, 304. Nutzen des Gebrauchs der Tiere in der zusammengesetzten Fabel, 304. Nutzen desselben in Ansehung der nicht zu erregenden Leidenschaften, 304.

III. Von der Einteilung der Fabeln, S. 305. In einfache und zusammengesetzte, 305. In direkte und indirekte, 305. Von der Einteilung des Aphthonius, 305. Warum Batteux diese Einteilung angenommen, 306. Wolffs Verbesserung der Aphthonianischen Einteilung, 308. Was wider diese Verbesserung zu erinnern, 309. Die Einteilung der Fabel wird aus der verschiedenen Möglichkeit des einzeln Falles in der Fabel hergeholt, 310. Fernere Einteilung der sittlichen Fabeln in mythische und hyperphysische, 311. Besondere Arten der vermischten Fabel, 312. Beurteilung der Breitingerschen Einteilung, 312. Wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Tiere zu erhöhen, 314. Von der Ausdehnung der Aesopischen Fabel zu der Länge des epischen Gedichts, wider den Verfasser der Kritischen Briefe, 315. Idee von einem Aesopischen Heldengedichte, 317.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln, S. 318. Von dem Vortrage des Aesopus, 318. Des Phädrus, 318. Des la Fontaine, 319. La Fontaine mißbraucht eine Autorität des Quintilians, 320. De la Motte führet den la Fontaine verstümmelt an, 320. Die Alten handeln von den Fabeln

in ihren Rhetoriken, wie in der Dichtkunst, 321. Wodurch diese Veränderung veranlaßt worden, 322. Die Zieraten, welche Batteux den Fabeln erteilt wissen will, streiten mit dem Wesen der Fabel, 322. Warum der Verfasser den prosaischen Vortrag gewählt, 324. Fehler des Phädrus, so oft er von den griechischen Fabeln abweicht, 325.

V. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen, S. 328. Die rhetorischen Übungen mit der Fabel werden gemißbilliget, 328. Von dem heuristischn Nutzen der Fabel, in Absicht auf die Bildung des Senies, 328. Wie die Fabel erfunden werde, 330. Wie der Jugend die Erfindung zu erleichtern, 330. Exempel an verschiednen eignen Fabeln des Verfassers, 330.

J u g e n d l u s t s p i e l e

Erster Teil

D a m o n ,

oder

die wahre Freundschaft

Ein Lustspiel

in einem Aufzuge

Personen

Die Witwe

Leander

Damon

Oronte

Lisette

Der erste Auftritt

Die Witwe. Lisette.

Lisette. Nun, das ist wahr, unser Haus hat sich in kurzem recht sehr geändert. Noch vor acht Tagen war es ein belebter Sammelplatz von unzähligen jungen Herren und verliebten Narren. Alle Tage haben sich ihrer ein paar verloren. Heute blieben die weg; morgen folgten ein paar andre nach, und übermorgen desgleichen. Gott sei Dank! zwei sind noch übrig geblieben. Wenn die sich auch abfinden sollten: so wird unser Haus zur Einöde. Madame . . . Madame!

Die Witwe. Nun, was ist es?

Lisette. Alsdann bleibe ich gewiß auch nicht länger bei Ihnen; so gut ich es auch hier habe. Gesellschaft ist das halbe Leben!

Die Witwe. Du hättest dich also besser in einen Gasthof als in meine Dienste geschickt?

Lisette. Ja. In einem Gasthose geht es doch noch nunter zu. Wenn es nicht so viel Arbeit da gäbe, wer weiß, was ich getan hätte. Wenn man einmal, leider! dienen muß, so, dächte ich, ist es wohl am vernünftigsten, man dient da, wo man bei seinem Dienen das größte Vergnügen haben kann. Doch, Scherz beiseite. Was stellt denn izo Herr Damon und Herr Leander bei Ihnen vor?

Die Witwe. Was sie vorstellen?

Lisette. Die Frage scheint Ihnen wundersam? Das weiß ich wohl, was sie sonst vorgestellt haben. Ihre Freier.

Die Witwe. Und das sind sie auch noch.

Lisette. Das sind sie noch? So? Damon ist also des Leanders Nebenbuhler, und Leander des Damons. Und gleichwohl sind Leander und Damon die besten Freunde? Das wäre eine neue Mode. Wider die streite ich mit Händen und Füßen. Was? Nebenbuhler, die sich nicht untereinander zanken, verleumden, schimpfen, betrügen, herausfordern, schlagen, das wären mir artige Kreaturen. Nein. Es muß bei dem Alten bleiben. Unter Nebenbuhlern muß Feindschaft sein, oder sie sind keine Nebenbuhler.

Die Witwe. Es ist wahr, ich habe mich über ihr Bezeigen einigermaßen selbst gewundert. Ehe beide noch wußten, daß sie einerlei Zweck hätten, zeigte sich niemand gegen mich verliebter als eben sie. Niemand war zärtlicher, niemand bestrebte sich um meine Segengunst mehr als sie. Sobald sie gewahr wurden, daß einer des andern Nebenbuhler wäre, so bald wurden beide, in ihrem Bestreben, mir zu gefallen, nachlässiger. Einer redete bei mir dem andern das Wort, Damon dem Leander, und Leander dem Damon. Beide schwiegen von ihren eigenen Angelegenheiten.

Lisette. Und bei der Aufführung halten Sie beide noch für Ihre Freier?

Die Witwe. Ja, ich bin es gewiß überzeugt, daß sie mich beide lieben. Beide lieben mich aufrichtig. Nur schien mir Damon etwas zu flüchtig, und Leander etwas zu ungestüm.

Lisette. Beinahe möchte ich Sie jetzt etwas fragen?

Die Witwe. Nun, so laß doch hören.

Lisette. Werden Sie mir aber aufrichtig antworten?

Die Witwe. Ob ich dir aufrichtig antworten werde? Ich sehe nicht, was mich nötigen sollte, dir eine erdichtete Antwort zu geben. Wenn mir deine Frage nicht ansteht, so dürfte ich dir ja lieber gar nicht antworten.

Lisette. Sie glauben, daß Sie von beiden geliebt werden. Und vielleicht mit Recht. Welchen von ihnen lieben Sie denn aber?

Die Witwe. Welchen?

Lisette. Ja.

Die Witwe. Welchen? die Frage ist wunderbar. Ich liebe sie beide.

Lisette. Nun, das ist gut. Sie werden sie also auch beide heiraten?

Die Witwe. Du mengest alles untereinander. Izo war die Rede vom Lieben und nicht vom Heiraten. Alle Freier, die ich gehabt habe, waren teils eitle verliebte Hasen, teils eigennützige niederträchtige Seelen. Was habe ich nicht von beiden ausstehen müssen! Nur Damon und Leander unterschieden sich gleich anfangs von ihnen. Ich nahm diesen Unterschied mit dem größten Vergnügen wahr. Und ich glaube auch, daß ich es ihnen selbst habe deutlich genug zu verstehen gegeben, wie sehr ich sie zu unterscheiden wußte. Ich habe allen den Abschied gegeben, die nicht selbst so Flug waren, ihn zu nehmen; nur sie habe ich da behalten, und sehe sie noch mit Vergnügen bei mir.

Lisette. Was soll aber daraus werden?

Die Witwe. Ich will es mit abwarten. Kann ich nicht beider Liebste werden, so kann ich doch wohl beider Freundin sein. Ja, gewiß, die Freundschaft kommt mir jetzt viel reizender vor als die Liebe. Ich muß dieses dem Exempel meiner zärtlichen Liebhaber zuschreiben.

Lisette. Was, die Freundschaft? die Freundschaft reizender als die Liebe? die trockne Freundschaft! Reden Sie mir nur nicht so philosophisch. Ich glaube doch davon so viel, als ich will. Ihr Herz denkt ganz anders. Und es würde ihm auch gewiß nicht viel Ehre machen, wenn es mit dem Munde übereinstimmte. Lassen Sie mich einmal versuchen, ob ich seine stumme Sprache verstehe. Ich höre es; ja, ja, es spricht: Wie? sind das die aufrichtigen Liebhaber? was ist das für eine neue Art der Liebe, die der Anblick eines Freundes unterdrückt? Keiner wagt es, mir seinen Freund aufzuopfern? O die Unwürdigen! Ich will sie hassen, ja ich will . . . aber werde ich auch können? werde ich auch . . .

Die Witwe. Schweig! schweig! Lisette. Du verstehst seine stumme Sprache sehr schlecht.

Lisette. O! verzeihen Sie mir. Dieses Einfallen in die Rede versichert mich, daß ich sie sehr wohl verstehe. Je nun, wie kann es anders sein? Ich würde selbst verdrießlich sein, wenn mir die Freundschaft so einen Streich spielte. Überlegen Sie es nur, wer ist sonst daran schuld als die Freundschaft, daß Sie 130, da Sie zwei Anbeter haben könnten, gar keinen haben? Ach! es wäre eine Schande, wenn die Liebe nicht stärker sein sollte als die Freundschaft.

Die Witwe. Ach!

Lisette. Hal hal! den Ton verstehe ich auch. Hören Sie einmal, ob ich ihn geschickt umschreiben kann. Nicht wahr? er will so viel sagen: Lisette, nötige mich nicht weiter, dir etwas zu gestehen, was du schon weißt. Wollte der Himmel, daß die Liebe nur bei einem mächtiger wäre als die Freundschaft! Kannst du was beitragen, meine Liebhaber empfindlicher und weniger gewissenhaft zu machen . . .

Die Witwe. Sage mir, was du schwärmst?

Lisette. O! um Verzeihung. Es sind Ihre eigenen Schwärmerelen.

Die Witwe. Gesezt nun, ich gestünde dir, daß ich es lieber sehen würde, wenn mir beide ihre Liebe noch ferner entdeckten, wenn sich beide die zärtlichste Mühe um mein Herz gäben, wenn einer dem andern einen Rang abzulaufen suchte, wenn sie meine Gunstbezeigungen selbst, die ich dem einen mehr oder weniger zukommen ließe, ein wenig uneinig machte, wenn ich alsdenn selbst das Vergnügen haben könnte, sie wieder zu vereinigen, um sie aufs neue zu trennen, gesezt, sage ich, ich gestünde dir dieses, was wäre es nun mehr?

Lisette. Es wäre allerdings etwas mehr, als Sie mir vorhin zugestehen wollten.

Die Witwe. Ich weiß aber auch gar nicht, was ich für Ursache habe, dir von meinem Herzen Rechenenschaft zu geben?

Lisette. Ich bin mit Ihnen einig, Sie haben keine, Sie tun es aus bloßer Gütigkeit. Aber Sie sollten nicht umsonst so gütig gewesen sein, ich versichre Sie. Ich will mein möglichstes tun, daß es bald dahin kommt, wohin Sie es gern haben wollen. Aber sagen Sie mir nur erst, für wen wollten Sie sich wohl am liebsten erklären; für Damon oder Leandern? Sie besinnen sich? Hören Sie, es fällt mir ein guter Rat ein. Sie wissen, daß sie beide vor einem Jahre beinahe ihr ganzes Vermögen, jeder auf ein besonderes Schiff, welche nach Ostindien handeln, gegeben haben. Sie warten alle Tage auf ihre Rückkunft. Wie wär' es, wenn wir auch darauf warteten, und uns als denn für denjenigen erklärten, der der glücklichste bei diesem Handel gewesen ist?

Die Witwe. Ich lasse mir es gefallen. Nur . . .

Lisette. Hier kommt Herr Damon. Lassen Sie mich einmal mit ihm alleine, ich will ihn ausholen.

Der zweite Auftritt

Lisette. Damon.

Lisette. Ihre Dienerin, Herr Damon. Sie scheinen mir jemanden zu suchen. Wer ist es?

Damon. Leander hat mich hier erwarten wollen. Habt Ihr ihn nicht gesehen?

Lisette. Nein. Nun . . . Aber müssen Sie denn deswegen gleich wieder fortgehen? Verziehen Sie doch einen Augenblick. Wird Ihnen die Zeit schon zu lang, daß er Ihnen nicht gleich seine süßen Träume von der Freundschaft vorplaudern soll? Wenn Sie nur deswegen etwa hergekommen sind, angenehme Lügen und entzückende Gedanken von Ihrem Freunde zu hören; verziehen Sie, verziehen Sie, ich will es so gut machen als er. Seit Sie und Herr Leander einander hier angetroffen, schallen ja

alle Wände von dem Lobe der Freundschaft wider; ich werde doch wohl was behalten haben.

Damon. Diese Spöttereien geschehen auf Unkosten meines Freundes. Sie müssen mir notwendig zuwider sein. Wenn ich bitten darf, schweigt!

Lisette. Ei! sonst jemand möchte bei solchen Umständen schweigen. Überlegen Sie es doch nur selbst. Sie sind in dem Hause einer jungen liebenswürdigen Witwe. Sie lieben sie. Sie suchen ihre Gegenliebe. Aber, mein Gott! auf was für eine besondre Art! Ein Freund macht Sie in Ihrem Antrage schüchtern. Sie wollen ihn nicht beleidigen. Ihre Liebe ist viel zu schwach, seine ungegründeten Vorwürfe zu erdulden. Sie wollen es lieber mit Ihrer Liebsten als mit Ihrem Freunde verderben. Je nun, möchte es doch noch endlich sein, wenn der andre nur nicht eben so ein Grillenfänger wäre.

Damon. Unsere Aufführung darf Eurer Frau gar nicht seltsam vorkommen. Sie weiß unsrer beider Neigung. Wir haben uns ihr beide erklärt, ehe wir wußten, daß wir ihr einerlei erkläret hätten. Wir bestreben uns, aufrichtige Freunde zu sein. Wäre es also nicht unbillig, wenn ich dem Leander, oder Leander mir, durch ungestümes Anhalten, ein Herz entreißen wollte, das sich vielleicht mit der Zeit aus Neigung an einen von uns ergeben wird?

Lisette. Aus Neigung? Als wenn ein Frauenzimmer nicht für alle wohlgemachte Mannspersonen einerlei Neigung hätte. Zum Exempel, was würde mir daran gelegen sein, ob ich Sie oder Herr Leandern bekommen sollte. Nehmen Sie mir es nicht übel, daß ich meinem Stolze einmal solche süße Träume vorhalte. Sie und Herr Leander sind von einer gesunden Leibesbeschaffenheit. Stark und munter. Zwischen zwei gleich guten Sachen kann man sich in der Wahl nicht irren. Der erste der beste. Nur blindlings zugegriffen!

Damon. Lisette, Ihr beurteilt Eure Frau nach Euch; und gewiß Ihr macht ihr dadurch nicht viel Ehre. Ich

kenne sie zu wohl. Sie hat edlere Gedanken von der Liebe.

Lisette. Ach, nehmen Sie mir es nicht übel. Liebe bleibt Liebe. Eine Königin liebt nicht edler als eine Bettlerin, und eine Philosophin nicht edler als eine dumme Bauersfrau. Es ist Maus wie Mutter. Und ich und meine Frau würden in dem Wesentlichen der Liebe gewiß nicht um ein Haar unterschieden sein.

Damon. Lebt wohl! Ich habe iſo juſt weder Luſt noch Zeit, Eure ungegründeten Reden zu widerlegen. Sollte Herr Leander kommen, ſo bittet ihn, einen Augenblick zu verziehen. Ich habe was Nötiges vorher zu verrichten. Ich werde gleich wieder da ſein.

Lisette. Je, zum Henker! ſo warten Sie noch einen Augenblick. Sie nennen meine Reden ungegründet? Nun, horchen Sie einmal. Iſo will ich Ihnen was ſagen. Vielleicht werden ſie Ihnen alſdenn gegründeter vorkommen.

Damon. Nun, ſo werde ich was hören.

Lisette. Wiſſen Sie, was meine Frau beſchloſſen hat? Sie will warten, biſ die beiden Schiffe wieder da ſind, auf welche Sie Ihre Gelder gegeben haben. Und wer bei dem Handel der glücklichſte wird geweſen ſein, den will ſie heiraten, Knall und Fall. Glauben Sie nun, daß es meiner Frau gleichviel ſein wird, ob ſie den Herrn Leander oder Sie bekommt? He?

Damon. Was? Lisette! Das hätte ſich deine Frau entſchloſſen? Geh! erzähle dein Märchen einem andern.

Lisette. Nun, warum kommt Ihnen das ſo unwahrſcheinlich vor? Iſt es ein Schelmſtück, daß man lieber einen Reichen als einen Armen heiraten will? Ihr närrischen Mannſperſonen zählt wohl eher die Koſknöpfe, wenn ihr euch zu nichts entſchließen könnt. Und ich dächte doch, ſie hätte noch zehnmal geſcheiter getan, da ſie es dem Glücke überlaſſen, den Ausſchlag zu tun, und ihre Neigung gewiß zu beſtimmen.

Damon. Himmel! wie unglücklich bin ich, wenn Ihr die

Wahrheit redet! Hätte ich mir auch jemals einbilden können, daß der Reichtum so viel Reizungen für sie haben sollte? Soll der nun unsere Person erst beliebt machen? Findet sie an mir und an Leandern nichts, welches dieser verblendenden Kleinigkeit die Wage halten könnte? Bald sollte es mich gereuen, eine Person zu lieben, die so niederträchtig . . .

Lisette. Nun, nun! Fein sachte, fein sachte! Nur nicht gleich geschimpft. Zum Geier, haben Sie es denn besser haben wollen? Der Reichtum an und für sich selber ist eben dasjenige nicht, was sie an Ihnen sucht. Die Neigungen meiner Frau gegen Sie und gegen den Herrn Leander liegen izo im Gleichgewichte, und dieser soll also nur ein kleiner Zuwurf sein, welcher der oder jener Schale den Ausschlag gibt. O! geizig sind wir eben nicht. Das sagen Sie uns nur nicht nach. Ob es uns auch gleich keine Schande sein würde, wenn wir es wären. Sie zeigen ja dadurch, daß Sie ihr eine Zeitlang nichts mehr von Ihrer Liebe vor- gesagt haben, ganz deutlich, daß es Ihnen gleichviel sein würde, ob sie sich für Sie selbst oder für Ihren Freund erklärte; und Leander desgleichen. Wie hätte sie es also wohl klüger können anfangen?

Damon. Ach, daß ich so verliebt, ach, daß ich so gewissenhaft in der Freundschaft bin!

Lisette. Würde es Ihnen vielleicht lieber gewesen sein, wenn meine Frau Sie beide hätte würfeln lassen, damit die meisten oder die wenigsten Augen sie dem einen oder dem andern zur Frau gegeben hätten? Es ist dieses sonst eine ganz löbliche Soldatenmode, wenn von zwei Salgen- schwengeln einem das Leben soll geschenkt werden, und es einer doch ebensowenig verdient als der andre. Ja, ja. Nicht wahr, sie hätte der Mode wohl auch hier folgen können?

Damon. Eure Spöttereien sind sehr übel angebracht. Mein Herz ist . . . doch ich will nur gehen. Lisette, Lisette, in was für Unruhe habt Ihr mich gesetzt! Himmel!

Dritter Auftritt

Lisette.

Nun, der hat einen Floh hinter dem Ohre. Aber was hilft mir's? Ich kann izo aus ihm ebensowenig Flug werden als zuvor. Wenn ich ihn nur wenigstens so weit hätte bringen können, daß er seine Liebeserklärungen wieder vorgesucht hätte. Er ließ aber auch gar nicht mit sich reden; es war, als wenn er auf Kohlen stünde. Hui! da kömmt Leander. Laßt sehn, was mit dem anzufangen ist!

Vierter Auftritt

Lisette. Leander.

Lisette. Ein Klein bißchen eher, so hätten Sie ihn angetroffen.

Leander. So? Ist Damon schon hier gewesen?

Lisette. Ja. Und er wird auch gleich wieder da sein. Sie sollen sich nur ein Klein wenig gedulden. Herr Leander, wie sehen Sie mir denn aber heute einmal so verdrießlich aus? Ach! das Gesichte steht einem Freier gar nicht! Pfull sein munter! hübsch lustig!

Leander. Wer so viel Ursache zum Verdrusse hat, wie ich

Lisette. Ach! ach! Reden Sie doch. Sie mögen wohl viel auf dem Herzen haben, das Sie bekümmert. Ich merke zwar bald, was es sein kann? Hui! daß Sie die Liebe quält. Sind Sie es einmal satt, sie der Freundschaft nachzusetzen. O Sie täten nicht mehr als billig. Frisch gewagt! Schade auf einen Freund. Halten Sie bei meiner Frau wieder aufs neue an. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie bekommen sie weg. Wenn Sie aber noch länger tändeln, so bin ich Ihnen für nichts gut. Wählen kann meine Frau nicht. Wenn nicht bald einer von beiden kömmt, und sie so holt, so hat sie alles schon dem blinden Zufalle über-

lassen. Wer von Ihnen bei dem Handel nach Ostindien am glücklichsten wird gewesen sein, dem will sie Hand, Herz und Vermögen schenken . . . Was fehlt Ihnen? . . . Was fehlt Ihnen? . . .

Leander. Lisette, um des Himmels willen, dem glücklichsten? Nun ist mein Unglück vollkommen.

Lisette. Vollkommen? Was will das sagen? Erklären Sie sich.

Leander. Wohl, ich will mich Euch vertrauen. Wisset denn, daß ich nur gestern abends Briefe erhalten habe, daß mein Schiff in einem Sturme verunglückt sei. Trausamer Himmel! so war es nicht genug, mir mein Vermögen zu nehmen, du mußtest mir auch noch den Gegenstand meiner so zärtlichen Liebe entreißen?

Lisette. Jener schimpfte auf meine Frau, und der schimpft auf den Himmel. Und beide sind wohl unschuldig. Herr Leander, Ihr Unglück geht mir nahe. Ich will es Ihnen schon glauben, daß es einem Verdruß genug verursachen muß, wenn man sein Vermögen verliert. Ich habe diese traurige Erfahrung noch nicht machen können; denn, Gott sei Dank, ich habe keins. Wenn aber der Verdruß, Reichtümer zu verlieren, so groß ist als die Begierde, sie zu gewinnen, so muß er unerträglich sein. Ich gesteh' es. Aber auf den andern Punkt zu kommen. Den Gegenstand Ihrer so zärtlichen Liebe . . . Sie meinen doch meine Frau . . . nicht? hören Sie nur . . . um den haben Sie sich selbst gebracht. Doch wenn Sie mir folgen wollen, Herr Leander, so verloren als er scheint, so ist er doch noch nicht ganz verloren.

Leander. O ich bitte Euch, redet frei. Ich will Euch in allem folgen, was mir nützlich sein kann.

Lisette. Aber ich zweifle, daß Sie es tun werden.

Leander. Zweifelt nicht, ich bitte Euch.

Lisette. Ich kenne Ihre Hartnäckigkeit allzu wohl. Sie sind von den erhabenen Begriffen der Freundschaft zu sehr eingenommen. Damon, Ihr liebster Freund auf der Welt,

das kostbarste Geschenk des Himmels, ohne welches Ihnen alle Güter, alle Ehre, alles Vergnügen nur verachtenswert, nur eitel, nur unschmackhaft vorkommen würden, Damon, Ihr andres Ich, dessen Glück Ihr Glück, dessen Unglück Ihr Unglück ist; Damon, der edle Damon, der

Leander. Ja, allerdings Lisette. Du wirst ihn nie genug loben können. Der ist noch der einzige, der mir mein Unglück wird tragen helfen. Ich habe allezeit die vorteilhaftesten Gedanken und die zärtlichsten Empfindungen für ihn gehabt. Ich zweifle nicht, er wird izo zeigen, wie würdig er meiner Freundschaft sei. Hätte er sein Vermögen verloren, so würde das meinige das seinige gewesen sein. Ich würde die Hand der lebenswürdigsten Person seinetwegen ausschlagen. Damon, ja Damon o hätte er mein Herz Aber, aber . . . ich weiß, das wahre Zärtliche in der Freundschaft hat er nie recht empfinden wollen . .

Lisette. Ja, Herr Leander, wenn Sie glücklich sein wollen, so müssen Sie diesen Damon einige Zeit aus den Augen setzen. Erschrecken Sie über diesen Vorschlag nicht.

Leander. Wie versteht Ihr das?

Lisette. Nun, ich sehe doch, daß Sie mit einem ziemlich unerschrocknen Gesichte meine Erklärungen verlangen. Befürchten Sie nur nichts, ich rate Ihnen keine Verrätereien an Ihrem Freunde. Weder er wird Ihnen, noch Sie werden sich selbst dabei was vorzuwerfen haben. Kurz, gehen Sie zu meiner Frau. Tun Sie Ihr eine aufrichtige Liebeserklärung. Versichern Sie sie, daß sie Damon nicht mehr liebte. Wenn es sein muß, nehmen Sie noch ein paar Notlügen dazu, wodurch er ihr desto gehässiger wird. Sie werden sehen, es wird alles gut gehen.

Leander. Wenn sie aber nun darauf beruht, erst abzuwarten, wer am glücklichsten bei dem bewußten Handel gewesen, so wird mich ja alles nichts helfen.

Lisette. Hui! ist das der standhafte Freund? So leicht läßt er sich bereden? . . . Herr Leander, darauf wird sie wohl schwerlich bestehen. Doch gesetzt. Es schadet uns

nichts. Wissen Sie was? Ich weiß, daß Sie und Herr Damon einigemal Lust hatten, mit Ihren Kapitalen zu tauschen. Sie sind von gleicher Summe. Ich dächte, Sie versuchten den Herrn Damon noch dazu zu bereden. Er weiß doch noch nichts, daß Ihr Schiff soll unglücklich gewesen sein?

Leander. Nein.

Lisette. Nun, sehen Sie, so geht es vollkommen gut an. Versuchen Sie sein Kapital zu bekommen, und treten Sie ihm das Ihrige mit allem Wucher ab. Sie können es leicht tun; und werden auch leicht eine scheinbare Ursache dazu ausfindig machen können. Wie, wenn Sie zu ihm sagten: Liebster Damon, die Freundschaft hat uns genau genug verbunden. Wie wär' es aber, wenn wir auch unsre Glücksgüter dazu anwendeten, daß einer dem andern noch mehr verbunden würde? Lassen Sie uns derohalben einen Tausch mit den bewußten Seldern, die wir in die ostindische Handlung gegeben haben, treffen. Haben sich die Ihrigen mehr verinteressiert als die meinigen, so werde ich Ihnen alsdenn einen Teil meines Vermögens zu danken haben. Sollten die meinigen mehr gewuchert haben, so werde ich das Vergnügen haben, dasjenige in ihren Händen zu sehen, was das Glück mir eigentlich beschieden hatte. Und werden wir dadurch nicht desto mehr verpflichtet werden, einer dem andern mit seinem Vermögen, bei vorfallender Notwendigkeit, beizustehen?

Leander. Euer Rat ist gut. Und auch der Vorwand scheint mir scheinbar genug zu sein. Aber ich besorge, mein Freund möchte einmal einen Verdacht auf mich werfen. Drum möchte ich selbst ihm diesen Vorschlag nicht gern tun. Könntet Ihr nicht etwa Eure Frau auf den Einfall bringen? Wenn diese täte, als ob sie es gern sähe, so . . .

Lisette. Ich verstehe Sie. Ich verstehe Sie. Verlassen Sie sich auf mich, und machen Sie nur, daß Sie bald zu meiner Frau kommen.

Leander. Sobald als ich mit meinem Freunde werde

gesprachen haben. Gott ist mein Zeuge, daß ich bei allem dem redliche Absichten habe. Ich weiß es gewiß, mein Freund würde, wenn ich mein Vermögen verlöre, nicht großmütig genug sein können, die Pflichten, die er mir als denn, vermöge unsers Bundes, schuldig wäre, auszuüben. Ich will ihn derothalben von dem gewissen Schimpfe, von der Nachwelt ein ungetreuer Freund genennet zu werden, befreien. Meinerseits aber will ich ihm zeigen, daß meine Reden vollkommen mit meinen Taten übereinstimmen. Er soll die Hälfte meines Vermögens haben. . . .

Lisette. In Ansehung dessen, daß ihm von Rechts wegen das ganze gehöret . . . Das ist ein aufrichtiger Freund!

Leander. Ich will alles anwenden, ihm wieder aufzu-
helfen. Vielleicht ist er ein andermal glücklich. Vielleicht . . .

Lisette. St! St! Herr Damon kömmt ohne Zweifel wieder. Ich will gehen. Er möchte denken, wer weiß was wir miteinander zu reden gehabt hätten. Ich geh' zu meiner Frau. Kommen Sie bald nach. . . . Nun, das hätte ich mir nicht vermutet.

Fünfter Auftritt

Leander. Damon.

Leander. Ich darf ihm also nichts von meinem Unglücke sagen; weswegen ich ihn doch herbestellet hatte. . . . Was werde ich also mit ihm zu reden haben? . . . Es wird sich schon geben.

Damon. O wertester Leander, verzeihen Sie mir, daß Sie auf mich haben warten müssen.

Leander. Ich Ihnen verzeihen? Womit haben Sie mich beleidiget? Legen Sie doch endlich einmal, allerliebster Freund, das mir so nachteilige Vorurteil ab, daß Sie im-
stande wären, mich zu beleidigen. Ein Freund wird über den andern nie verdrießlich. Der Pöbel, dem die süße Ver-
einigung der Gemüter unbekannt ist, und ewig zu seinem

unerfetzlichen Schaden unbekannt bleiben wird, der Pöbel, die Schande des menschlichen Geschlechts, mag untereinander zürnen. Die Freundschaft bewaffnet eine edle Seele mit einer unüberwindlichen Sanftmut. Was ihr Freund tut, was von ihrem Freunde kömmt, ist ihr billig und angenehm. Die Beleidigungen werden nur durch die bösen Absichten dessen, der beleidiget, und durch die Empfindlichkeit dessen, der beleidiget wird, zu Beleidigungen. Wo niemand also böse Absichten hat, wo niemand empfindlich wird, da haben auch keine Beleidigungen statt. Wird aber ein Freund gegen den andern wohl böse Absichten hegen? Oder wird ein Freund über den andern wohl empfindlich werden? Nein. Drum, liebster Damon, wenn mir auch durch Sie der größte Schimpf widerführe; wenn ich durch Sie um Ehre und Ansehen käme; wenn ich durch Sie Gut und Geld verlöre; wenn ich durch Sie ungesund, lahm, blind und taub würde; wenn Sie mich um Vater und Mutter brächten; wenn Sie mir selbst das Leben nähmen; glauben Sie, liebster Damon, daß Sie mich alsdenn beleidiget hätten? Nein. So viel Unrecht Sie auch hätten, so viel Recht würden Sie bei mir haben. Würde Sie auch die ganze Welt verdammen; ich würde Sie entschuldigen, ich würde Sie lossprechen.

Damon. Ich will wünschen, Leander, daß ich Ihnen mit gleichem Feuer antworten könnte. Ich will mich bemühen, Ihre Freundschaft nie auf eine so harte Probe zu setzen.

Leander. Ei, liebster Freund, wie so kaltsinnig? Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit meiner Reden? Zweifeln Sie, ob meine Freundschaft diese Probe aushalten würde? Wollte doch Gott, ja wollte doch Gott, daß Sie mich, je eher je lieber, auf eine Art beleidigten, welche bei andern unvergeblich sein würde! wie vergnügt, wie entzückt wollte ich sein, die süße Rache einer großmütigen Verzeihung an Ihnen auszuüben.

Damon. Und ich will mir dagegen wünschen, daß ich dieser großmütigen Verzeihung niemals möge nötig haben.

Leander. Ja, Damon, und ich würde, in gleichen Fällen, auch ein Gleiches von Ihnen erwarten. O! ich kenne Sie zu wohl. Ihre Seele ist edel und großmütig. Und diese läßt mich nicht daran zweifeln.

Damon. Sie trauen mir zu viel zu, wertester Leander. Voll Scham gesteh' ich Ihnen, daß ich mich zu schwach dazu befinde. Die Gedanken davon scheinen mir edel und wahr. Die Erfüllung aber unmöglich. Ich zittere schon im voraus, wenn ich mir vorstelle, daß meine Freundschaft einen so harten Versuch vielleicht einmal auszuhalten habe. Doch Ihre Tugend ist mir gut dafür. Und ist ein Freund wohl auch zu einer so allzu großmütigen Sanftmut verbunden? Ich weiß es, es ist die Pflicht eines Freundes, dem andern zu verzeihen. Doch ist es auch des andern Pflicht, ihm so wenig Gelegenheit dazu zu geben, als ihm nur möglich ist.

Leander. Freund, im Verzeihen müssen wir dem Himmel gleich sein. Unsere Verbrechen, so groß und so häufig sie sind, machen ihn in dieser, ihm würdigen, Beschäftigung nicht müde. Wen man einmal zu seinem Freunde erwählt hat, den muß man behalten. Weder seine Fehler noch seine Beleidigungen müssen vermögend sein, ihn aus unsrer Gunst zu setzen. Man beschimpfet sich selbst, wenn man es dazu kommen läßt. Oder ist es etwan kein Schimpf, wenn man mit Scham gestehen muß, daß man in der Wahl gröblich geirret habe?

Damon. Aber, liebster Leander, sagen Sie mir doch, weswegen Sie mit mir zu reden verlangt? Was ist denn das Wichtige, das Sie mir zu entdecken haben?

Leander. Werden Ihnen meine Reden beschwerlich? Ich kann es nicht glauben. Sie wissen, wie gern man von Sachen redet, die uns angenehm sind. Und ich weiß, man höret auch ebensogern davon. Sie scheinen mir aber heute zu beiden ein wenig verdrießlich. Was beunruhiget Sie? Ist Ihnen ein Unglück zugestoßen? Entdecken Sie mir es. Machen Sie mir das Vergnügen, Ihren Schmerz mit Ihnen

zu teilen. Sie sollen alsdenn alles erfahren, was ich Ihnen zu sagen habe.

Damon. Sie betrügen sich nicht. Ich bin bestürzt und bekümmert.

Leander. Und worüber? O was zaudern Sie, mir Ihr Geheimnis anzuvertrauen. Setzen Sie in meine Verschwiegenheit ein Mißtrauen? Zweifeln Sie, daß ich Ihnen helfen werde, wenn es in meinen Kräften steht? Oder zweifeln Sie gar an meinem Mitleiden? Wenn ich mein Herz gegen Sie ausschütten kann, so weicht gleich die Hälfte meines Grams. Und versuchen Sie es nur. Vielleicht bin ich so glücklich, daß Sie auch in meinem Vertrauen einige Erleichterung finden.

Damon. Es betrifft mich und Sie.

Leander. Und desto eher; nur heraus damit. Müssen Sie es etwan verschweigen? O! was man nur seinem Freunde sagt, hat man noch niemandem gesagt. Ich und mein Freund sind eine Person. Und wenn ich den größten Eidschwur darauf getan hätte, gegen niemanden ein Wort von dem oder jenem zu gedenken, so könnte ich es doch, ohne den Eidschwur zu brechen, meinem Freunde sagen. Was ich dem vertraue, vertraue ich mir selbst. Und ich tue nichts mehr, als wenn ich es noch einmal für mich in den Gedanken wiederholte.

Damon. Nein. Nein. Es soll Ihnen nicht verborgen sein. Könnten Sie sich wohl einbilden, zu was sich die Madam entschlossen?

Leander. Worinne?

Damon. Nun raten Sie einmal, auf was sie es will ankommen lassen, welchem sie von uns beiden ihre Hand geben solle?

Leander. Und eben dieses, mein Damon, eben dieses hatte ich Ihnen auch zu sagen.

Damon. Aufrichtig nun zu reden, ich bin über diesen niederträchtigen Entschluß erstaunet. Nein, Leander, ehe ich ihre Hand einer solchen schändlichen Ursache zu danken haben wollte, eher will ich sie zeitlebens ausschlagen.

Leander. Und glauben Sie denn, daß ich sie annehmen würde? Wir haben die uneigennützigsten Absichten gegen sie. Wir würden sie lieben, wenn sie auch nichts besäße. Und sie ist gegen uns so eigennützig? Ist ein verachtungswürdiger Reichtum das einzige, was ihr an uns gefällt?

Damon. Wie, wenn wir diesen Entschluß auf alle mögliche Art suchten zunichte zu machen? Darf ich Ihnen wohl was vorschlagen? Was meinen Sie, wenn wir Schaden und Gewinn bei unserm Handel teilten?

Leander. St! das ist Wasser auf meine Mühle. So könnte das Tauschen gar bleiben . . . Ja, Sie haben recht. Nichts könnte sie leichter wieder auf den rechten Weg bringen, einen von uns aus Neigung und Verdienst zu wählen. Wohl! Ich bin es zufrieden.

Damon. O wie vergnügt machen Sie mich durch Ihren Beifall wieder. Ich besorgte immer, ich besorgte, Sie würden mir ihn hier entziehen. Und Sie hätten Recht dazu gehabt.

Leander. Wie wenig trauen Sie mir doch zu! So? Was könnte ich denn für Recht haben, hierinne nicht mit Ihnen einig zu sein? Alle Güter sind ja unter Freunden gemein. Was ich besitze, besitzen Sie. Und was Sie besitzen, darauf glaube ich auch ein kleines Recht zu haben. Verflucht sei der Eigennutz! wenn Ihnen das Unglück auch so sehr zuwider sein sollte, daß Sie alles, alles dabei verlören. Nicht die Hälfte meines Vermögens, mein ganzes Vermögen wäre allezeit so gut als das Ihrige.

Damon. Freund, Sie machen mich ganz beschämt!

Leander. Was ich sage, würde ich auch tun. Und wenn ich es getan hätte, so würde ich doch nichts mehr getan haben, als was die Pflicht eines Freundes verlangt.

Damon. Aber ich weiß nicht, was ich bei mir für eine geheime Ursache finde, selbst an der Wahrheit dieses Entschlusses zu zweifeln. Könnte mir wohl Lisette . . .

Leander. Und von der hab' ich es auch. Doch dahinter wollen wir wohl kommen. Es liegt uns beiden nicht wenig

dran. Erlauben Sie mir, daß ich Sie verlasse. Ich will selbst zu ihr gehen, und mich bei unserer Liebsten erkundigen.

Damon. Aber, Leander, wie wird sich das schicken? Wird sie über diese Neugierigkeit nicht empfindlich werden?

Leander. Sorgen Sie nicht, ich will es schon mit einer Art vorzubringen wissen

Damon. Nun ich verlasse mich auf Ihre Geschicklichkeit. Kommen Sie bald wieder, mir Nachricht zu bringen.

Leander. . . So komme ich doch unter einem guten Vorwande wieder von ihm.

Sechster Auftritt

Damon.

. . . Entweder, ich bin zur Freundschaft ganz ungeschickt, oder Leander hat sehr ausschweifende Begriffe davon. . . .
. . . Ich bin unglücklich wenn das erste wahr ist . . . Ja . . . die Freundschaft . . . sie ist allerdings das, was uns das Leben erst angenehm machen muß . . . So viel empfinde ich . . . Aber so viel empfinde ich doch nicht, als mein Freund zu empfinden sagt. . . . Gesezt, ich würde von ihm beleidigt . . . ich würde so von ihm beleidigt . . . als er von mir sich wünschte, beleidiget zu werden . . . würde ich wohl . . . nein . . . ich mag mir nicht schmeicheln . . . ich würde . . . ich würde viel zu schwach sein, es ihm zu vergeben . . . Ja, ich würde es ihm verargen, wenn er mir bei einer solchen Gelegenheit verzeihen wollte . . . ich würde ihn selbst tadeln . . . Doch . . . ich halte ihn auch nicht einmal für fähig dazu . . . er mag sein, was er will . . . aber . . . ich irre mich wohl auch . . . ich beurteile ihn nach mir . . . weil ich so schwach bin; folgt es denn daraus, daß ein anderer . . . Doch allerdings eine so vollkommene Freundschaft ist für diese Welt nicht Ob auch wohl Leander so denkt, als er redet? . . . Halt . . . ich will . . . ja wenn ich ihm berede, ich hätte Nachricht erhalten, daß mein Schiff untergegangen . . . Da will

ich sehen, ob seine Großmut . . . es wird mich ein wenig kitzeln, wenn ich ihn bestürzt . . . Doch nein . . . das war ein niederträchtiger Einfall . . . Seinen Freund auf die Probe setzen, heißt, seinen Freund gern verlieren wollen . . . Mein . . . aber wenn nun die Witwe auf ihrem törichtem Entschlusse blieb . . . Gesezt, Leander würde durch sie glücklich . . . werde ich sein Freund bleiben können? . . . Ich zittere . . . ja . . . ich fühle meine Schwäche . . . ich würde auf ihn zürnen . . . ich würde neidisch werden . . . ach . . . ich schäme mich recht vor mir selbst . . .

Siebenter Auftritt

Oronte. Damon.

Oronte. Nun, da ist Er ja. Versteh' Er mich! Vetter, habe ich Ihn doch müssen in zehn Häusern suchen. Versteh' Er mich! Und ich hätte Ihn eher sonstwo zu finden geglaubt als bei der jungen Witwe. Versteh' Er mich.

Damon. Je was führt Sie denn hieher, Herr Vetter?

Oronte. So? sieht Er mir's nicht an, versteh' Er mich, was ich will? Mache Er sich nur parat, versteh' Er mich, eine Nachricht von mir zu hören, die Ihn halb tot, versteh' Er mich, und wenn Er noch ein Klein wenig Vernunft übrig hat, versteh' Er mich, die Ihn rasend machen wird.

Damon. Sie erschrecken mich. Was ist es denn?

Oronte. Habe ich's Ihm nicht gesagt, versteh' Er mich, daß es Ihm mit Seinem Kapitale würde unglücklich gehen? Versteh' Er mich. Da seh' Er, lese Er . . . Sein Schiff ist untergegangen. Da, lese Er nur, versteh' Er mich . . . Er wird alle Umstände finden, versteh' Er mich.

Damon. So?

Oronte. Nun, hab' ich's Ihm doch vorher gesagt, versteh' Er mich. Aber ihr jungen Leute, laßt euch doch niemals sagen, versteh' Er mich. Alles, alles wollt ihr besser einsehen. Schon recht! versteh' Er mich, schon recht!

Damon. Dieses Unglück hätte ich mir nicht versehen . . .

Oronte. Ist das das Ganze, was man sagen kann, versteh' Er mich, wenn man sein Vermögen verliert? O Leichtsinigkeit! o gottlose Leichtsinigkeit! versteh' Er mich. Auf zwölftausend Rthlr., versteh' Er mich. Auf zwölftausend! Nun, Vetter, sag' Er, was will Er nun anfangen? versteh' Er mich. Er ist von der ganzen Welt verlassen, verlassen, und mit Recht. Versteh' Er mich. Kann Er's leugnen, daß ich's Ihm vorher verkündigt habe? Kann Er's leugnen? Versteh' Er mich. Wie vielmal habe ich Ihm die güldne Regel gegeben: Was aufs Wasser kömmt, versteh' Er mich, ist so gut als halb verloren.

Damon. Ach! möchte doch das Geld sein, wo es wollte wenn nur . . .

Oronte. Ach! Schade um das Geld! Das sind gescheute Reden. Versteh' Er mich. Damon, Damon, ein Mensch, der so denken kann, ist nicht wert, daß er mein Vetter sei. Versteh' Er mich. Ach! schade ums Geld! Nein, Gott sei Dank, versteh' Er mich, so albern und gottesvergessen bin ich in meiner Jugend nicht gewesen. Denkt Er, versteh' Er mich, daß Ihn die junge Witwe nun heiraten wird? versteh' Er mich. Sie müßte eine Närrin sein. Versteh' Er mich.

Damon. Ja, Herr Vetter, dieses besorge ich. Und dieses ist auch das einzige, was mir mein Unglück empfindlich macht.

Oronte. Der Narr, versteh' Er mich. Als wenn es nicht so schon empfindlich genug wäre. Versteh' Er mich. Doch Vetter, daß er sehn soll, versteh' Er mich, wie gut ich es mit Ihm meine, so will ich Ihm, versteh' Er mich, bei den Umständen raten: mache Er Bankerott.

Damon. Wie, so niederträchtig . . .

Oronte. Was? Was? Niederträchtig? versteh' Er mich. Das nennt Er niederträchtig, versteh' Er mich, Vetter, wenn man Banqueroute macht? Zum Henker! versteh' Er mich, habe ich nicht fünfmal Banqueroute gemacht? Und bin ich niederträchtig gewesen? versteh' Er mich. Habe ich

nicht mein ganzes Vermögen dem Banqueroute zu danken? versteh' Er mich. Zu dem ersten brachte mich meine Frau! versteh' Er mich. Das war eine stolze verschwenderische Närrin! Gott habe sie selig, versteh' Er mich. Aber das vergelte ihr noch Gott im Himmel, wo sie ohne Zweifel sein wird, versteh' Er mich, denn sie war allezeit gern, wo es sein lustig und sein prächtig zuging, versteh' Er mich; das, sage ich, vergelte ihr der liebe Gott, daß sie mir auf den so kurzen Weg zum Reichtume zu gelangen geholfen hat. Versteh' Er mich. Denkt Er, Vetter, daß ich mit fünf Banquerouten, versteh' Er mich, würde aufgehört haben, wenn mir es nicht wäre ausdrücklich verboten worden, versteh' Er mich, die Handlung aufs neue anzufangen?

Damon. Nein, Herr Vetter, ich kann Ihnen durchaus nicht schmeicheln. Es bringt Ihnen ein so schlimm erworbenener Reichtum wenig Ehre.

Oronte. Ach! ach! Ehre! Ehre! Versteh' Er mich. Um die Ehre ist es auch zu tun. Es muß mancher, versteh' Er mich, bei aller Ehre, die er hat, verhungern. Ach! die Ehre. Ist Er nicht ein Grillenfänger? Versteh' Er mich. Nicht wahr, versteh' Er mich, es wird meinen Erben gleichviel sein, ob ich ihn mit Ehre oder ohne Ehre besessen habe. Versteh' Er mich. Sie werden mir's danken, und wenn ich ihn gestohlen hätte. Versteh' Er mich.

Damon. Nein, Herr Vetter, wenn Ihre Erben vernünftig sein werden, so werden sie nach Ihrem Tode Ihre Verlassenschaft dazu anwenden, daß sie denjenigen, die durch Ihre Banqueroute unglücklich geworden sind, wieder aufhelfen.

Oronte. Was? Was? Versteh' Er mich. Das sollen meine Erben tun? Ja, wenn ich das voraussehen könnte, gewiß, versteh' Er mich, gewiß ich ließe mir eher einmal alle mein Hab und Gut mit ins Grab geben. Hätte ich mir's deswegen so sauer werden lassen? Versteh' Er mich. Fünfmal habe ich müssen schwören. Fünfmal hätte ich also umsonst geschworen? Versteh' Er mich. Höre Er, Vetter,

weil ich sehe, daß Er so wider Recht und Pflicht handeln würde, versteh' Er mich, so will ich Ihn fein aus meinem Testamente lassen. Versteh' Er mich. Darnach mag er vollends sehn, was man anfängt, wenn man nichts hat, versteh' Er mich.

Damon. Alsdenn wird der Himmel für mich sorgen.

Oronte. Wer? Wer? Versteh' Er mich. Wer wird für Ihn sorgen? Der Himmel? Ja, getröste Er sich nur. Ja, er wird für Ihn sorgen, versteh' Er mich, wie für die Sperlinge im Winter. Der Himmel will haben, versteh' Er mich, daß wir für uns selbst fein sorgen sollen. Dazu hat er uns Verstand und Klugheit gegeben; versteh' Er mich.

Damon. Ja, und manchem noch über dieses Bosheit und Seiz, wenn Verstand und Klugheit etwan nicht hinlänglich fein wollten.

Oronte. Vetter, soll das auf mich gehen? Versteh' Er mich! Sei Er mir nicht so naseweis! Ich weiß schon, auf was Er trotz. Versteh' Er mich. Er denkt izo eine gute Heirat zu tun. Aber sieht Er mich? Ich will dem Wolfe das Schäfchen noch schon entreißen, versteh' Er mich. Leander hat nunmehr Recht dazu. Dessen Schiff ist glücklich angekommen, ob man ihm gleich erst geschrieben hatte, versteh' Er mich, daß es verunglückt wäre. Es ist aber nichts weiter als eine Irrung, versteh' Er mich. Seines, Seines ist draufgegangen. Versteh' Er mich.

Damon. Wie? Leandern ist dies geschrieben worden? Und er hat mir nichts gesagt?

Oronte. Muß man Ihm denn alles auf die Nase binden? Versteh' Er mich. Nun, nun. Er soll schon sehn, was ihm Sein Unglück, trotz Seiner Ehre und trotz des Himmels! schaden soll. Ich gehe izo gleich selber zu der Witwe. Sie soll alles erfahren. Versteh' Er mich. Leb' Er wohl, versteh' Er mich.

Achter Auftritt

Damon.

••• Verdrießliche Nachricht! ••• Ich verliere mein Vermögen •• dieses möchte noch sein. Wer weiß, wenn Leander unglücklich gewesen wäre, ich würde vielleicht nicht großmütig genug gewesen sein, ihm zu helfen ••• Was für eine Schande für mich, wenn ich an ihm untreu geworden wäre! •••• der Himmel hat mich davor bewahren wollen ••• ich bin glücklich bei allem meinem Unglücke •••• aber ich verliere zugleich die liebenswürdige Witwe ••• sie wird sich an Leandern nun ohne Schwierigkeit geben •• an Leandern •• doch Leander ist ja mein Freund ••• die Liebe •• die verdammte Liebe ••• verdient sie mein Freund nicht ebensowohl als ich? ••• was darf ich viel nach einer Frau fragen, deren Herz ich, wenn ich es ja bekommen hätte, bloß meines Geldes wegen bekommen hätte •• Aber doch ••• sie ist liebenswürdig ••• wie muß ich mit mir selber kämpfen! ••• Allein Leander •• sollte es wahr sein, daß er diese falsche Nachricht bekommen hätte? ••• und er sollte mir es verschwiegen haben? ••• wie hätte er den Vorschlag annehmen können, den ich ihm tat ••• ich falle auf ganz besondere Gedanken ••• doch weg damit •• sie schänden meinen Freund •••

Neunter Auftritt

Lisette. Damon.

Lisette. So alleine? und so betrübt?

Damon. Ach Lisette, meinen Kummer zu erleichtern, muß ich ihn dem ersten dem besten erzählen. Ich bin unglücklich gewesen. Mein Schiff ist in einem Sturme untergegangen. Ich habe die gewisseste Nachricht. Himmel! und ich verliere zugleich alle Hoffnung von Eurer Frau •••

Lisette. Was? So ist es an Leanders Unglücke nicht genug gewesen?

Damon. Wieso, an Leanders? Sein Schiff ist ja glücklich angekommen. Was ist ihm denn für ein Unglück begegnet?

Lisette. Ja. Sein Schiff ist so hübsch eingelaufen wie das Ihre. Er hat mir es ja selber gesagt.

Damon. Er hat es Euch selber gesagt? So ist mein Verdacht doch wohl gegründet . . . Demohngeachtet, Lisette, könnt Ihr mir gewiß glauben, daß es eine bloße Irrung mit seinem Schiffe gewesen . . . aber sollte mein Freund wohl eine kleine Untreue an mir begangen haben?

Lisette. Eine Untreue? Was für eine Untreue? Behüte Gott! Leander ist der getreueste Freund von der Welt. Ha ha ha ha!

Damon. Warum lacht Ihr?

Lisette. Ja das ist gewiß. Auf seine Treue können Sie sich nun verlassen. Ha ha ha! Er wird Ihnen in Ihrer Not redlich beistehen. Ha ha ha!

Damon. Das hoffe ich auch gewiß.

Lisette. Und ich auch. Ha ha ha! Ich weiß seine guten Absichten. Ha ha ha!

Letzter Auftritt

Oronte. Die Witwe. Leander. Damon. Lisette.

Die Witwe. Wertester Damon, ich habe die betrübte Nachricht von Ihrem Herrn Vetter vernommen. Ich versichre Sie, daß mir Ihr Unglück nicht näher hätte gehen können, wenn mir es auch selbst widerfahren wäre.

Leander. Mein liebster Freund, das Glück ist Ihnen zuwider gewesen. Ich weiß, Ihr Gemüt ist viel zu gesetzt, als daß es dieser eitle Verlust sehr beunruhigen sollte. Ich hoffe übrigens, daß Sie leicht mit dem Glücke werden auszusöhnen sein. Es wird Ihnen vielleicht dasjenige, was es Ihnen so entzogen, ein andermal desto reichlicher ersetzen.

Oronte. Ja, Vetter, ja, versteh' Er mich. Ein andermal. Ein andermal. Ha ha ha!

Leander. Sie, Madam, haben die Gütigkeit gehabt, sich für den Glücklichsten unter uns zu erklären. Der Himmel hat gewollt, daß ich es sei. Doch ich werde mich alsdenn erst wirklich für das halten, wenn Sie durch das kostbare Geschenk Ihres Herzens mir . . .

Die Witwe. Und diesen Antrag, Leander, können Sie in Gegenwart Ihres Freundes wiederholen?

Damon. Gerechter Himmell was höre ich?

Leander. O, Madam, ich kenne meinen Freund allzuwohl. Er wird sich nicht unterstehen, Ihnen in Ihrem Glücke hinderlich zu sein. Er wird Ihnen nichts, als sein Herz, darbieten können. Ich kann das meinige mit einer Tonne Soldes begleiten . . .

Damon. Leander, Sie wollen . . . Verdruß und Erstaunen lassen mich kein Wort aufbringen.

Oronte. Höre Er, Herr Vetter, ich will Ihm doch was sagen, versteh' Er mich. Er kann die hübsche Witwe nun nicht heiraten. So viel ist gewiß, versteh' Er mich. Leander wird sie wohl auch nicht viel nütze sein. Versteh' Er mich. Sie gefällt mir ganz wohl. Versteh' Er mich. Ich möchte sie schon haben. Ich dächte, Er schlänge mich ihr vor. Versteh' Er mich. Ich bin zu schamhaft dazu. Versteh' Er mich. Mache Er, tue Er Sein Möglichstes, ich will Ihn auch nicht in meinem Testamente vergessen. Versteh' Er mich. Zwei Tonnen Soldes kann ich ihr mitbringen, versteh' Er mich.

Leander. Ich bitte Sie inständig, Madam. Erklären Sie sich; damit auch mein Freund weiß, woran er ist.

Oronte. Madam, erklären Sie sich nicht so geschwind. Verstehn Sie mich. Mein Vetter weiß einen hübschen Bräutigam für Sie, verstehn Sie mich, der Ihnen wohl anstehen möchte. Mit dem können Sie zwei, zwei Tonnen Soldes bekommen. Verstehn Sie mich. Vetter, Vetter, sage Er ihr ihn doch! versteh' er mich.

Die Witwe. Es wird unnötig sein. Mein Schluß ist schon festgestellt. Leander, es ist wahr, ich habe mein Wort von mir gegeben, den Glücklichsten von Ihnen zu erwählen. Ich will es auch halten. Der Glücklichsste, liebster Damon, sind Sie.

Damon. Ich?

Leander. Damon?

Oronte. Was? Was? Mein Vetter? Ja, dem sein Schiff ist ja untergegangen, Madame. Verstehn Sie mich. Leander hat eine Tonne Goldes, verstehn Sie mich. Und ich habe ihrer zwei, verstehn Sie mich. Notwendig, notwendig müssen Sie mich meinen.

Die Witwe. Ja ja. Damon, Sie sind bei diesem Handel der Glücklichsste gewesen. Sie sind glücklich gewesen, daß Sie Gelegenheit gefunden haben, Ihre große Seele auf so eine ausnehmende Art zu zeigen. Ihr größtes Glück aber ist, daß Sie nun Licht bekommen, die Falschheit Ihres Freundes einzusehen, dessen prächtige Salimathias Sie bis hieher verblindet haben. Leander, erwägen Sie nicht Ihre Aufführung? Sie hatten Nachricht bekommen, daß Ihr Schiff verunglückt sei. Bei dieser Angst wollten Sie sich an mir erholen. Sie setzten Ihren Freund schändlich aus den Augen. Mein Entschluß, mich für den Glücklichsten zu erklären, war Ihnen nur insofern verhaßt, als Sie besorgten, daß Sie es nicht sein würden. Sie suchten mich zu bereden, Damon liebte mich nicht mehr. Und gedenken Sie endlich an den Tausch, zu dem ich den Damon habe verführen sollen, zu einer Zeit, da Sie vermuteten, seine Sachen stünden besser als die Ihrigen. Überlegen Sie dieses alles, und schämen Sie sich, einen Freund hintergangen zu haben, der Sie über alles hochschätzte. Sehen Sie. Genießen Sie Ihrer Reichtümer, die just an Keinen Unwürdigen hätten kommen können.

Damon. Leander, soll ich es glauben? Sie haben mich hintergehen wollen?

Leander. Damon = Ich habe Sie beleidigt. Leben Sie wohl!

Damon. Leander, liebster Leander! wohin? Verzeihn Sie.

Leander. Lassen Sie mich, ich bitte Sie. Ich muß Ihr Angesicht fliehen, ich sterbe vor Scham. Es ist unmöglich, Sie können mir nicht verzeihen.

Damon. Ich Ihnen nicht verzeihen? O Leander, wäre Ihnen mit meinen Verzeihungen was gedient! Ja ja. Es ist Ihnen schon alles verziehen. Bleiben Sie da, mein Freund. Sie haben sich übereilet. Und diese Übereilung hat der Mensch, und nicht der Freund, begangen. Madam, Sie sind erzürnet auf Leandern? Ich schlage alles aus, wo Sie nicht mit mir alles wider ihn vergessen. Wenn Sie uns trennen, so werde ich notwendig der Unglücklichste sein. Ich weiß, wie schwer es ist, einen Freund zu finden. Und will man ihn schon des ersten Fehlers wegen verlassen, so wird man zeitlebens suchen, und keinen erhalten.

Leander. Damon * * Urteilen Sie aus diesen Tränen, ob ich gerühret bin?

Die Witwe. Wohl! Leander, Damon verzeiht Ihnen. Und ich weiß selbst nicht, ob ich über seine Großmuth, oder über Ihre Reue, mehr gerühret bin. Lassen Sie auch uns unsre Freundschaft wieder von neuem anfangen. O Damon, wie zärtlich wird Ihre Liebe sein, da Ihre Freundschaft schon so zärtlich ist!

Oronte. Da war meine Freierei also auch umsonst!

Damon. Nun, gestehen Sie mir wenigstens, lieber Leander, daß es etwas schwerer sei, die Pflichten der Freundschaft auszuüben, als von ihr entzückt zu reden.

Leander. Ja, Damon, ich habe die Freundschaft oft genannt, aber sie heute erst von Ihnen kennen lernen.

Die Witwe. Damon! Damon! ich befürchte, ich befürchte, ich werde eifersüchtig werden. Keines Frauenzimmers wegen zwar nicht, aber doch gewiß Leanders wegen!

Der junge Gelehrte

Ein Lustspiel in drei Aufzügen

Verfertigt im Jahre 1747

Personen

Chryfander, ein alter Kaufmann

Damis, der junge Gelehrte, Chryfanders Sohn

Valer

Juliane

Anton, Bedienter des Damis

Lisette

Der Schauplatz ist die Studierstube des Damis

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Damis (am Tische unter Büchern.) Anton.

Damis. Die Post also ist noch nicht da?

Anton. Nein.

Damis. Noch nicht? Hast du auch nach der rechten gefragt? Die Post von Berlin —

Anton. Nun ja doch; die Post von Berlin; sie ist noch nicht da! Wenn sie aber nicht bald kömmt, so habe ich mir die Beine abgelaufen. Tun Sie doch, als ob sie Ihnen, wer weiß was, mitbringen würde! Und ich wette, wenn's hoch kömmt, so ist es eine neue Scharteke, oder eine Zeitung, oder sonst ein Wisch. — —

Damis. Nein, mein guter Anton; dasmal möchte es etwas mehr sein. Ah! wann du es wüßtest! — —

Anton. Will ich's denn wissen? Es würde mir weiter doch nichts helfen, als daß ich einmal wieder über Sie lachen könnte. Das ist mir gewiß etwas Seltnes? — — Haben Sie mich sonst noch wohin zu schicken? Ich habe ohnedem auf dem Katskeller eine kleine Verrichtung; vielleicht ist's ein Sang? Nu?

Damis (erzürnt). Nein, Schurkel!

Anton. Da haben wir's! Er hat alles gelesen, nur kein Komplimentierbuch. — — Aber besinnen Sie sich. Etwa in den Buchladen?

Damis. Nein, Schurkel!

Anton. Ich muß das Schurke so oft hören, daß ich endlich selbst glauben werde, es sei mein Taufname. — — Aber zum Buchbinder?

Damis. Schweig, oder — —

Anton. Oder zum Buchdrucker? Zu diesen dreien, Gott sei Dank! weiß ich mich, wie das Färbepferd um die Rolle.

Damis. Sieht denn der Schlingel nicht, daß ich lese? Will er mich noch länger stören?

Anton (beiseite). St! er ist im Ernste böse geworden. Lenk' ein, Anton. — — Aber, sagen Sie mir nur, was lesen Sie denn da für ein Buch? Pötz Stern, was das für Zeug ist! Das verstehen Sie? Solche Kralchfüße, solche fürchterliche Zickzacke, die kann ein Mensch lesen? Wenn das nicht wenigstens Fausts Höllenzwang ist — — Ach, man weiß es ja wohl, wie's den Leuten geht, die alles lernen wollen. Endlich verführt sie der böse Geist, daß sie auch hexen lernen. — —

Damis (nimmt sein muntres Wesen wieder an). Du guter Anton! das ist ein Buch in hebräischer Sprache. — Des Ben Maimon Jad chasaka.

Anton. Ja doch; wer's nur glauben wollte! Was hebräisch ist, weiß ich endlich auch. Ist es nicht mit der Grundsprache, mit der Textsprache, mit der heiligen Sprache einerlei? Die warf unser Pfarr, als ich noch in die Schule ging, mehr als einmal von der Kanzel. Aber so ein Buch, wahrhaftig! hatte er nicht; ich habe alle seine Bücher beguckt; ich mußte sie ihm einmal von einem Boden auf den andern räumen helfen.

Damis. Hal hal hal das kann wohl sein. Es ist Wunders genug, wenn ein Geistlicher auf dem Lande nur den Namen davon weiß. Zwar, im Vertrauen, mein lieber Anton, die Geistlichen überhaupt sind schlechte Helden in der Gelehrsamkeit.

Anton. Nu, nu, bei allen trifft das wohl nicht ein. Der Magister in meinem Dorfe wenigstens gehört unter die Ausnahme. Versichert! der Schulmeister selber hat mir

es mehr als einmal gesagt, daß er ein sehr gelehrter Mann wäre. Und dem Schulmeister muß ich das glauben; denn wie mir der Herr Pfarr oft gesagt hat, so ist er keiner von den schlechten Schulmeistern; er versteht ein Wort Latein, und kann davon urtheilen.

Damis. Das ist lustig! Der Schulmeister also lobt den Pfarr, und der Pfarr, nicht unerkennlich zu sein, lobt den Schulmeister. Wenn mein Vater zugegen wäre, so würde er gewiß sagen: Manus manum lavat. Hast du ihm die alberne Gewohnheit nicht angemerkt, daß er bei aller Selegenheit ein lateinisches Sprüchelchen mit einflüßt? Der alte Idioten denkt, weil er so einen gelehrten Sohn hat, müsse er doch auch zeigen, daß er einmal durch die Schule gelaufen sei.

Anton. Hab' ich's doch gedacht, daß es etwas Albernesein müsse; denn manchmal mitten in der Rede murmelt er etwas her, wovon ich kein Wort verstehe.

Damis. Doch schließe nur nicht daraus, daß alles albern sei, was du nicht verstehst. Ich würde sonst viel albernese Zeug wissen. — — Aber, o himmlische Gelehrsamkeit, wieviel ist dir ein Sterblicher schuldig, der dich besitzt! Und wie bejammernswürdig ist es, daß dich die wenigsten in deinem Umfange kennen! Der Theolog glaubt dich bei einer Menge heiliger Sprüche, fürchterlicher Erzählungen und einiger übel angebrachten Figuren zu besitzen. Der Rechtsgelehrte, bei einer unseligen Geschicklichkeit unbrauchbare Gesetze abgestorbener Staaten, zum Nachtheile der Billigkeit und Vernunft, zu verdrehen, und die fürchterlichsten Urtheile in einer noch fürchterlicheren Sprache vorzutragen. Der Arzt endlich glaubt sich wirklich deiner bemächtigt zu haben, wann er durch eine Legion barbarischer Wörter die Gesunden krank, und die Kranken noch kränker machen kann. Aber, o betrogene Toren! die Wahrheit läßt euch nicht lange in diesem sie schimpfenden Irrthume. Es kommen Gelegenheiten, wo ihr selbst erkennet, wie mangelhaft euer Wissen sei; voll tolln Hochmuts beurtheilet ihr alsdann

alle menschliche Erkenntnis nach der eurigen, und ruft wohl gar in einem Tone, welcher alle Sterbliche zu bejammern scheint, aus: Unser Wissen ist Stückwerk! Nein, glaube mir, mein lieber Anton: der Mensch ist allerdings einer allgemeinen Erkenntnis fähig. Es leugnen, heißt ein Bekenntnis seiner Faulheit oder seines mäßigen Genies ablegen. Wenn ich erwäge, wieviel ich schon nach meinen wenigen Jahren verstehe, so werde ich von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Englisch — — das sind sechs Sprachen, die ich alle vollkommen besitze: und bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Sachtel Sie haben eine vergessen; die deutsche — —

Damis. Es ist wahr, mein lieber Anton; das sind also sieben Sprachen: und ich bin erst zwanzig Jahr alt!

Anton. Psui doch, Herr! Sie haben mich oder sich selbst zum besten. Sie werden doch das, daß Sie Deutsch können, nicht zu Ihrer Gelehrsamkeit rechnen? Es war ja mein Ernst nicht. — —

Damis. Und also denkst du wohl selber Deutsch zu können?

Anton. Ich? ich? nicht Deutsch! Es wäre ein verdammter Streich, wenn ich Kalmuckisch redete, und wüßte es nicht.

Damis. Unter Können und Können, ist ein Unterschied. Du kannst Deutsch, das ist: du kannst deine Gedanken mit Tönen ausdrücken, die einem Deutschen verständlich sind; das ist, die eben die Gedanken in ihm erwecken, die du bei dir hast. Du kannst aber nicht Deutsch, das ist: du weißt nicht, was in dieser Sprache gemein oder niedrig, rauh oder annehmlich, undeutlich oder verständlich, alt oder gebräuchlich ist; du weißt ihre Regeln nicht; du hast keine gelehrte Kenntnis von ihr.

Anton. Was einem die Gelehrten nicht weismachen wollen! Wenn es nur auf Ihr „das ist“ ankäme, ich glaube, Sie stritten mir wohl gar noch ab, daß ich essen könnte.

Damis. Essen? Je nun wahrhaftig, wenn ich es genau nehmen will, so kannst du es auch nicht.

Anton. Ich? ich nicht essen? Und trinken wohl auch nicht?

Damis. Du kannst essen, das ist: du kannst die Speisen zerschneiden, in Mund stecken, kauen, herunterschlucken, und so weiter. Du kannst nicht essen, das ist: du weißt die mechanischen Gesetze nicht, nach welchen es geschieht; du weißt nicht, welches das Amt einer jeden dabei tätigen Muskel ist; ob der Digastrikus oder der Masseter, ob der Pterygoideus internus oder externus, ob der Zygomaticus oder der Platysmamyodes, ob — —

Anton. Ach ob, ob! Das einzige Ob, worauf ich sehe, ist das, ob mein Magen etwas davon erhält, und ob mir's bekömmet. — — Aber wieder auf die Sprache zu kommen. Glauben Sie wohl, daß ich eine verstehe, die Sie nicht verstehen?

Damis. Du, eine Sprache, die ich nicht verstünde?

Anton. Ja; raten Sie einmal.

Damis. Kannst du etwa Koptisch?

Anton. Foptisch? Nein, das kann ich nicht.

Damis. Chinesisch? Malabarisch? Ich wüßte nicht woher.

Anton. Wie Sie herumraten. Haben Sie meinen Vetter nicht gesehen? Er besuchte mich vor vierzehn Tagen. Der redet nichts als diese Sprache.

Damis. Der Rabbi, der vor kurzem zu mir kam, war doch wohl nicht dein Vetter?

Anton. Daß ich nicht gar ein Jude wäre! Mein Vetter war ein Wende; ich kann Wendisch; und das können Sie nicht.

Damis (nachsinnend). Er hat recht. — Mein Bedienter soll eine Sprache verstehen, die ich nicht verstehe? Und noch dazu eine Hauptsprache? Ich erinnere mich, daß ihre Verwandtschaft mit der hebräischen sehr groß sein soll. Wer weiß, wieviel Stammwörter, die in dieser verloren sind, ich in jener entdecken könnte! — — Das Ding fängt mir an, im Kopfe herumzugehen!

Anton. Sehen Sie! — Doch wissen Sie was? Wenn Sie mir meinen Lohn verdoppeln, so sollen Sie bald so viel davon verstehen als ich selbst. Wir wollen fleißig miteinander wendisch parlieren, und — — Kurz, überlegen Sie es. Ich vergesse über dem verdammten Plaudern meinen Gang auf den Ratskeller ganz und gar. Ich bin gleich wieder zu Ihren Diensten.

Damis. Bleib igt hier; bleib hier.

Anton. Aber Ihr Herr Vater kömmt. Hören Sie? Wir könnten doch nicht weiter reden. (Seht ab.)

Damis. Wenn mich doch mein Vater ungestört lassen wollte. Glaubst er denn, daß ich so ein Müßiggänger bin wie er?

Zweiter Auftritt

Damis. Chryfander.

Chryfander. Immer über den verdammten Büchern! Mein Sohn, zu viel ist zu viel. Das Vergnügen ist so nötig als die Arbeit.

Damis. O Herr Vater, das Studieren ist mir Vergnügens genug. Wer neben den Wissenschaften noch andere Ergötzungen sucht, muß die wahre Süßigkeit derselben noch nicht geschmeckt haben.

Chryfander. Das sage nicht! Ich habe in meiner Jugend auch studiert; ich bin bis auf das Mark der Gelehrsamkeit gekommen. Aber daß ich beständig über den Büchern gelegen hätte, das ist nicht wahr. Ich ging spazieren; ich spielte; ich besuchte Gesellschaften; ich machte Bekanntschaft mit Frauenzimmern. Was der Vater in der Jugend getan hat, kann der Sohn auch tun; soll der Sohn auch tun. *A bove majori discat arare minor!* wie wir Lateiner reden. Besonders das Frauenzimmer laß dir, wie wir Lateiner reden, *de meliori* empfohlen sein! Das sind Narren, die einen jungen Menschen vor das Frauenzimmer ärger

als vor Skorpionen warnen; die es ihm, wie wir Lateiner reden, *cautius sanguine viperino* zu fliehen befehlen. —

Damis. *Cautius sanguine viperino*? Ja, das ist noch Latein! Aber wie heißt die ganze Stelle?

Cur timet flavum Tiberim tangere? cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat? — —

O ich höre schon, Herr Vater, Sie haben auch nicht aus der Quelle geschöpft! Denn sonst würden Sie wissen, daß Horaz in eben der Ode die Liebe als eine sehr nachtheilige Leidenschaft beschreibt, und das Frauenzimmer — —

Chrysanter. Horaz! Horaz! Horaz war ein Italiener, und meint das italienische Frauenzimmer. Ja vor dem italienischen warne ich dich auch! das ist gefährlich! Ich habe einen guten Freund, der in seiner Jugend — — Doch still! man muß kein Ärgernis geben. — Das deutsche Frauenzimmer hingegen, o das deutsche! mit dem ist es ganz anders beschaffen. — — Ich würde der Mann nicht geworden sein, der ich doch bin, wenn mich das Frauenzimmer nicht vollends zugestuzt hätte. Ich dächte, man sähe mir's an. Du hast tote Bücher genug gelesen; guck' einmal in ein lebendiges!

Damis. Ich erstaune — —

Chrysanter. O du wirst noch mehr erstaunen, wenn du erst tiefer hineinschauen wirst. Das Frauenzimmer, mußt du wissen, ist für einen jungen Menschen eine neue Welt, wo man so viel anzugaffen, so viel zu bewundern findet — —

Damis. Hören Sie mich doch! Ich erstaune, will ich sagen, Sie eine Sprache führen zu hören, in der wahrhaftig diejenigen Vorschriften nicht ausgedrückt waren, die Sie mir mit auf die hohe Schule gaben.

Chrysanter. *Quae, qualis, quanta!* Jetzt und damals! *Tempora mutantur*, wie wir Lateiner sagen.

Damis. *Tempora mutantur*? Ich bitte Sie, legen Sie doch die Vorurteile des Pöbels ab. Die Zeiten ändern

sich nicht. Denn lassen Sie uns einmal sehen: was ist die Zeit? — —

Chrysender. Schweig! die Zeit ist ein Ding, das ich mir mit deinem unnützen Geplaudre nicht will verderben lassen. Meine damaligen Vorschriften waren nach dem damaligen Maße deiner Erfahrung und deines Verstandes eingerichtet. Nun aber traue ich dir von beiden so viel zu, daß du Ergötzlichkeiten nicht zu Beschäftigungen machen wirst. Aus diesem Grunde rate ich dir also — —

Damis. Ihre Reden haben einigen Schein der Wahrheit. Allein ich dringe tiefer. Sie werden es gleich sehen. Der Status Controversiä ist — —

Chrysender. Ei, der Status Controversiä mag meinerwegen in Barbara oder in Celarent sein. Ich bin nicht hergekommen mit dir zu disputieren, sondern — —

Damis. Die Kunstwörter des Disputierens zu lernen? Wohl! Sie müssen also wissen, daß weder Barbara noch Celarent den Statum — —

Chrysender. Ich möchte toll werden! Bleib' Er mir, Herr Informator, mit den Poffen weg, oder — —

Damis. Poffen? diese seltsamen Benennungen sind zwar Überbleibsel der scholastischen Philosophie, das ist wahr; aber doch solche Überbleibsel — —

Chrysender. Über die ich die Geduld verlieren werde, wenn du mich nicht bald anhörst. Ich komme in der ernsthaftesten Sache von der Welt zu dir, — — denn was ist ernsthafter als heiraten? — — und du — —

Damis. Heiraten? Des Heiratens wegen zu mir? zu mir?

Chrysender. Ha! ha! Macht dich das aufmerksam? Also ausculta et perpende!

Damis. Ausculta et perpende? ausculta et perpende? Ein glücklicher Einfall —

Chrysender. O, ich habe Einfälle —

Damis. Den ich da bekomme!

Chrysender. Du?

Damis. Ja, ich. Wissen Sie, wo sich dieses ausculta et

perpende herschreibt? Eben mache ich die Entdeckung: aus dem Homer. O was finde ich nicht alles in meinem Homer!

Chrysender. Du und dein Homer, ihr seid ein paar Narren!

Damis. Ich und Homer? Homer und ich? wir beide? Hi! hi! hi! Gewiß, Herr Vater? O ich danke, ich danke. Ich und Homer! Homer und ich! — Aber hören Sie nur: so oft Homer — er war wirklich kein Narr, so wenig wie ich — so oft er, sag' ich, seine Helden den Soldaten zur Tapferkeit ermuntern, oder in dem Kriegsrate eine Beratschlagung anheben läßt; so oft ist auch der Anfang ihrer Rede: höret, was ich vortragen werde, und überlegt es! Zum Exempel in der Odyssee:

Κεκλυτε δη νυν μεν, Ιθακησιοι, ο, τι κεν ειπω.

Und darauf folgt denn auch oft:

Ως εφασθ' οί δ' αρα του μαλα μεν κλυον, ηδ' επιθοντο.

das ist: so sprach er, und sie gehorchten dem, was sie gehöret hatten.

Chrysender. Gehorchten sie ihm? Nu, das ist vernünftig! Homer mag doch wohl kein Narr sein. Sieh zu, daß ich von dir auch widerrufen kann. Denn wieder zur Sache: ich kenne, mein Sohn —

Damis. Einen kleinen Augenblick Geduld, Herr Vater! Ich will mich nur hinsetzen, und diese Anmerkung aufschreiben.

Chrysender. Aufschreiben? was ist hier aufzuschreiben? Wem liegt daran, ob das Sprüchelchen aus dem Homer oder aus dem Gesangbuche ist?

Damis. Der gelehrten Welt liegt daran; meiner und Homers Ehre lieget daran! Denn ein Halbhundert solche Anmerkungen machen einen Philologen. Und sie ist neu, muß ich Ihnen sagen, sie ist ganz neu.

Chrysender. So schreib sie ein andermal auf.

Damis. Wenn sie mir aber wieder entstiele? Ich würde

untröstlich sein. Haben Sie wenigstens die Gütigkeit, mich wieder daran zu erinnern.

Chrysender. Gut, das will ich tun; höre mir nur jetzt zu. Ich kenne, mein Sohn, ein recht allerliebstes Frauenzimmer; und ich weiß, du kennst es auch. Hättest du wohl Lust — —

Damis. Ich soll ein Frauenzimmer, ein lebenswürdiges Frauenzimmer kennen? O, Herr Vater, wenn das jemand hörte, was würde er von meiner Gelehrsamkeit denken? — — Ich ein lebenswürdiges Frauenzimmer? — —

Chrysender. Nun wahrhaftig; ich glaube nicht, daß ein Gastwirt so erschrecken kann, wenn man ihm schuld gibt, er kenne den oder jenen Spitzbuben, als du erschrickst, weil du ein Frauenzimmer kennen sollst. Ist denn das ein Schimpf?

Damis. Wenigstens ist es keine Ehre, besonders für einen Gelehrten. Mit wem man umgeht, dessen Sitten nimmt man nach und nach an. Jedes Frauenzimmer ist eitel, hoffärtig, geschwätzig, zänkisch und zeitlebend kindisch, es mag so alt werden, als es will. Jedes Frauenzimmer weiß kaum, daß es eine Seele hat, um die es unendlich mehr besorgt sein sollte als um den Körper. Sich ankleiden, auskleiden, und wieder anders ankleiden; vor dem Spiegel sitzen, seinen eignen Reiz bewundern; auf ausgekünstelte Mienen sinnieren; mit neugierigen Augen müßig an dem Fenster liegen; unsinnige Romane lesen, und auf die höchste zum Zeitvertreiber die Nadel zur Hand nehmen: das sind seine Beschäftigungen; das ist sein Leben. Und Sie glauben, daß ein Gelehrter, ohne Nachtheil seines guten Namens, solche närrische Geschöpfe weiter, als ihrer äußerlichen Gestalt nach, kennen dürfe?

Chrysender. Mensch, Mensch! deine Mutter lehret sich im Grabe um. Bedenke doch, daß sie auch ein Frauenzimmer war! Bedenke doch, daß die Dinger von Natur nun einmal nicht anders sind! Obschon, wie wir Lateiner zu reden pflegen, nulla regula sine exceptione. Und so

eine Exzeption ist sicherlich das Mädchen, das ich jetzt im Kopfe habe, und das du kennst. — —

Damis. Nein, nein! ich schwöre es Ihnen zu: unsere Mubmen ausgenommen, und Julianen —

Chrysender. Und Julianen? bene! —

Damis. Und ihr Mädchen ausgenommen, kenne ich kein einziges Weibsbild. Ja, der Himmel soll mich strafen, wenn ich mir jemals in den Sinn kommen lasse, mehrere kennen zu lernen!

Chrysender. Je nun, auch das! wie du willst! Senug, Julianen die kennst du.

Damis. Leider!

Chrysender. Und eben Juliane ist es, über die ich deine Gedanken vernehmen möchte. — —

Damis. Über Julianen? meine Gedanken über Julianen? O Herr Vater, wenn Sie noch meine Gedanken über Erinnen, oder Korinnen, über Telesillen oder Praxillen verlangten — —

Chrysender. Schocktausend! was sind das für Illen? Den Augenblick schwur er, er kenne kein Frauenzimmer, und nun nennt er ein halb Duzend Menscher. —

Damis. Menscher? Herr Vater!

Chrysender. Ja, Herr Sohn, Menscher! Die Endung gibt's gewiß nicht? Netrix, Lotrix, Meretrix. —

Damis. Himmel, Menscher! griechische berühmte Dichterrinnen Menscher zu nennen! — —

Chrysender. Ja, ja, Dichterrinnen! das sind mir eben die rechten. Lotrix, Meretrix, Poetrix — —

Damis. Poetrix? O wehe, meine Ohren! Poetria müßten Sie sagen; oder Poetris —

Chrysender. Is oder ix, Herr Buchstabenkrämer!

Dritter Auftritt

Chryfander. Damis. Lifette.

Lifette. Hurtig herunter in die Wohnstube, Herr Chryfander! Man will Sie sprechen.

Chryfander. Nun, was für ein Narr muß mich jetztören? Wer ist es denn?

Lifette. Soll ich alle Narren kennen?

Chryfander. Was sagst du? Du hast ein unglückliches Maul, Lifette. Einen ehrlichen Mann einen Narren zu schimpfen? Denn ein ehrlicher Mann muß es doch sein; was wollte er sonst bei mir?

Lifette. Nu, nu; verzeihen Sie immer meinem Maule den Fehler des Ihrigen.

Chryfander. Den Fehler des meinigen?

Lifette. O gehen Sie doch! der ehrliche Mann wartet.

Chryfander. Laß ihn warten. Habe ich doch den Narren nicht kommen heißen. — — Ich werde gleich wieder da sein, mein Sohn.

Lifette (beiseite). Ich muß doch sehen, ob ich aus dem wunderlichen Einfall meiner Jungfer etwas machen kann.

Vierter Auftritt

Lifette. Damis.

Damis. Nun? geht Lifette nicht mit?

Lifette. Ich bin Ihre gehorsamste Dienerin. Wenn Sie befehlen, so werde ich gehorchen. Aber nur eines möchte ich erst wissen. Sagen Sie mir, um des Himmels willen, wie können Sie beständig so allein sein? Was machen Sie denn den ganzen Tag auf Ihrer Studierstube? Werden Ihnen denn nicht alle Augenblicke zu Stunden?

Damis. Ach, was nutzen die Fragen? Fort! fort!

Lifette. Über den Büchern können Sie doch unmöglich

die ganze Zeit liegen. Die Bücher, die toten Gesellschafter! Nein, ich lobe mir das Lebendige; und das ist auch Mamsell Julianens Geschmack. Zwar dann und wann lesen wir auch; einen irrenden Ritter, eine Banise, und so etwas Gutes; aber länger als eine Stunde halten wir es hintereinander nicht aus. Ganze Tage damit zuzubringen, wie Sie, hilf Himmel! in den ersten dreien wären wir tot. Und vollends nicht ein Wort dabei zu reden, wie Sie; das wäre unsre Hölle. Ein Vorzug des ganzen männlichen Geschlechts kann es nicht sein, weil ich Mannspersonen kenne, die so flüchtig und noch flüchtiger sind als wir. Es müssen nur sehr wenig große Geister diese besondere Gaben besitzen. — —

Damis. Lisette spricht so albern eben nicht. Es ist schade, daß ein so guter Mutterwitz nicht durch die Wissenschaften ausgebeffert wird.

Lisette. Sie machen mich schamrot. Bald dürfte ich mich dafür rächen, und Ihnen die Lobeserhebungen nacheinander erzählen, die Ihnen von der gestrigen Gartengesellschaft gemacht wurden. Doch ich will Ihre Bescheidenheit nicht beleidigen. Ich weiß, die Gelehrten halten auf diese Tugend allzuviel.

Damis. Meine Lobeserhebungen? meine?

Lisette. Ja, ja, die Ihrigen.

Damis. O besorge Sie nichts, meine liebe Lisette. Ich will sie als die Lobeserhebungen eines andern betrachten, und so kann meine Bescheidenheit zufrieden sein. Erzähle Sie mir sie nur. Bloß wegen Ihrer lebhaften und ungekünstelten Art, sich auszudrücken, wünsche ich sie zu hören.

Lisette. O meine Art ist wohl keine von den besten. Es hat mir ein Lehrmeister, wie Sie, gefehlt. Doch ich will Ihrem Befehle gehorchen. Sie wissen doch wohl, wer die Herren waren, die gestern bei Ihrem Herrn Vater im Garten schmauseten?

Damis. Nein, wahrhaftig nicht. Weil ich nicht dabei sein wollte, so habe ich mich auch nicht darum gekümmert. Hoffentlich aber werden es Leute gewesen sein, die selbst

lobenswürdig sind, daß man sich also auf ihr Lob etwas einbilden kann.

Lisette. Das sind sie so ziemlich. Was würde es Ihnen aber verschlagen, wenn sie es auch nicht wären? Sie wollen ja Ihre Lobeserhebungen aus Bescheidenheit als fremde betrachten. Und hängt denn die Wahrheit von dem Munde desjenigen ab, der sie vorträgt? Hören Sie nur —

Damis. Himmell ich höre meinen Vater wiederkommen. Um Gottes willen, liebe Lisette, daß er nicht merkt, daß Sie sich so lange bei mir aufgehalten hat. Geh' Sie hurtig unterdessen in das Kabinett.

Fünfter Auftritt

Damis. Chrysender.

Chrysender. Der verzweifelte Valer! er hätte mir zu keiner ungelegnern Zeit kommen können. Muß ihn denn der Henker eben heute von Berlin zurückführen? Und muß er sich denn eben gleich bei mir anmelden lassen? Hui daß — — Nein, Herr Valer, damit kommen Sie zu spät. — — Nun mein Sohn — (Damis steht zerstreut, als in tiefen Gedanken.) Hörst du, mein Sohn?

Damis. Ich höre; ich höre alles.

Chrysender. Kurz, du merkst doch, wo ich vorhin hinaus wollte? Einem Klugen sind drei Worte genug. Sapiienti sat, sagen wir Lateiner. — Antworte doch —

Damis (noch immer als in Gedanken). Was ist da zu antworten? — —

Chrysender. Was da zu antworten ist? — Das will ich dir sagen. — Antworte, daß du mich verstanden; daß dir mein Antrag lieb ist; daß dir Juliana gefällt; daß du mir in allem gehorchen willst. — Nun, antwortest du das? —

Damis. Ich will gleich sehn — (indem er in der angenommenen Zerstreung nach einem Buche greift.)

Chryſander. Was kann in dem Buche davon ſtehen? —
Antworte aus dem Herzen, und nicht aus dem Buche. — —
Ex libro doctus quilibet eſſe poteſt, ſagen wir Lateiner. — —

Damiſ (als ob er in dem Buche läſe). Vollkommen recht!
Aber nun wie weiter? —

Chryſander. Das weitere gibt ſich, wie's Griechiſche.
Du ſagſt ja; ſie ſagt ja; damit wird Verlöbniß; und bald
drauf wird Hochzeit; und alſodenn — — Du wirſt ſchon
ſehen, wie's alſodenn weiter geht. — —

Damiſ. Wenn nun aber dieſe Vorausſetzung — (immer
noch als ob er läſe.)

Chryſander. Ei, ich ſetze nichts voraus, was im ge-
ringſten zweifelhaft wäre. Juliane iſt eine Waife; ich bin
ihr Vormund; ich bin dein Vater; was muß mir angeleg-
ner ſein, als euch beide glücklich zu machen? Ihr Vater
war mein Freund, und war ein ehrlicher Mann, obgleich
ein Narr. Er hätte einen honetten Bankerott machen kön-
nen; ſeine Gläubiger würden aufs Drittel mit ſich haben
akkordieren laſſen; und er war ſo einfältig und bezahlte
bis auf den letzten Heller. Wie iſt mir denn? haſt du ihn
nicht gekannt?

Damiſ. Von Perſon nicht. Aber ſeine Lebensumſtände
ſind mir ganz wohl bewußt. Ich habe ſie, ich weiß nicht
in welcher Biographie, geſehen.

Chryſander. Geſehen? gedruckt geſehen?

Damiſ. Ja, ja; geſehen. Er ward gegen die Mitte des
vorigen Jahrhunderts geboren, und iſt, etwa vor zwanzig
Jahren, als Generalſuperintendent in Pommern geſtorben.
In orientalischen Sprachen war ſeine vornehmſte Stärke.
Allein ſeine Bücher ſind nicht alle gleich gut. Dieſes iſt
noch eines von den beſten. Eine beſondere Gewohnheit
ſoll der Mann an ſich gehabt haben — —

Chryſander. Von wem ſprichſt denn du?

Damiſ. Sie fragen mich ja, ob mir der Verfaſſer dieſes
Buchs bekannt wäre?

Chryſander. Ich glaube du träumſt; oder es geht gar

noch etwas Ärgers in deinem Gehirne vor. Ich frage dich, ob du Julianens Vater noch gekannt hast?

Damis. Verzeihen Sie mir, wann ich ein wenig zerstreut geantwortet habe! Ich dachte eben nach, — — warum wohl die Rabbinen — — das Schurek M'lo Dum heißen?

Chrysender. Mit dem verdammten Schurek! Sieh doch auf das acht, was der Vater mit dir spricht! — — (Er nimmt ihm das Buch aus der Hand.) Du hast ihn also nicht gekannt? Ich besinne mich; es ist auch nicht wohl möglich. Als er starb, war Juliane noch sehr jung. Ich nahm sie gleich nach seinem Tode in mein Haus, und Gott sei Dank! sie hat viel Wohltaten hier genossen. Sie ist schön, sie ist tugendhaft; wem sollte ich sie also lieber gönnen als dir? Was meinst du? — — Antworte doch! Stehst du nicht da, als wenn du schliefest! — —

Damis. Ja, ja, Herr Vater. Nur eins ist noch dabei zu erwägen. — —

Chrysender. Du hast recht; freilich ist noch eins dabei zu erwägen: ob du dich nämlich geschickt befindest, bald ein öffentliches Amt anzunehmen, weil doch — —

Damis. Wie? geschickt? geschickt? Sie zweifeln also an meiner Geschicklichkeit? — Wie unglücklich bin ich, daß ich Ihnen nicht sogleich die unwidersprechlichsten Beweise geben kann! Doch es soll noch diesen Abend geschehen. Glauben Sie mir, noch diesen Abend. — — Die verdammte Post! Ich weiß auch nicht, wo sie bleibt.

Chrysender. Beruhige dich nur, mein Sohn. Die Frage geschah eben aus keinem Mißtrauen, sondern bloß weil ich glaube, es schicke sich nicht, eher zu heiraten, als bis man ein Amt hat; so wie es sich, sollte ich meinen, auch nicht wohl schickt, eher ein Amt anzunehmen, als bis man weiß, woher man die Frau bekommen will.

Damis. Ach, was heiraten? was Frau? Erlauben Sie mir, daß ich Sie allein lasse. Ich muß ihn gleich wieder auf die Post schicken. Anton! Anton! Doch es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen; ich muß nur selbst gehen.

Sechster Auftritt

Anton. Chrysender.

Anton. Ruft mich nicht Herr Damiſ? Wo iſt er? was ſoll ich?

Chrysender. Ich weiß nicht, was ihm im Kopfe ſteckt. Er ruft dich; er will dich auf die Poſt ſchicken; er beſinnt ſich, daß mit dir Schlingel nichts anzufangen iſt, und geht ſelber. Sage mir nur: willſt du zeitlebens ein Eſel bleiben?

Anton. Gemach, Herr Chrysender! ich nehme an den Torheiten Ihres Sohnes keinen Theil. Mehr als zwölfmal habe ich ihm heute ſchon auf die Poſt laufen müſſen. Er verlangt Briefe von Berlin. Iſt es meine Schuld, daß ſie nicht kommen?

Chrysender. Der wunderliche Heilige! Du biſt aber nun ſchon ſo lange um ihn; ſollteſt du nicht ſein Gemüt, ſeine Art zu denken ein wenig kennen?

Anton. Ha! ha! das kommt darauf hinaus, was wir Gelehrten die Kenntnis der Gemüter nennen? Darin bin ich Meiſter; bei meiner Ehre! Ich darf nur ein Wort mit einem reden; ich darf ihn nur anſehen: huſch habe ich den ganzen Menſchen weg! Ich weiß ſogleich, ob er vernünftig, oder eigensinnig, ob er freigebig, oder ein Knicker — —

Chrysender. Ich glaube gar, du zeigſt auf mich?

Anton. O lehren Sie ſich an meine Hände nicht! — — Ob er — —

Chrysender. Du ſollſt deine Kunſt gleich zeigen! Ich habe meinem Sohne eine Heirat vorgeschlagen: nun ſage einmal, wenn du ihn kennſt, was wird er tun?

Anton. Ihr Herr Sohn? Herr Damiſ? Verzeihen Sie mir, bei dem geht meine Kunſt, meine ſonſt ſo wohl verſuchte Kunſt, betteln.

Chrysender. Nu, Schurke, ſo geh mit, und prahle nicht!

Anton. Die Gemütsart eines jungen Gelehrten kennen wollen, und etwas daraus ſchließen wollen, iſt unmöglich;

und was unmöglich ist, Herr Chryfander — — das ist unmöglich.

Chryfander. Und wiefo?

Anton. Weil er gar keine hat.

Chryfander. Gar keine?

Anton. Nein, nicht gar keine; sondern alle Augenblicke eine andre. Die Bücher und die Exempel, die er liest, find die Winde, nach welchen sich der Wetterhahn feiner Gedanken richtet. Nur bei dem Kapitel von Heiraten stehen zu bleiben, weil das einmal auf dem Tapete ist, fo befinne ich mich, daß — — Denn vor allen Dingen müssen Sie wissen, daß Herr Damis nie etwas vor mir verborgen hat. Ich bin von jeher fein Vertrauter gewesen, und von jeher der, mit dem er sich immer am liebsten abgegeben hat. Ganze Tage, ganze Nächte haben wir manchmal auf der Univerfität mit einander disputiert. Und ich weiß nicht, er muß doch fo etwas an mir finden: etwa eine Eigenschaft, die er an andern nicht findet —

Chryfander. Ich will dir fagen, was das für eine Eigenschaft ist: deine Dummheit! Es ergötzt ihn, wenn er fieht, daß er gelehrter ist als du. Bift du nun vollends ein Schalk, und widerfpricht ihm nicht, und lobft ihn ins Geficht, und bewunderft ihn — —

Anton. Je verflucht! da verraten Sie mir ja meine ganze Politik! Wie fchlau ein alter Kaufmann nicht ist!

Chryfander. Aber vergiß das Hauptwerk nicht! Vom Heiraten — —

Anton. Ja darüber hat er schon Teufelsgrillen im Kopfe gehabt. Zum Exempel: ich weiß die Zeit, da er gar nicht heiraten wollte.

Chryfander. Gar nicht? fo muß ich noch heiraten. Ich werde doch meinen Namen nicht untergehen lassen? Der Böfewicht! Aber warum denn nicht?

Anton. Darum: weil es einmal Gelehrte gegeben hat, die geglaubt haben, der ehelose Stand sei für einen Gelehrten der schicklichste. Gott weiß, ob diese Herren allzu

geistlich oder allzu fleischlich sind gesinnt gewesen! Als ein künftiger Hagestolz hatte er sich auch schon auf verschiedene sinnreiche Entschuldigungen gefaßt gemacht. —

Chrysanter. Auf Entschuldigungen? Kann sich so ein ruchloser Mensch, der dieses heilige Sakrament — — Denn im Vorbeigehen zu sagen, ich bin mit unsern Theologen gar nicht zufrieden, daß sie den Ehestand für kein Sakrament wollen gelten lassen — — der, sage ich, dieses heilige Sakrament verachtet, kann sich der noch unterstehen, seine Gottlosigkeit zu entschuldigen? Aber, Kerl, ich glaube, du machst mir etwas weis, denn nur vorhin schien er ja meinen Vorschlag zu billigen.

Anton. Das ist unmöglich richtig zugegangen. Wie stellte er sich dabei an? Lassen Sie sehen: stand er etwa da, als wenn er vor den Kopf geschlagen wäre? sahe er etwa steif auf die Erde? legte er etwa die Hand an die Stirne? griff er etwa nach einem Buche, als wenn er darin lesen wollte? ließ er Sie etwa ungestört fortreden?

Chrysanter. Betroffen! du malst ihn, als ob du ihn gesehen hättest.

Anton. O da sieht es windig aus! Wann er es so macht, will er haben, daß man ihn für zerstreut halten soll. Ich kenne seine Mucken. Er hört alsdenn alles, was man ihm sagt; allein die Leute sollen glauben, er habe es vor vielem Nachsinnen nicht gehört. Er antwortet zuweilen auch; wenn man ihm aber seine Antwort wieder vorlegt, so wird er nimmermehr zugestehen, daß sie auf das gegangen sei, was man von ihm hat wissen wollen.

Chrysanter. Nun, wer noch nicht gestehen will, daß zu viel Gelehrsamkeit den Kopf verwirre, der verdient es selber zu erfahren. Gott sei Dank, daß ich in meiner Jugend gleich das rechte Maß zu treffen wußte! Omne nimium vertitur in vitulum: sagen wir Lateiner sehr spaßhaft. — — Aber Gott sei dem Bösewichte gnädig, wann er auf dem Vorsatze verharret! Wann er behauptet, es sei nicht nötig zu heiraten und Kinder zu zeugen, will er mir damit nicht

zu verstehn geben, es sei auch nicht nötig gewesen, daß ich ihn gezeugt habe? Der undankbare Sohn!

Anton. Es ist wahr, kein größerer Dank kann unter der Sonne sein, als wenn ein Sohn die viele Mühe nicht erkennen will, die sein Vater hat über sich nehmen müssen, um ihn in die Welt zu setzen.

Chrysender. Nein; gewiß, an mir soll der heilige Ehestand seinen Verteidiger finden!

Anton. Der Wille ist gut; aber lauter solche Verteidiger würden die Konsumtionsakzise ziemlich geringe machen.

Chrysender. Wieso?

Anton. Bedenken Sie es selbst! drei Weiber, und von der dritten kaum einen Sohn.

Chrysender. Kaum? was willst du mit dem kaum sagen, Schlingel?

Anton. Hui, daß Sie etwas Schlimmers darunter verstehn als ich.

Chrysender. Zwar im Vertrauen, Anton; wenn die Weiber vor zwanzig Jahren so gewesen wären, wie die Weiber jezo sind, ich würde auf wunderbare Gedanken geraten. Er hat gar zu wenig von mir! Doch die Weiber vor zwanzig Jahren waren so frech noch nicht, wie die jezigen; so treulos noch nicht, wie sie heutzutage sind; so lüstern noch nicht — —

Anton. Ist das gewiß? Nun wahrhaftig, so hat man meiner Mutter unrecht getan, die vor dreiunddreißig Jahren von ihrem Manne, der mein Vater nicht sein wollte, geschieden wurde! Doch das ist ein Punkt, woran ich nicht gern denke. Die Grillen Ihres Herrn Sohns sind lustiger.

Chrysender. Ärgerlicher, sprich! Aber sage mir, was waren denn seine Entschuldigungen?

Anton. Seine Entschuldigungen waren Einfälle, die auf seinem Miste nicht gewachsen waren. Er sagte zum Exempel, solange er unter vierzig Jahren sei, und ihn jemand um die Ursache fragen würde, warum er nicht heirate, wolle er antworten: er sei zum Heiraten noch zu jung. Wäre er

aber über vierzig Jahr, so wolle er sprechen: nunmehr sei er zum Heiraten zu alt. Ich weiß nicht, wie der Gelehrte hieß, der auch so soll gesagt haben. — Ein anderer Vorwand war der: er heiratete deswegen nicht, weil er alle Tage willens wäre, ein Mönch zu werden; und würde deswegen kein Mönch, weil er alle Tage gedächte zu heiraten.

Chryfander. Was? nun will er auch gar ein Mönch werden? Da sieht man, wohin so ein böses Gemüt, das keine Ehrfurcht für den heiligen Ehestand hat, verfallen kann! Das hätte ich nimmermehr in meinem Sohne gesucht!

Anton. Sorgen Sie nicht! bei Ihrem Sohne ist alles nur ein Übergang. Er hatte den Einfall in der Lebensbeschreibung eines Gelehrten gelesen; er hatte Geschmack daran gefunden, und sogleich beschlossen, ihn bei Gelegenheit als den seinen anzubringen. Bald aber ward die Grille von einer andern verjagt, so wie etwann, so wie etwann — — Schade, daß ich kein Gleichnis dazu finden kann! Kurz, sie ward verjagt. Er wollte nunmehr heiraten, und zwar einen rechten Teufel von einer Frau.

Chryfander. Wenn doch den Einfall mehr Narren haben wollten, damit andre ehrliche Männer mit bösen Weibern verschont blieben.

Anton. Ja, meinte er; es würde doch hübsch klingen, wenn es einmal von ihm heißen könnte: unter die Zahl der Gelehrten, welche der Himmel mit bösen Weibern gestraft hat, gehöret auch der berühmte Damis; gleichwohl kann sich die gelehrte Welt nicht über ihn beklagen, daß ihn dieses Hauskreuz nur im geringsten abgehalten hätte, ihr mit unzählbaren gelehrten Schriften zu dienen.

Chryfander. Mit Schriften! ja, die mir am teuersten zu stehen kommen. Was für Rechnungen habe ich nicht schon an die Buchdrucker bezahlen müssen! Der Bösewicht!

Anton. Geduld! er hat auch erst angefangen zu schreiben! Es wird schon besser kommen.

Chrysender. Besser? vielleicht damit man ihn endlich einmal auch unter die zählen kann, die ihren Vater arm geschrieben haben?

Anton. Warum nicht? wenn es ihm Ehre brächte — —

Chrysender. Die verdammte Ehre!

Anton. Um die tut ein junger Gelehrter alles! Wann es auch nach seinem Tode heißen sollte: unter diejenigen Gelehrten, die zum Teufel gefahren sind, gehört auch der berühmte Damiß! was schadet das? Genug, er heißt gelehrt; er heißt berühmt — —

Chrysender. Kerl, du erschreckst mich! Aber du, der du weit älter bist als er, kannst du ihn nicht dann und wann zurechte weisen? — —

Anton. O, Herr Chrysender! Sie wissen wohl, daß ich keinen Gehalt als Hofmeister bekomme. Und dazu meine Dummheit — —

Chrysender. Ja, die du annimmst, um ihn desto dümmer zu machen.

Anton (beiseite). St! der kennt mich. — Aber glauben Sie, daß es ihm mit der bösen Frau ein Ernst war? nichts weniger! Eine Stunde darauf wollte er sich eine gelehrte Frau aussuchen.

Chrysender. Nun, das wäre doch noch etwas Kluges!

Anton. Etwas Kluges? nach meiner unvorgreiflichen Meinung ist es gleich der dümmste Einfall, den er hat haben können. Eine gelehrte Frau! bedenken Sie doch! eine gelehrte Frau; eine Frau wie Ihr Herr Sohn! Zittern und Entsetzen möchte einem ehrlichen Kerl ankommen. Wahrhaftig! ehe ich mir eine Gelehrte aufhängen ließ' — —

Chrysender. Narre, Narre! sie gehen unter andern Leuten, als du bist, reißend weg. Wann ihrer nur viel wären, wer weiß, ob ich mir nicht selbst eine wählte.

Anton. Kennen Sie Karlinien?

Chrysender. Karlinien? Nein.

Anton. Meinen ehemaligen Kameraden? meinen guten Freund? kennen Sie den nicht?

Chrysender. Nein doch, nein.

Anton. Er trug ein hechtgraues Kleid, mit roten Aufschlägen, und auf seiner Sonntagsmontur rote und blaue Achselbänder. Sie müssen ihn bei mir gesehen haben. Er hatte eine etwas lange Nase. Sie war ein Erbstück; denn er wollte aus der Geschichte wissen, daß schon sein Ururältervater, der ehedem einem gewissen Turnier als Stallknecht beigewohnt, eine ebenso lange gehabt habe. Sein einziger Fehler war, daß er etwas krumme Beine hatte. Besinnen Sie sich nun?

Chrysender. Soll ich denn alle das Lumpengesindel kennen, das du kennst? Und was willst du denn mit ihm?

Anton. Sie kennen ihn also im Ernste nicht? O! da kennen Sie einen sehr großen Geist weniger. Ich will Sie zu seiner Bekanntschaft verhelfen; ich gelte etwas bei ihm.

Chrysender. Ich glaube, du schwärmst manchmal so gut als mein Sohn. Wie kömmt du denn auf die Poffen?

Anton. Eben der Karlin, will ich sagen — — O! es ist ärgerlich, daß Sie ihn nicht kennen. — — Eben der Karlin, sage ich, hat einmal bei einem Herrn gedient, der eine gelehrte Frau hatte. Der verzweifelte Vogel — — er sah gut aus, und wie nun der Appetit sich nach dem Stande nicht richtet — — kurz, er mußte sie näher gekannt haben. Wo hätte er sonst soviel Verstand her? Endlich merkte es auch sein Herr, daß er bei der Frau in die Schule ging. Er bekam seinen Abschied, ehe er sich's versah. Die arme Frau!

Chrysender. Ach schweig! ich mag weder deine noch meines Sohnes Grillen länger mit anhören.

Anton. Noch eine hören Sie; und zwar die, welche zuletzt seine Leibgrille ward: er wollte mehr als eine Frau heiraten.

Chrysender. Aber eine nach der andern.

Anton. Nein, wenigstens ein halb Duzend auf einmal. Der Bibel, der Obrigkeit und dem Gebrauche zum Trutze! Er las damals gleich ein Buch — —

Chrysender. Die verdammten Bücher! Kurz, ich will nicht weiter hören. Es soll ihm schon vergehen, mehr als eine zu nehmen, wenn er nur erst die genommen hat, die ich jetzt für ihn im Kopfe habe. Und was meinst du wohl, Anton? quid putas? wie wir Lateiner reden; wird er's tun?

Anton. Vielleicht; vielleicht nicht. Wenn ich wüßte was er für ein Buch zuletzt gelesen hätte, und wenn ich dieses Buch selbst lesen könnte, und wenn — —

Chrysender. Ich sehe schon, ich werde deine Hilfe nötig haben. Du bist zwar ein Sauner, aber ich weiß auch, man kömmt jetzt mit Betriegern weiter als mit ehrlichen Leuten.

Anton. Ei, Herr Chrysender, für was halten Sie mich?

Chrysender. Ohne Komplimente, Herr Anton! Ich verspreche dir eine Belohnung, die deinen Verdiensten gemäß sein soll, wenn du meinen Sohn quovis modo, wie wir Lateiner reden, durch Wahrheiten oder durch Lügen, durch Ernst oder Schraubereien, vel sic, vel aliter, wie wir Lateiner reden, Julianen zu heiraten bereden kannst.

Anton. Wen? Julianen?

Chrysender. Julianen; illam ipsam.

Anton. Unsere Mamsell Juliane? Ihr Mündel? Ihre Pflgetochter?

Chrysender. Kennst du eine andre?

Anton. Das ist unmöglich, oder das, was ich von ihr gehört habe, muß nicht wahr sein.

Chrysender. Gehört? so? hast du etwas von ihr gehört? doch wohl nichts Böses?

Anton. Nichts Gutes war es freilich nicht.

Chrysender. Ei! ich habe auf das Mädchen so große Stücke gehalten. Sie wird doch nicht etwa mit einem jungen Kerl — — he?

Anton. Wenn es nichts mehr wäre! so ein Klein Fehlerchen entschuldigt die Mode. Aber, es ist noch etwas weit Ärgers für eine gute Jungfer, die gerne nicht länger Jungfer sein möchte.

Chryfander. Noch etwas weit Ärgers? ich versteh' dich nicht.

Anton. Und Sie sind gleichwohl ein Kaufmann?

Chryfander. Noch etwas weit Ärgers? Ich habe immer geglaubt, Eingezogenheit und gute Sitten wären das Vornehmste —

Anton. Nicht mehr! nicht mehr! vor zwanzig Jahren wohl, wie Sie vorher selbst weislich erinnerten.

Chryfander. Nun so erkläre dich deutlicher. Ich habe nicht Lust deine närrischen Gedanken zu erraten.

Anton. Und nichts ist doch leichter. Mit einem Worte: sie soll kein Geld haben. Man hat mir gesagt, in Ansehung ihres Vaters, der Ihr guter Freund gewesen wäre, hätten Sie Julianen, von ihrem neunten Jahre an, zu sich genommen, und aus Barmherzigkeit erzogen.

Chryfander. Da hat man dir nun wohl keine Lügen gesagt; gleichwohl aber soll sie doch kein andrer haben als mein Sohn, wann nur er — — Denn sieh, Anton, ich muß dir das ganze Rätsel erklären. — Es liegt nur an mir, Julianen in kurzer Zeit reich zu machen.

Anton. Ja, durch Ihr eigen Geld; und auf diese Art könnten Sie auch mich wohl reich machen. Wollen Sie so gut sein?

Chryfander. Nein, nicht durch mein eigen Geld. — Kannst du schweigen?

Anton. Versuchen Sie es.

Chryfander. Höre also; mit Julianens Vermögen steht es so: ihr Vater kam durch einen Prozeß, den er endlich doch mußte liegen lassen, kurz vor seinem Tode, um alle das Seine. Jetzt nun ist mir ein gewisses Dokument in die Hände gefallen, das er lange vergebens suchte, und das dem ganzen Handel ein ander Ansehen gibt. Es kommt nur darauf an, daß ich so viel Geld hergebe, den Prozeß wieder anzufangen. Das Dokument selbst habe ich bereits an meinen Advokaten nach Dresden geschickt. — —

Anton. Gott sei Dank! daß Sie wieder zum Kaufmanne

werden! Vorhin hätte ich bald nicht gewußt, was ich aus Ihnen machen sollte, — — Aber Julianens Einwilligung haben Sie doch schon?

Chrysender. O! das gute Kind will mir, wie es spricht, in allem gehorchen. Unterdeßsen hat sich doch schon Valer auf sie gespitzt. Er hat mir vor einiger Zeit auch seine Gedanken deshalb eröffnet. Ehe ich das Dokument bekam — —

Anton. Ja, da war uns an Julianen so viel nicht gelegen. Sie machten ihm also Hoffnung?

Chrysender. Freilich! Er ist heute von Berlin wieder zurückgekommen, und hat sich auch schon bei mir melden lassen. Ich besorge, ich besorge — — Doch wenn mein Sohn nur will — — Und diesen, Anton, du verstehst mich — — Ein Narr ist auf viel Seiten zu fassen; und ein Mann, wie du, kann auf viel Seiten fassen. — Du wirst sehen, daß ich erkenntlich bin.

Anton. Und Sie, daß ich ganz zu Ihren Diensten bin, zumal wenn mich die Erkenntlichkeit zuerst herausfordert, und —

Siebenter Auftritt

Anton. Chrysender. Juliane.

Juliane. Kommen Sie doch, Herr Chrysender, kommen Sie doch hurtig herunter. Herr Valer ist schon da, Ihnen seine Aufwartung zu machen.

Chrysender. Tut Sie doch ganz fröhlich, mein Jungferchen!

Anton (sachte zu Chrysendern). Hui! daß Valer schon den Vogel gefangen hat.

Chrysender. Das wäre mir gelegen.

(Anton und Chrysender gehen ab.)

Achter Auftritt

Juliane. Lisette.

Lisette (guckt aus dem Kabinett). Bst! bst! bst!

Juliane. Nun, wem gilt das? Lisette? bist du's? Was machst du denn hier?

Lisette. Ja, das werden Sie wohl nimmermehr glauben, daß ich und Damis schon so weit miteinander gekommen sind, daß er mich verstecken muß. Schon kann ich ihn um einen Finger wickeln! Noch eine Unterredung, wie vorhin, so habe ich ihn im Sacke.

Juliane. Und also hätte ich wohl, in allem Scherze, einen recht guten Einfall gehabt? Wollte doch der Himmel, daß die Verbindung, die sein Vater zwischen uns — —

Lisette. Ach, sein Vater! der Schalk, der Seizhals! Jetzt habe ich ihn kennen lernen.

Juliane. Was gibst du ihm für Titel? Seine Gütigkeit ist nur gar zu groß. Seine Wohltaten vollkommen zu machen, trägt er mir die Hand seines Sohnes, und mit ihr sein ganzes Vermögen an. Aber wie unglücklich bin ich dabei! — Dankbarkeit und Liebe, Liebe gegen den Vater, und Dankbarkeit — —

Lisette. Noch vor einer Minute war ich in eben dem Irrtume. Aber glauben Sie mir nur, ich weiß es nunmehr aus seinem Munde: nicht aus Freundschaft für Sie, sondern aus Freundschaft für Ihr Vermögen will er diese Verbindung treffen.

Juliane. Für mein Vermögen? du schwärmst. Was habe ich denn, das ich nicht von ihm hätte?

Lisette. Kommen Sie, kommen Sie. Hier ist der Ort nicht, viel zu schwatzen. Ich will Ihnen alles erzählen, was ich gehört habe.

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Lisette. Valer. Juliane.

Lisette (noch innerhalb der Szene). Nur hier herein; Herr Damis ist ausgegangen. Sie können hier schon ein Wörtchen miteinander im Vertrauen reden.

Juliane. Ja, Valer, mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin ihm zu viel schuldig; er hat durch seine Wohltaten das größte Recht über mich erhalten. Es koste mir was es wolle; ich muß die Heirat eingehen, weil es Chrysender verlangt. Oder soll ich etwa die Dankbarkeit der Liebe aufopfern? Sie sind selbst tugendhaft, Valer, und Ihr Umgang hat mich edler denken gelehrt. Mich Ihrer wert zu zeigen, muß ich meine Pflicht, auch mit dem Verluste meines Glückes, erfüllen.

Lisette. Eine wunderbare Moral! wahrhaftig!

Valer. Aber wo bleiben Versprechung, Schwur, Treue? Ist es erlaubt, um eine eingebildete Pflicht zu erfüllen, einer andern, die uns wirklich verbindet, entgegen zu handeln?

Juliane. Ach Valer, Sie wissen es besser, was zu solchen Versprechungen gehört. Mißbrauchen Sie meine Schwäche nicht. Die Einwilligung meines Vaters war nicht dabei.

Valer. Was für eines Vaters? — —

Juliane. Desjenigen, dem ich für seine Wohltaten diese Benennung schuldig bin. Oder halten Sie es für keine

Wohltaten, der Armut und allen ihren unseligen Folgen entrissen zu werden? Ach Valer, ich würde Ihr Herz nicht besitzen, hätte nicht Chryсандers Sorgfalt mich zur Tugend und Anständigkeit bilden lassen.

Valer. Wohltaten hören auf Wohltaten zu sein, wenn man sucht, sich für sie bezahlt zu machen. Und was tut Chrysender anders, da er Sie, allzu gewissenhafte Juliane, nur deswegen mit seinem Sohne verbinden will, weil er ein Mittel sieht, Ihnen wieder zu dem größten Teile Ihres väterlichen Vermögens zu verhelfen?

Juliane. Fußen Sie doch auf eine so wunderbare Nachricht nicht. Wer weiß, was Lisette gehört hat?

Lisette. Nichts, als was sich vollkommen mit seiner übrigen Aufführung reimt. Ein Mann, der seine Wohltaten schon ausposaunet, der sie einem jeden auf den Fingern vorzurechnen weiß, sucht etwas mehr als das bloße Gotteslohn. Und wäre es etwa die erste Träne, die Ihnen aus Verdruß, von einem so eigennützig freigebigen Manne abzuhangen, entfahren ist?

Valer. Lisette hat recht! — — Aber ich empfinde es leider; Juliane liebt mich nicht mehr.

Juliane. Sie liebt Sie nicht mehr? Dieser Verdacht fehlte noch, ihren Kummer vollkommen zu machen. Wann Sie wüßten, wieviel es ihr, gegen die Ratschläge der Liebe taub zu sein, koste; wann Sie wüßten, Valer — — ach, die mißtrauischen Mannspersonen!

Valer. Legen Sie die Furcht eines Liebhabers, dessen ganzes Glück auf dem Spiele steht, nicht falsch aus. Sie lieben mich also noch? und wollen sich einem andern überlassen?

Juliane. Ich will? Könnten Sie mich empfindlicher martern? Ich will? — — Sagen Sie: ich muß.

Valer. Sie müssen? — — Noch ist nie ein Herz gezwungen worden als dasjenige, dem es lieb ist, den Zwang zu seiner Entschuldigung machen zu können — —

Juliane. Ihre Vorwürfe sind so fein, so fein! daß ich Sie vor Verdruß verlassen werde.

Valer. Bleiben Sie, Juliane; und sagen Sie mir wenigstens, was ich dabei tun soll?

Juliane. Was ich tue; dem Schicksale nachgeben.

Valer. Ach, lassen Sie das unschuldige Schicksal aus dem Spiele!

Juliane. Das unschuldige? und ich werde also wohl die Schuldige sein? Halten Sie mich nicht länger — —

Lisette. Wann ich mich nun nicht bald darzwischen lege, so werden sie sich vor lauter Liebe zanken. — Was Sie tun sollen, Herr Valer? eine große Frage! Himmel und Hölle rege machen, damit die gute Jungfer nicht muß! Den Vater auf andre Gedanken bringen; den Sohn auf Ihre Seite ziehen. — — Mit dem Sohne zwar hat es gute Wege; den überlassen Sie nur mir. Der gute Dams! Ich bin ohne Zweifel das erste Mädchen, das ihm schmeichelt, und hoffe dadurch auch das erste zu werden, das von ihm geschmeichelt wird. Wahrhaftig; er ist so eitel, und ich bin so geschickt, daß ich mich wohl noch zu seiner Frau an ihm loben wollte, wenn der verzweifelte Vater nicht wäre! — — Sehen Sie, Herr Valer, der Einfall ist von Mamsell Julianen! Erfinden Sie nun eine Schlinge für den Vater — —

Juliane. Was sagst du, Lisette? von mir? O Valer, glauben Sie solch rasendes Zeug nicht! Habe ich dir etwas anders befohlen, als ihm einen schlechten Begriff von mir beizubringen?

Lisette. Ja, recht; einen schlechten von Ihnen — und wenn es möglich wäre, einen desto bessern von mir.

Juliane. Nein, es ist mit euch nicht auszuhalten — —

Valer. Erklären Sie wenigstens, liebste Juliane — —

Juliane. Erklären? und was? Vielleicht, daß ich Ihnen in die Arme rennen will, und wenn ich auch alle Tugenden beleidigen sollte? daß ich mich mit einer Begierde, mit einem Eifer die Ihrige zu werden bemühen will, die mich in Ihren Augen notwendig einmal verächtlich machen müssen? Nein, Valer — —

Lisette. Hören Sie denn nicht, daß sie uns gern freie

Hand lassen will? Sie macht es wie die schöne Aspasia — — oder wie hieß die Prinzessin in dem dicken Romane? Zwei Ritter machten auf sie Anspruch. Schlagt euch mit einander, sagte die schöne Aspasia: wer den andern überwindet, soll mich haben. Gleichwohl aber war sie dem Ritter in der blauen Rüstung günstiger als dem andern — —

Juliane. Ach, die Närrin, mit ihrem blauen Ritter — — (reißt sich los und geht ab.)

Zweiter Auftritt

Lisette. Valer.

Lisette. Ha! ha! ha!

Valer. Mir ist nicht lächerlich, Lisette.

Lisette. Nicht? Ha! ha! ha!

Valer. Ich glaube, du lachst mich aus?

Lisette. O so lachen Sie mit! Oder ich muß noch einmal darüber lachen, daß Sie nicht lachen wollen. Ha! ha! ha!

Valer. Ich möchte verzweifeln! In der Ungewißheit, ob sie mich noch liebt —

Lisette. Ungewißheit? Sind denn alle Mannspersonen so schwer zu überreden? Werden sie denn alle zu solchen ängstlichen Zweiflern, sobald sie die Liebe ein wenig erhitzt? Lassen Sie Ihre Grillen fahren, Herr Valer, oder ich lache aufs neue. Spannen Sie vielmehr Ihren Verstand an, etwas auszusinnen, um den alten Chrysander — —

Valer. Chrysander traut mir nicht, und kann mir nicht trauen. Er kennt meine Neigung zu Julianen. Alle mein Zureden würde umsonst sein; er würde den Eigennutz, die Quelle davon, gar bald entdecken. Und wenn ich auch eine völlige Anwerbung tun wollte; was würde es helfen? Er ist deutsch genug, mir gerade ins Gesicht zu sagen, daß ich seinem Sohne hier nachstehen müsse, welcher wegen der Wohltaten des Vaters das größte Recht auf Julianen habe. — — Was soll ich also anfangen?

Lisette. Mit den wunderlichen Leuten, die nur überall den ebenen Weg gehen wollen! Hören Sie was mir eingefallen ist. Das Dokument, oder wie der Quarz heißt, ist das einzige was Chryсандern zu dieser Heirat Lust macht, so daß er es schon an seinen Advokaten geschickt hat. Wie wenn man von diesem Advokaten einen Brief unterschreiben könnte, in welchem — — in welchem — —

Valer. In welchem er ihm die Gültigkeit des Dokuments verdächtig macht; willst du sagen? Der Einfall ist so unrecht nicht! Aber — wenn ihm nun einmal der Advokate ganz das Gegentheil schreibt, so ist ja unser Betrug am Tage.

Lisette. Was für ein Einwurf! Freilich müssen Sie ihn stimmen. Es ist von jeher gebräuchlich gewesen, daß es sich ein Liebhaber etwas muß kosten lassen.

Valer. Wenn nun aber der Advokat ehrlich ist?

Lisette. Tun Sie doch, als ob Sie seit vier Wochen erst in der Welt wären. Wie die Geschenke, so ist der Advokat. Kommen gar keine, so ist der niederträchtigste Betrieger der redlichste Mann. Kommen welche, aber nur kleine, so hält das Gewissen noch so ziemlich das Gleichgewicht. Es steigen alsdann wohl Versuchungen bei ihm auf; allein die kleinste Betrachtung schlägt sie wieder nieder. Kommen aber nur recht ansehnliche, so ist gar bald der ehrlichste Advokat nicht mehr der ehrlichste. Er legt die Ehrlichkeit mit den geschenkten Goldstücken in den Schatz, wo jene eher zu rosten anfängt als diese. Ich kenne die Herren!

Valer. Dein Urteil ist zu allgemein. Nicht alle Personen von einerlei Stande sind auf einerlei Art gesinnet. Ich kenne verschiedene alte rechtschaffene Sachwalter — —

Lisette. Was wollen Sie mit Ihren alten? Es ist eben, als wenn Sie sagten, die großen runden Aufschläge, die kleinen spitzigen Knöpfe, die erschrecklichen Halskrausen, aus welchen man Schiffssegel machen könnte, die viereckigten breiten Schuhe, die tiefen Taschen, kurz die ganze Tracht,

wie sich etwa Ihre Paten an Ehrentagen mögen ausstaffiert haben, wären noch jetzt Mode, weil man noch manchmal hier und da einige gebückte zitternde Männerchen über die Gassen so schleichen sieht. Lassen Sie nur noch die und Ihr paar alte rechtschaffene Advokaten sterben; die Mode und die Redlichkeit werden einen Weg nehmen.

Valer. Man hört doch gleich, wenn das Frauenzimmer am beredtesten ist!

Lisette. Sie meinen etwa, wenn es ans Lästern geht? O wahrhaftig! des bloßen Lästerns wegen habe ich soviel nicht geplaudert. Meine vornehmste Absicht war, Ihnen beizubringen, wieviel überall das Geld tun könne, und was für ein vortreffliches Spiel ein Liebhaber in den Händen hat, wenn er gegen alle freigebig ist, gegen die Sebieterin, gegen den Advokaten und — — Dero Dienerin (sie macht eine Verbeugung.)

Valer. Verlaß dich auf meine Erkenntlichkeit. Ich verspreche dir eine recht ansehnliche Ausstattung, wenn wir glücklich sind — —

Lisette. Ei, wie fein! eine Ausstattung? Sie hoffen doch wohl nicht, daß ich übrig bleiben werde?

Valer. Wann du das befürchtest, so verspreche ich dir den Mann darzu. — — Doch komm nur; Juliane wird ohne Zweifel auf uns warten. Wir wollen gemeinschaftlich untre Sachen weiter überlegen.

Lisette. Sehen Sie nur voran; ich muß noch hier verziehen, um meinem jungen Gelehrten —

Valer. Er wird vielleicht schon unten bei dem Vater sein.

Lisette. Wir müssen uns alleine sprechen. Sehen Sie nur! Sie haben ihn doch wohl noch nicht gesprochen?

Valer. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich es ganz und gar überhoben sein könnte! Seinetwegen würde ich dieses Haus fliehen, ärger als ein Tollhaus, wenn nicht ein angenehmerer Gegenstand — —

Lisette. So gehen Sie doch, und lassen Sie den angenehmeren Gegenstand nicht länger auf sich warten. (Valer geht ab.)

Dritter Auftritt

Anton. Lisette.

Anton. Nu? was will die! in meines Herrn Studierstube? Jetzt ging Valer heraus; vor einer Weile Juliane; und du bist noch da? Ich glaube gar, ihr habt eure Zusammenkünfte hier. Warte, Lisette! das will ich meinem Herrn sagen. Ich will mich schon rächen; noch für das Gestridge; besinnst du dich?

Lisette. Ich glaube, du kusst? Was willst du mit deinem Gestridge?

Anton. Eine Maulschelle vergißt sich wohl bei dem leicht, der sie gibt, aber der, dem die Zähne davon gewackelt haben, der denkt eine Zeitlang daran. Warte nur! warte!

Lisette. Wer heißt dich, mich küssen?

Anton. Doch Stern, wie gemein würden die Maulschellen sein, wenn alle die welche bekommen sollten, die euch küssen wollen. — Jetzt soll dich mein Herr dafür wacker —

Lisette. Dein Herr? der wird mir nicht viel tun.

Anton. Nicht? Wievielmahl hat er es nicht gesagt, daß so ein heiliger Ort, als eine Studierstube ist, von euch, unreinen Geschöpfen, nicht müsse entheiligt werden? Der Gott der Gelehrsamkeit — — warte, wie nennt er ihn? — — Apollo — könne kein Weibsbild leiden. Schon der Geruch davon wäre ihm zuwider. Er fliehe davor, wie der Stößer vor den Tauben. — Und du denkst, mein Herr würde es so mit ansehen, daß du ihm den lieben Gott von der Stube treibest?

Lisette. Ich glaube gar, du Narre denkst, der liebe Gott sei nur bei euch Mannspersonen? Schweig, oder — —

Anton. Ja, so eine, wie gestern vielleicht?

Lisette. Noch eine beßre! der Pinsel hätte gestern mehr als eine verdient. Er kommt zu mir; es ist finster; er will mich küssen; ich stoße ihn zurück, er kommt wieder; ich schlage ihn aufs Maul, es tut ihm weh; er läßt nach; er

schimpft; er geht fort — — Ich möchte dir gleich noch eine geben, wenn ich daran denke.

Anton. Ich hätte es also wohl abwarten sollen, wie oft du deine Karesse hättest wiederholen wollen?

Lisette. Gesezt, es wären noch einige gefolgt, so würden sie doch immer schwächer und schwächer geworden sein. Vielleicht hätten sich die letztern gar — — doch so ein dummer Teufel verdient nichts.

Anton. Was hör' ich? ist das dein Ernst, Lisette? Bald hätte ich Lust, die Maulschelle zu vergessen, und mich wieder mit dir zu vertragen.

Lisette. Halte es, wie du willst. Was ist mir jetzt an deiner Sunst gelegen? Ich habe ganz ein ander Wildbret auf der Spur.

Anton. Ein anders? au weh, Lisette! Das war wieder eine Ohrfeige, die ich so bald nicht vergessen werde! Ein anders? Ich dächte, du hättest an einem genug, das dir selbst ins Netz gelaufen ist.

Lisette. Und drum eben ist nichts dran. — Aber sage mir, wo bleibt dein Herr?

Anton. Danke du Gott, daß er so lange bleibt; und mache, daß du hier fortkömmst. Wann er dich trifft, so bist du in Gefahr, herausgeprügelt zu werden.

Lisette. Dafür laß mich sorgen! Wo ist er denn? ist er von der Post noch nicht wieder zurück?

Anton. Woher weißt du denn, daß er auf die Post gegangen ist?

Lisette. Genug, ich weiß es. Er wollte dich erst schicken. Aber wie kam es denn, daß er selbst ging? Hal! hal! hal! „Es ist mit dem Schlingel nichts anzufangen.“ Wahrhaftig, das Lob macht mich ganz verliebt in dich.

Anton. Wer Henker muß dir das gesagt haben?

Lisette. O niemand; sage mir nur, ist er wieder da?

Anton. Schon längst; unten ist er bei seinem Vater.

Lisette. Und was machen sie miteinander?

Anton. Was sie machen? sie zanken sich.

Lisette. Der Sohn will gewiß den Vater von seiner Geschicklichkeit überführen?

Anton. Ohne Zweifel muß es so etwas sein. Damis ist ganz außer sich: er läßt den Alten kein Wort aufbringen; er rechnet ihm tausend Bücher her, die er gesehen; tausend, die er gelesen hat; andere tausend, die er schreiben will, und hundert kleine Bücherchen, die er schon geschrieben hat. Bald nennt er ein Duzend Professore, die ihm sein Lob schriftlich, mit untergedrucktem Siegel, nicht umsonst, gegeben hätten; bald ein Duzend Zeitungsschreiber, die eine vortreffliche Posaune für einen jungen Gelehrten sind, wenn man ein silbernes Mundstück darauf steckt; bald ein Duzend Journalisten, die ihn alle zu ihrem Mitarbeiter flehentlich erbeten haben. Der Vater sieht ganz erstaunt; er ist um die Gesundheit seines Sohnes besorgt; er ruft einmal über das andre: Sohn, erhitze dich doch nicht so! schone deine Lunge! ja doch, ich glaub' es! gib dich zufrieden! es war so nicht gemeint!

Lisette. Und Damis? — —

Anton. Und Damis läßt nicht nach. Endlich greift sich der Vater an; er überschreit ihn mit Gewalt, und besänftiget ihn mit einer Menge solcher Lobsprüche, die in der Welt niemand verdient hat, verdient, noch verdienen wird. Nun wird der Sohn wieder vernünftig, und nun — — ja nun schreiten sie zu einem andern Punkte, zu einer andern Sache, — — zu — —

Lisette. Wozu denn?

Anton. Gott sei Dank, mein Maul kann schweigen!

Lisette. Du willst mir es nicht sagen?

Anton. Nimmermehr! ich bin zwar sonst ein schlechter Kerl; aber wenn es auf die Verschwiegenheit ankommt — —

Lisette. Lerne ich dich so kennen?

Anton. Ich dächte, das sollte dir lieb sein, daß ich schweigen kann; und besonders von Heiratsachen, oder was dem anhängig ist — —

Lisette. Weißt du nichts mehr? O das habe ich längst gewußt.

Anton. Wie schön sie mich über den Tölpel stoßen will. Also wäre es ja nicht nötig, daß ich dir es sagte? — —

Lisette. Freilich nicht! aber mich für dein schelmisches Mißtrauen zu rächen, weiß ich schon, was ich tun will. Du sollst es gewiß nicht mehr wagen, gegen ein Mädchen von meiner Profession verschwiegen zu sein! Besinnst du dich, wie du von deinem Herrn vor kurzem gesprochen hast?

Anton. Besinnen? ein Mann der in Geschäften sitzt, der einen Tag lang so viel zu reden hat wie ich, soll sich der auf allen Bettel besinnen?

Lisette. Seinen Herrn verleumden ist etwas mehr, sollte ich meinen.

Anton. Was? verleumden?

Lisette. Ha, ha! Herr Mann, der in Geschäften sitzt, besinnen Sie sich nun? Was haben Sie vorhin gegen seinen Vater von ihm geredt?

Anton. Das Mädchel muß den Teufel haben, oder der verzweifelte Alte hat geplaudert. Aber höre, Lisette, weißt du es gewiß, was ich gesagt habe? Was war es denn? Laß einmal hören.

Lisette. Du sollst alles hören, wenn ich es deinem Herrn erzählen werde.

Anton. O wahrhaftig, ich glaube du machst Ernst daraus. Du wirfst mir doch meinen Kredit bei meinem Herrn nicht verderben wollen? Wenn du wirklich etwas weißt, so sei keine Närrin! — Daß ihr Weibsvolk doch niemals Spaß versteht! Ich habe dir eine Ohrfeige vergeben, und du willst dich, einer Kleinen Neckerei wegen, rächen? Ich will dir ja alles sagen.

Lisette. Nun so sage — —

Anton. Aber du sagst doch nichts? — —

Lisette. Je mehr du sagen wirfst; je weniger werde ich sagen.

Anton. Was wird es sonst viel sein, als daß der Vater

dem Sohne nochmals die Heirat mit Julianen vorschlug? Damis schien ganz aufmerksam zu sein, und — — weiter kann ich dir nichts sagen.

Lisette. Weiter nichts? Gut, gut, dein Herr soll alles erfahren.

Anton. Um des Himmels willen, Lisette; ich will dir es nur gestehn.

Lisette. Nun so gesteh!

Anton. Ich will dir es nur gestehen, daß ich wahrhaftig nichts mehr gehört habe. Ich wurde eben weggeschickt. Nun weißt du wohl, wenn man nicht zugegen ist, so kann man nicht viel hören — —

Lisette. Das versteht sich. Aber was meinst du, wird Damis sich dazu entschlossen haben?

Anton. Wenn er sich noch nicht dazu entschlossen hat, so will ich mein Äußerstes anwenden, daß er es noch tut. Ich soll für meine Mühe bezahlt werden, Lisette; und du weißt wohl, wenn ich bezahlt werde, daß alsdann auch du — —

Lisette. Ja, ja, auch ich verspreche dir's: du sollst redlich bezahlt werden! — Unterstehe dich! —

Anton. Wie?

Lisette. Habe einmal das Herz!

Anton. Was?

Lisette. Dummkopf! meine Jungfer will deinen Damis nicht haben —

Anton. Was tut das? —

Lisette. Folglich ist mein Wille, daß er sie auch nicht bekommen soll.

Anton. Folglich, wenn sie mein Herr wird haben wollen, so wird mein Wille sein müssen, daß er sie bekommen soll.

Lisette. Höre doch! du willst mein Mann werden, und einen Willen für dich haben? Bürschchen, das laß dir nicht einkommen! Dein Wille muß mein Wille sein, oder —

Anton. St! poß Element! er kömmt; hörst du? er kömmt! Nun sieh ja, wo der Zimmermann das Loch ge-

lassen hat. Verstecke dich wenigstens; verstecke dich! Er bringt sonst mich und dich um.

Lisette (beiseite). Halt, ich will beide betriegen! — — Wo denn aber hin? wohin? in das Kabinett?

Anton. Ja, ja, nur unterdessen hinein. Vielleicht geht er bald wieder fort. — — Und ich, ich will mich geschwind hieher setzen — — (er setzt sich an den Tisch, nimmt ein Buch in die Hand, und tut, als ob er den Damiis nicht gewahr würde).

Vierter Auftritt

Anton. Damiis.

Anton (vor sich). Ja, die Gelehrten — wie glücklich sind die Leute nicht! — — Ist mein Vater nicht ein Esel gewesen, daß er mich nicht auch auf ihre Profession gethan hat! Zum Henker, was muß es für eine Lust sein, wenn man alles in der Welt weiß, so wie mein Herr! — — Pötz Stern, die Bücher alle zu verstehn! — — Wenn man nur darunter sitzt, man mag darin lesen, oder nicht, so ist man schon ein ganz anderer Mensch! — — Ich fühl's, wahrhaftig ich fühl's, der Verstand duftet mir recht daraus entgegen. — Gewiß, er hat recht; ohne die Gelehrsamkeit ist man nichts als eine Bestie. — — Ich dumme Bestie! — — (beiseite) Nun, wie lange wird er mich noch schimpfen lassen? — — Wir sind doch närrisch gepaaret, ich und mein Herr! — — Er gibt dem Gelehrtesten, und ich dem Ungelehrtesten nichts nach. — — Ich will auch noch heute anfangen zu lesen. — — Wenn ich ein Loch von achtzig Jahren in die Welt lebe, so kann ich schon noch ein ganzer Kerl werden. — — Nur frisch angefangen! Da sind Bücher genug! — — Ich will mir das Feinste aussuchen; denn anfangs muß man sich nicht übernehmen. — — Ha! da finde ich ein allerliebstes Büchelchen. — — In so einem muß es sich mit Lust studieren lassen. — — Nur frisch angefangen, Anton! — — Es wird doch gleichviel sein, ob hinten oder

vorne? — — Wahrhaftig, es wäre eine Schande für meinen so erstaunlich, so erschrecklich, so abscheulich gelehrten Herrn, wenn er länger einen so dummen Bedienten haben sollte —

Damis (indem er sich ihm vollends nähert). Ja freilich wäre es eine Schande für ihn.

Anton. Hilf Himmel! mein Herr — —

Damis. Erschrick nur nicht! Ich habe alles gehört — —

Anton. Sie haben alles gehört? — — Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich etwas Unrechtes gesprochen habe. — — Ich war so eingenommen, so eingenommen von der Schönheit der Gelehrsamkeit — — verzeihen Sie mir meinen dummen Streich — — daß ich selbst noch gelehrt werden wollte.

Damis. Schimpfe doch nicht selbst den Äugsten Einfall, den du zeitlebens gehabt hast.

Anton. Vor zwanzig Jahren möchte er Flug genug gewesen sein.

Damis. Glaube mir; noch bist du zu den Wissenschaften nicht zu alt. Wir können in unsrer Republik schon mehrere aufweisen, die sich gleichfalls den Musen nicht eher in die Arme geworfen haben.

Anton. Nicht in die Arme allein, ich will mich ihnen in den Schoß werfen. — Aber in welcher Stadt sind die Leute?

Damis. In welcher Stadt?

Anton. Ja; ich muß hin, sie kennen zu lernen. Sie müssen mir sagen, wie sie es angefangen haben. — —

Damis. Was willst du mit der Stadt?

Anton. Sie denken etwa, ich weiß nicht, was eine Republik ist? — — Sachsen, zum Exempel — — Und eine Republik hat ja mehr wie eine Stadt? nicht?

Damis. Was für ein Idiotel! Ich rede von der Republik der Gelehrten. Was geht uns Gelehrten Sachsen, was Deutschland, was Europa an? Ein Gelehrter, wie ich bin, ist für die ganze Welt: er ist ein Kosmopolit: er ist eine Sonne, die den ganzen Erdball erleuchten muß — —

Anton. Aber sie muß doch wo liegen, die Republik der Gelehrten.

Damis. Wo liegen? dummer Teufel! die gelehrte Republik ist überall.

Anton. Überall? und also ist sie mit der Republik der Narren an einem Orte? Die, hat man mir gesagt, ist auch überall.

Damis. Ja freilich sind die Narren und die Klugen, die Gelehrten und die Ungelehrten überall untermengt, und zwar so, daß die letztern immer den größten Teil ausmachen. Du kannst es an unserm Hause sehen. Mit wieviel Toren und Unwissenden findest du mich nicht hier umgeben? Einige davon wissen nichts, und wissen es, daß sie nichts wissen. Unter diese gehörst du. Sie wollten aber doch gern etwas lernen, und deswegen sind sie noch die erträglichsten. Andre wissen nichts, und wollen auch nichts wissen; sie halten sich bei ihrer Unwissenheit für glücklich; sie scheuen das Licht der Gelehrsamkeit — —

Anton. Das Eulengeschlecht!

Damis. Noch andre aber wissen nichts, und glauben doch etwas zu wissen; sie haben nichts, gar nichts gelernt, und wollen doch den Schein haben, als hätten sie etwas gelernt. Und diese sind die allerunerträglichsten Narren, worunter, die Wahrheit zu bekennen, auch mein Vater gehört.

Anton. Sie werden doch Ihren Vater, bedenken Sie doch, Ihren Vater, nicht zu einem Erznarren machen?

Damis. Lerne distinguieren! Ich schimpfe meinen Vater nicht, insofern er mein Vater ist, sondern insofern ich ihn als einen betrachten kann, der den Schein der Gelehrsamkeit unverdienterweise an sich reißen will. Insofern verdient er meinen Unwillen. Ich habe es ihm schon oft zu verstehen gegeben, wie ärgerlich er mir ist, wenn er, als ein Kaufmann, als ein Mann, der nichts mehr als gute und schlechte Waren, gutes und falsches Geld kennen darf, und höchstens das letzte für das erste wegzugeben wissen

soll; wenn der, sage ich, mit seinen Schulbroden, bei welchen ich doch noch immer etwas erinnern muß, so prahlen will. In dieser Absicht ist er ein Narr, er mag mein Vater sein, oder nicht.

Anton. Schade! ewig schade! daß ich das insofern und in Absicht nicht als ein Junge gewußt habe. Mein Vater hätte mir gewiß nicht so viel Prügel umsonst geben sollen. Er hätte sie alle richtig wiederbekommen; nicht insofern als mein Vater, sondern insofern als einer, der mich zuerst geschlagen hätte. Es lebe die Gelehrsamkeit! — —

Damis. Halt! ich besinne mich auf einen Grundsatz des natürlichen Rechts, der diesem Gedanken vortrefflich zu statten kömmt. Ich muß doch den Hobbes nachsehen! — — Geduld! daraus will ich gewiß eine schöne Schrift machen!

Anton. Um zu beweisen, daß man seinen Vater wieder prügeln dürfe? — —

Damis. Certo respectu allerdings. Nur muß man sich wohl in acht nehmen, daß man, wenn man ihn schlägt, nicht den Vater, sondern den Aggressor zu schlagen sich einbildet; denn sonst — —

Anton. Aggressor? Was ist das für ein Ding?

Damis. So heißt der, welcher ausschlägt — —

Anton. Ha, hal nun versteh' ich's. Zum Exempel; Ihnen mein Herr stüße wieder einmal eine kleine gelehrte Raserei zu, die sich meinem Buckel durch eine Tracht Schläge empfindlich machte; so wären Sie — — wie heißt es? — — der Aggressor; und ich, ich würde berechtiget sein, mich über den Aggressor zu erbarmen, und ihm — —

Damis. Kerl, du bist toll! — —

Anton. Sorgen Sie nicht; ich wollte meine Gedanken schon so zu richten wissen, daß der Herr unterdessen beiseite geschafft würde — —

Damis. Nun wahrhaftig; das wäre ein merkwürdiges Exempel, in was für verderbliche Irrtümer man verfallen kann, wenn man nicht weiß, aus welcher Disziplin diese oder jene Wahrheit zu entscheiden ist. Die Prügel, die ein

Bedienter von seinem Herrn bekommt, gehören nicht in das Recht der Natur, sondern in das bürgerliche Recht. Wenn sich ein Bedienter vermietet, so vermietet er auch seinen Buckel mit. Diesen Grundsatz merke dir.

Anton. Aus dem bürgerlichen Rechte ist er? O das muß ein garstiges Recht sein. Aber ich sehe es nun schon! die verzweifelte Gelehrsamkeit, sie kann ebenso leicht zu Prügeln verhelfen als dafür schützen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn ich mich auf alle ihre wächserne Nasen so gut verstünde als Sie — — O Herr Damis, erbarmen Sie sich meiner Dummheit!

Damis. Nun wohl, wenn es dein Ernst ist, so greife das Werk an. Es erfreut mich, der Gelehrsamkeit durch mein Exempel einen Proselyten gemacht zu haben. Ich will dich redlich mit meinem Rate und meinen Lehren unterstützen. Bringst du es zu etwas, so verspreche ich dir, dich in die gelehrte Welt selbst einzuführen, und mit einem besondern Werke dich ihr anzukündigen. Vielleicht ergreife ich die Gelegenheit, etwas de Eruditio sero ad literas admissis, oder de Opsimathia, oder auch de studio senili zu schreiben, und so wirst du auf einmal berühmt. — — Doch laß einmal sehen, ob ich mir von deiner Lehrbegierde viel zu versprechen habe? Welch Buch hattest du vorhin in Händen?

Anton. Es war ein ganz Kleines — —

Damis. Welches denn? — —

Anton. Es war so allerliebste eingebunden, mit Solde auf dem Rücken und auf dem Schnitte. Wo legte ich's doch hin? Da! da!

Damis. Das hattest du? das?

Anton. Ja, das!

Damis. Das?

Anton. Bin ich an das unrechte gekommen? weil es so hübsch Klein war —

Damis. Ich hätte dir selbst kein besseres vorschlagen können.

Anton. Das dacht' ich wohl, daß es ein schön Buch sein müsse. Würde es wohl sonst einen so schönen Rock haben?

Damis. Es ist ein Buch, das seinesgleichen nicht hat. Ich habe es selbst geschrieben. Siehst du? — — Auctore Damide!

Anton. Sie selbst? Nu, nu, habe ich's doch immer gehört, daß man die leiblichen Kinder besser in Kleidung hält als die Stiefkinder. Das zeugt von der väterlichen Liebe.

Damis. Ich habe mich in diesem Buche, so zu reden, selbst übertroffen. So oft ich es wieder lese, so oft lerne ich auch etwas Neues daraus.

Anton. Aus Ihrem eignen Buche?

Damis. Wundert dich das? — — Ach verdammt! nun erinnere ich mich erst: mein Gott, das arme Mädchen! Sie wird doch nicht noch in dem Kabinette stecken? (Er geht darauf los.)

Anton. Um Gottes willen, wo wollen Sie hin?

Damis. Was fehlt dir? ins Kabinett. Hast du Lisetten gesehen?

Anton. Nun bin ich verloren! — Nein, Herr Damis, nein; so wahr ich lebe, sie ist nicht drinne.

Damis. Du hast sie also sehen herausgehen? Ist sie schon lange fort?

Anton. Ich habe sie, so wahr ich ehrlich bin, nicht sehen hereingehen. Sie ist nicht drinne; glauben Sie mir nur, sie ist nicht drinne — —

Fünfter Auftritt

Lisette. Damis. Anton.

Lisette. Allerdings ist sie noch drinne —

Anton. O das Rabenaas!

Damis. So lange hat Sie sich hier versteckt gehalten?

Arme Lisette! das war mein Wille gar nicht. Sobald mein Vater aus der Stube gewesen wäre, hätte Sie immer wieder herausgehen können.

Lisette. Ich wußte doch nicht, ob ich recht täte. Ich wollte also lieber warten, bis mich der, der mich versteckt hatte, selbst wieder hervorkommen hieß — —

Anton. Zum Henker, von was für einem Versteckten reden die? (Sachte zu Lisetten.) So, du feines Tierchen? hat dich mein Herr selbst schon einmal versteckt? Nun weiß ich doch, wie ich die gestrige Ohrseige auslegen soll. Du Falsche!

Lisette. Schweig; sage nicht ein Wort, daß ich zuvor bei dir gewesen bin, oder — du weißt schon —

Damis. Was schwatzt ihr denn beide da zusammen? Darf ich es nicht hören?

Lisette. Es war nichts; ich sagte ihm bloß, er solle heruntergehen, daß, wenn meine Jungfer nach mir fragte, er unterdessen sagen könnte, ich sei ausgegangen. Juliane ist mißtrauisch; sie suchte mich doch wohl hier, wenn sie mich brauchte.

Damis. Das ist vernünftig. Gleich, Anton, geh!

Anton. Das verlangst du im Ernste, Lisette?

Lisette. Freilich; fort, laß uns allein.

Damis. Wirfst du bald gehen?

Anton. Bedenken Sie doch selbst, Herr Damis; wann Sie nun ihr Geplaudre werden überdrüssig sein, und das wird gar bald geschehen, wer soll sie Ihnen denn aus der Stube jagen helfen, wenn ich nicht dabei bin?

Lisette. Warte, ich will dein Lästermaul — —

Damis. Laß dich unbekümmert! Wann sie mir beschwerlich fällt, wird sie schon selbst so vernünftig sein und gehen.

Anton. Aber betrachten Sie nur: ein Weibsbild in Ihrer Studierstube! Was wird Ihr Gott sagen? Er kann ja das Ungeziefer nicht leiden.

Lisette. Endlich werde ich dich wohl zur Stube hinaus-schmeißen müssen?

Anton. Das wäre mir gelegen. — — Die verdammten Mädel! auch bei dem Teufel können sie sich einschmeicheln (geht ab).

Sechster Auftritt

Lisette. Damis.

Damis. Und wo blieben wir denn vorhin?

Lisette. Wo blieben wir? bei dem, was ich allezeit am liebsten höre, und wovon ich allezeit am liebsten rede, bei Ihrem Lobe. Wenn es nur nicht eine so gar kützliche Sache wäre, einen ins Gesicht zu loben! — — Ich kann Ihnen unmöglich die Marter antun.

Damis. Aber ich beteure Ihr nochmals, Lisette; es ist mir nicht um mein Lob zu tun! Ich möchte nur gern hören, auf was für verschiedene Art verschiedene Personen einerlei Gegenstand betrachten haben.

Lisette. Jeder lobte dasjenige an Ihnen, was er an sich Lobenswürdiges zu finden glaubte. Zum Exempel, der Kleine dicke Mann, mit der ernsthaften Miene, der so selten lacht, der aber, wenn er einmal zu lachen anfängt, mit dem erschütterten Bauche den ganzen Tisch über den Haufen wirft — —

Damis. Und wer ist das? Aus Ihrer Beschreibung, Lisette, kann ich es nicht erraten — O es ist mit den Beschreibungen eine kützliche Sache! Es gehört nicht wenig dazu, sie so einzurichten, daß man, gleich bei dem ersten Anblicke, das Beschriebene erkennen kann. Über nichts aber muß ich mehr lachen, als wenn ich bei diesem und jenem großen Philosophen, wahrhaftig bei Männern, die schon einer ganzen Sekte ihren Namen gegeben haben, öfters Beschreibungen anstatt Erklärungen antreffe. Das macht, die guten Herren haben mehr Einbildungskraft als Beurteilung. Bei der Erklärung muß der Verstand in das Innere der Dinge eindringen; bei der Beschreibung aber darf man bloß auf die äußerlichen Merkmale, auf das — —

Lisette. Wir kommen von unsrer Sache, Herr Damis. Ihr Lob — —

Damis. Ja wohl; fahr' Sie nur fort, Lisette. Von wem wollte Sie vorhin reden?

Lisette. Je, sollten Sie denn den Kleinen Mann nicht kennen? Er bläset immer die Backen auf —

Damis. Sie meint vielleicht den alten Ratsherrn?

Lisette. Ganz recht, aber seinen Namen —

Damis. Was liegt an dem? — —

Lisette. „Ja, Herr Chryfander,“ sagte also der Ratsherr, an dessen Namen nichts gelegen ist, „Ihr Herr Sohn kann einmal der beste Ratsherr von der Welt werden, wenn er sich nur darauf applizieren will. Es gehört ein aufgeweckter Geist dazu; den hat er: eine fixe Zunge; die hat er: eine tiefe Einsicht in die Staatskunst; die hat er: eine Geschicklichkeit, seine Gedanken zierlich auf das Papier zu bringen; die hat er: eine verschlagne Aufmerksamkeit auf die geringsten Bewegungen unruhiger Bürger; die hat er: und wenn er sie nicht hat — o die Übung — die Übung! Ich weiß ja wie mir es anfangs ging. Freilich kann man die Geschicklichkeit zu einem so schweren Amte nicht gleich mit auf die Welt bringen —“

Damis. Der Narr! es ist zwar wahr, daß ich alle diese Geschicklichkeiten besitze; allein mit der Hälfte derselben könnte ich Geheimer Rat werden, und nicht bloß — —

Siebenter Auftritt

Anton. Lisette. Damis.

Damis. Nun, was willst du schon wieder?

Anton. Mamsell Juliane weiß es nun, daß Lisette ausgegangen ist. Fürchten Sie sich nur nicht; sie wird uns nicht überraschen — —

Damis. Wer hieß dich denn wiederkommen?

Anton. Sollte ich wohl meinen Herrn allein lassen?

Und dazu, es überfiel mich auf einmal so eine Angst, so eine Bangigkeit; die Ohren fingen mir an zu klingen, und besonders das linke — — Lisette! Lisette!

Lisette. Was willst du denn?

Anton (sachte zu Lisetten). Was habt ihr denn beide allein gemacht? Was gilt's, es ging auf meine Unkosten!

Lisette. Opad' dich — Ich weiß nicht was der Narre will.

Damis. Fort, Anton! es ist die höchste Zeit; du mußt wieder auf die Post sehen. Ich weiß auch gar nicht, wo sie so lange bleibt. — — Wird's bald?

Anton. Lisette, Komm mit!

Damis. Was soll denn Lisette mit?

Anton. Und was soll sie denn bei Ihnen?

Damis. Unwissender!

Anton. Ja freilich ist es mein Unglück, daß ich es nicht weiß. (Sachte zu Lisetten.) Rede nur wenigstens ein wenig laut, damit ich höre, was unter euch vorgeht — Ich werde horchen — (Sehet ab).

Achter Auftritt

Lisette. Damis.

Lisette. Lassen Sie uns ein wenig sachte reden. Sie wissen wohl, man ist vor dem Horcher nicht sicher.

Damis. Jawohl; fahr' Sie also nur sachte fort.

Lisette. Sie kennen doch wohl des Herrn Chryсандers Beichtvater?

Damis. Beichtvater? soll ich denn alle solche Handwerksgelehrte kennen?

Lisette. Wenigstens schien er Sie sehr wohl zu kennen. „Ein guter Prediger,“ fiel er der dicken Rechtsgelehrsamkeit ins Wort, „sollte Herr Damis gewiß auch werden. Eine schöne Statur; eine starke deutliche Stimme; ein gutes Gedächtnis; ein feiner Vortrag; eine anständige Dreistigkeit; ein reifer Verstand, der über seine Meinungen türkenmäßig zu halten weiß: alle diese Eigenschaften glaube ich,

In einem ziemlich hohen Grade, bei ihm bemerkt zu haben. Nur um einen Punkt ist mir bange. Ich fürchte, ich fürchte; er ist auch ein wenig von der Freigeisterei angesteckt." — —
 „Ei, was Freigeisterei?“ schrie der schon halb trunkene Medikus. „Die Freigeister sind brave Leute! Wird er deswegen keinen Kranken kurieren können? Wenn es nach mir geht, so muß er ein Medikus werden. Griechisch kann er, und Griechisch ist die halbe Medizin. (Indem sie allmählich wieder lauter spricht.) Freilich das Herz, das dazu gehört, kann sich niemand geben. Doch das kommt von sich selbst, wenn man erst eine Weile praktiziert hat.“ — —
 „Nu,“ fiel ihm ein alter Kaufmann in die Rede, „so muß es mit den Herrn Medizinern wohl sein wie mit den Scharfrichtern. Wenn die zum ersten Male Köpfen, so zittern und beben sie; je öfter sie aber den Versuch wiederholen, desto frischer geht es.“ — — Und auf diesen Einfall ward eine ganze Viertelstunde gelacht; in einem fort, in einem fort; sogar das Trinken ward darüber vergessen.

Neunter Auftritt

Lisette. Damis. Anton.

Anton. Herr, die Post wird heute vor neun Uhr nicht kommen. Ich habe gefragt; Sie können sich darauf verlassen.

Damis. Mußt du uns aber denn schon wieder stören, Idioten?

Anton. Es soll mir recht lieb sein, wenn ich Sie nur noch zur rechten Zeit gestört habe.

Damis. Was willst du mit deiner rechten Zeit?

Anton. Ich will mich gegen Lisetten schon deutlicher erklären. Darf ich ihr etwas ins Ohr sagen?

Lisette. Was wirst du mir ins Ohr zu sagen haben?

Anton. Nur ein Wort. (Sachte.) Du denkst ich habe nicht gehorcht? Sagtest du nicht: du hättest nicht Herz genug dazu? doch wenn du nur erst das Ding eine Weile

würdest praktizieret haben — — O ich habe alles gehört
— — Kurz, wir sind geschiedne Leute! Du Unverschämte,
Earstige — —

Lisette. Sage nur, was du willst?

Damis. Gleich, geh mir wieder aus den Augen! Und
komme mir nicht wieder vors Gesicht, bis ich dich rufen
werde, oder bis du mir Briefe von Berlin bringst! —
Ich kann sie kaum erwarten. So macht es die übermäßige
Freude! Zwar sollte ich Hoffnung sagen, weil jene nur auf
das Segenwärtige, und diese auf das Zukünftige geht.
Doch hier ist das Zukünftige schon so gewiß als das
Segenwärtige. Ich brauche die Sprache der Propheten, die
ihrer Sachen doch unmöglich so gewiß sein konnten. — —
Die ganze Akademie müßte blind sein. — — Nun, was
stehst du noch da? Wirfst du gehen?

Zehnter Auftritt

Lisette. Damis.

Lisette. Da sehen Sie! so lobten Sie die Leute.

Damis. Ah, wann die Leute nicht besser loben können,
so möchten sie es nur gar bleiben lassen. Ich will mich
nicht rühmen, aber doch so viel kann ich mir ohne Hoch-
mut zutrauen: ich will meiner Braut die Wahl lassen, ob
sie lieber einen Doktor der Gottesgelahrtheit, oder der
Rechte, oder der Arzneikunst, zu ihrem Manne haben will.
In allen drei Fakultäten habe ich disputiert; in allen
dreien habe ich — —

Lisette. Sie sprechen von einer Braut? heiraten Sie
denn wirklich?

Damis. Hat Sie auch schon davon gehört, Lisette?

Lisette. Kömmt denn wohl ohn' unser einer irgend in
einem Hause eine Heirat zustande? Aber eingebildet hätte
ich mir es nimmermehr, daß Sie sich für Julianen ent-
schließen würden! für Julianen!

Damis. Größtenteils tue ich es dem Vater zu gefallen, der auf die außerordentlichste Weise deswegen in mich dringt. Ich weiß wohl, daß Juliane meiner nicht wert ist. Allein soll ich einer solchen Kleinigkeit wegen, als eine Heirat ist, den Vater vor den Kopf stoßen? Und dazu habe ich sonst einen Einfall, der mir ganz wohl lassen wird.

Lisette. Freilich ist Juliane Ihrer nicht wert; und wenn nur alle Leute die gute Mamsell so kennten, als ich — —

Filfter Auftritt

Anton. Damis. Lisette.

Anton (vor sich). Ich kann die Leute unmöglich so alleine lassen. — — Herr Valer fragt, ob Sie in Ihrer Stube sind? Sind Sie noch da, Herr Damis?

Damis. Sage mir nur, Unwissender, hast du dir es denn heute recht vorgesezt, mir beschwerlich zu fallen?

Lisette. So lassen Sie ihn nur da, Herr Damis. Er bleibt doch nicht weg —

Anton. Ja, jetzt soll ich da bleiben; jetzt, da es schon vielleicht vorbei ist, was ich nicht hören und sehen sollte.

Damis. Was soll denn vorbei sein?

Anton. Das werden Sie wohl wissen.

Lisette (sachte). Jetzt, Anton, hilf mir, Julianen bei deinem Herrn recht schwarz machen. Willst du?

Anton. Ei ja doch! zum Danke vielleicht —

Lisette. So schweig wenigstens. — — Notwendig, Herr Damis, müssen Sie mit Julianen übel fahren. Ich bedaure Sie im voraus. Der ganze Erdboden trägt kein ärgeres Frauzimmer — —

Anton. Glauben Sie es nicht, Herr Damis; Juliane ist ein recht gut Kind. Sie können mit keiner in der Welt besser fahren. Ich wünsche Ihnen im voraus Glück.

Lisette. Wahrhaftig! du mußt gegen deinen Herrn sehr

redlich gesinnt sein, daß du ihm eine so unerträgliche Plage an den Hals schwaizen willst.

Anton. Noch weit redlicher mußt du gegen deine Namfell sein, daß du ihr einen so guten Ehemann, als Herr Damis werden wird, mißgönneft.

Lisette. Einen guten Ehemann? Nun wahrhaftig, ein guter Ehemann, das ist auch alles, was sie sich wünscht. Ein Mann, der alles gut sein läßt — —

Anton. Hol hol alles? Hören Sie, Herr Damis, für was Sie Lisette ansieht? Aus der Ursache möchtest du wohl selbst gern seine Frau sein? Alles? eil unter das alles gehört wohl auch? — — du verstehst mich doch? —

Damis. Aber im Ernste, Lisette; glaubt Sie wirklich, daß Ihre Jungfer eine recht böse Frau werden wird? Hat sie in der Tat viel schlimme Eigenschaften?

Lisette. Viel? Sie hat sie alle, die man haben kann; auch nicht die ausgenommen, die einander widersprechen.

Damis. Will Sie mir nicht ein Verzeichnis davon geben?

Lisette. Wo soll ich anfangen? — Sie ist albern — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist zänklisch — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und ich sage: Lügen!

Lisette. Sie ist eitel — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen! sag' ich.

Lisette. Sie ist keine Wirtin — —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Sie durch übertriebenen Staat, durch beständige Ergötzlichkeiten und Schmausereien um alle das Ihrige bringen —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Lügen!

Lisette. Sie wird Ihnen die Sorge um eine Herde Kinder auf den Hals laden —

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Das tun die besten Weiber am ersten.

Lisette. Aber um Kinder, die aus der rechten Quelle nicht geholt sind.

Damis. Kleinigkeit!

Anton. Und zwar Kleinigkeit nach der Model!

Lisette. Kleinigkeit? aber was denken Sie denn Herr Damis?

Damis. Ich denke, daß Juliane nicht arg genug sein kann. Ist sie albern? ich bin desto klüger; ist sie zänktisch? ich bin desto gelassener; ist sie eitel? ich bin desto philosophischer gesinnt; vertut sie? sie wird aufhören, wenn sie nichts mehr hat; ist sie fruchtbar? so mag sie sehen, was sie vermag, wenn sie es mit mir um die Wette sein will. Ein jedes mache sich ewig, womit es kann; das Weib durch Kinder, der Mann durch Bücher.

Anton. Aber merken Sie denn nicht, daß Lisette ihre Ursachen haben muß, Julianen so zu verleumden?

Damis. Ach freilich merk' ich es. Sie gönnt mich ihr, und beschreibt sie mir also vollkommen nach meinem Geschmacke. Sie hat es ohne Zweifel geschlossen, daß ich ihre Mamsell nur eben deswegen, weil sie das unerträglichste Frauentzimmer ist, heiraten will.

Lisette. Nur deswegen? nur deswegen? und das hätte ich geschlossen? Ich müßte Sie für irre im Kopfe gehalten haben. Überlegen Sie doch nur — —

Damis. Das geht zu weit, Lisette! Traut Sie mir keine Überlegung zu? Was ich gesagt habe, ist die Frucht einer nur allzu scharfen Überlegung. Ja, es ist beschlossen: ich will die Zahl der unglücklich scheinenden Gelehrten, die sich mit bösen Weibern vermählt haben, vermehren. Dieser Vorsatz ist nicht von heute.

Anton. Nein, wahrhaftig! — Was aber der Teufel nicht tun kann! Wer hätte es sich jetzt sollen träumen

lassen, jetzt da es Ernst werden soll? Ich muß lachen; Lisette wollte ihn von der Heirat abziehen, und hat ihn nur mehr dazu beredt; und ich, ich wollte ihn dazu bereden, und hätte ihn bald davon abgezogen.

Damis. Einmal soll geheiratet sein. Auf eine recht gute Frau darf ich mir nicht Rechnung machen; also wähle ich mir eine recht schlimme. Eine Frau von der gemeinen Art, die weder kalt, noch warm, weder recht gut, noch recht schlimm ist, taugt für einen Gelehrten nichts, ganz und gar nichts! Wer wird sich nach seinem Tode um sie bekümmern? Gleichwohl verdient er es doch, daß sein ganzes Haus mit ihm unsterblich bleibe. Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, so will ich wenigstens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann seine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann. Ja, ja; ich bin es ohnehin meinem Vater, als der einzige Sohn, schuldig, auf die Erhaltung seines Namens mit der äußersten Sorgfalt bedacht zu sein.

Lisette. Kaum kann ich mich von meinem Erstaunen erholen — — Ich habe Sie, Herr Damis, für einen so großen Geist gehalten — —

Damis. Und das nicht mit Unrecht. Doch eben hierdurch, glaube ich, den stärksten Beweis davon zu geben.

Lisette. Ich möchte plagen! — — Ja, ja, den stärksten Beweis, daß niemand schwerer zu fangen ist als ein junger Gelehrter; nicht sowohl wegen seiner Einsicht und Verschlagenheit, als wegen seiner Narrheit.

Damis. Wie so naseweis, Lisette? Ein junger Gelehrter? — — ein junger Gelehrter? — —

Lisette. Ich will Ihnen die Verweise ersparen. Valer soll gleich von allem Nachricht bekommen. Ich bin Ihre Dienerin.

Zwölfter Auftritt

Anton. Damis.

Anton. Da sehen Sie! nun läuft sie fort, da Sie nach ihrer Pseife nicht tanzen wollen. —

Damis. Mulier non Homo! bald werde ich auch dieses Paradoxon für wahr halten. Wodurch zeigt man, daß man ein Mensch ist? Durch den Verstand. Wodurch zeigt man, daß man Verstand hat? Wann man die Gelehrten und die Gelehrsamkeit gehörig zu schätzen weiß. Dieses kann kein Weibsbild, und also hat es keinen Verstand, und also ist es kein Mensch. Ja, wahrhaftig ja; in diesem Paradoxo liegt mehr Wahrheit als in zwanzig Lehrbüchern.

Anton. Wie ist mir denn? ich habe Ihnen doch gesagt, daß Sie Herr Valer gesucht hat? Wollen Sie nicht gehen und ihn sprechen?

Damis. Valer? ich will ihn erwarten. Die Zeiten sind vorbei, da ich ihn hochschätzte. Er hat seit einigen Jahren die Bücher beiseite gelegt; er hat sich das Vorurteil in den Kopf setzen lassen, daß man sich vollends durch den Umgang, und durch die Kenntnis der Welt, geschickt machen müsse, dem Staate nützliche Dienste zu leisten. Was kann ich mehr tun als ihn bedauern? Doch ja, endlich werde ich mich auch seiner schämen müssen. Ich werde mich schämen müssen, daß ich ihn ehemals meiner Freundschaft wert geschätzt habe. O wie edel muß man in der Freundschaft sein! Doch was hat es geholfen, daß ich es bis auf den höchsten Grad gewesen bin? Umsonst habe ich mich vor der Bekanntschaft aller mittelmäßigen Köpfe gehütet; umsonst habe ich mich bestrebt, nur mit Senies, nur mit originellen Geistern umzugehen: dennoch mußte mich Valer, unter der Larve eines solchen, hintergehen. O Valer! Valer!

Anton. Laut genug, wenn er es hören soll.

Damis. Ich hätte über sein kaltsinniges Kompliment bersten mögen! Von was unterhielt er mich? von nichts-

würdigen Kleinigkeiten. Und gleichwohl kam er von Berlin, und gleichwohl hätte er mir die allerangenehmste Neuigkeit zuerst berichten können. O Valer! Valer!

Anton. St! wahrhaftig er kommt. Sehen Sie, daß er sich nicht dreimal rufen läßt?

Dreizehnter Auftritt

Damis. Valer. Anton.

Valer. Verzeihen Sie, liebster Freund, daß ich Sie in Ihrer gelehrten Ruhe störe — —

Anton. Wenn er doch gleich sagte, Faulheit.

Damis. Stören? ich sollte glauben, daß Sie mich zu stören kämen? Nein, Valer, ich kenne Sie zu wohl; Sie kommen, mir die angenehmsten Neuigkeiten zu hinterbringen, die der Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der seine Belohnung erwartet, würdig sind. — — Einen Stuhl, Anton! — — Setzen Sie sich.

Valer. Sie irren sich, liebster Freund. Ich komme Ihnen die Unbeständigkeit Ihres Vaters zu klagen; ich komme eine Erklärung von Ihnen zu verlangen, von welcher mein ganzes Glück abhängen wird. — —

Damis. O! ich konnte es Ihnen gleich ansehen, daß Sie vorhin die Gegenwart meines Vaters abhielt, sich mit mir vertraulicher zu besprechen, und mir Ihre Freude über die Ehre zu bezeigen, die mir der billige Ausspruch der Akademie — —

Valer. Nein, allzu gelehrter Freund; lassen Sie uns einen Augenblick von etwas minder Gleichgültigem reden.

Damis. Von etwas minder Gleichgültigem? Also ist Ihnen meine Ehre gleichgültig? Falscher Freund! — —

Valer. Ihnen wird diese Benennung zukommen, wann Sie mich länger von dem, was für ein zärtliches Herz das wichtigste ist, abbringen werden. Ist es wahr, daß Sie Julianen heiraten wollen? daß Ihr Vater dieses allzu

zärtliche Frauenzimmer durch Bande der Dankbarkeit blinden will, in seiner Wahl minder frei zu handeln? Habe ich Ihnen jemals aus meiner Neigung gegen Julianen ein Geheimniß gemacht? Haben Sie mir nicht von jeher versprochen, meiner Liebe behilflich zu sein?

Damis. Sie ereifern sich, Valer; und vergessen, daß ein Weibsbild die Ursache ist. Schlagen Sie sich diese Kleinigkeit aus dem Sinne — Sie müssen in Berlin gewesen sein, da die Akademie den Preis auf dieses Jahr ausgeteilet hat. Die Monaden sind die Aufgabe gewesen. Sollten Sie nicht etwa gehört haben, daß die Devise —

Valer. Wie grausam sind Sie, Damis! So antworten Sie mir doch!

Damis. Und Sie wollen mir nicht antworten? Besinnen Sie sich; sollte nicht die Devise *Unum est necessarium* sein gekrönt worden? Ich schmeichle mir wenigstens — —

Valer. Bald schmeichle ich mir nun mit nichts mehr, da ich Sie so ausschweifend sehe. Bald werde ich nun auch glauben müssen, daß die Nachricht, die ich für eine Spötereie von Lisetten gehalten habe, gegründet sei. Sie halten Julianen für Ihrer unwert, Sie halten sie für die Schande ihres Geschlechts, und eben deswegen wollen Sie sie heiraten? Was für ein ungeheurer Einfall!

Damis. Ha! ha! ha!

Valer. Ja lachen Sie nur, Damis, lachen Sie nur! Ich bin ein Tor, daß ich einen Augenblick solchen Unsinn von Ihnen habe glauben können. Sie haben Lisetten zum besten gehabt, oder Lisette mich. Nein, nur in ein zerrüttetes Gehirn kann ein solcher Entschluß kommen! Ihn zu verabscheuen, braucht man nur vernünftig zu denken, und lange nicht edel, wie Sie doch zu denken gewohnt sind. Aber lösen Sie mir, ich bitte Sie, dieses marternde Rätsel!

Damis. Bald werden Sie mich, Valer, auf Ihr Geschwätze aufmerksam gemacht haben. So verlangen Sie doch in der That, daß ich meinen Ruhm Ihrer törichten Neigung nachsetzen soll? Meinen Ruhm! — — Doch wahr-

haftig, ich will vielmehr glauben, daß Sie scherzen. Sie wollen versuchen, ob ich in meinen Entschlüssen auch wankelhaft bin.

Valer. Ich scherzen? der Scherz sei verflucht, der mir hier in den Sinn kommt! — —

Damis. Desto lieber ist mir es, wann Sie endlich ernsthaft reden wollen. Was ich Ihnen sage: die Schrift mit der Devise *Unum est necessarium* — —

Vierzehnter Auftritt

Chryfander. Damis. Valer. Anton.

Chryfander (mit einem Zeitungsblatte in der Hand). Nun, nicht wahr, Herr Valer? mein Sohn ist nicht von der Heirat abzubringen? Sehen Sie, daß nicht sowohl ich als er auf diese Heirat dringt?

Damis. Ich? ich auf die Heirat dringen?

Chryfander. St! st! st!

Damis. Ei was st, st? Meine Ehre leidet hierunter. Könnte man nicht auf die Gedanken kommen, wer weiß was mir an einer Frau gelegen sei?

Chryfander. St! st! st!

Valer. O brauchen Sie doch keine Umstände. Ich sehe es ja wohl; Sie sind mir beide entgegen. Was für ein Unglück hat mich in dieses Haus führen müssen! Ich muß eine liebenswürdige Person antreffen; ich muß ihr gefallen, und muß doch endlich, nach vieler Hoffnung, alle Hoffnung verlieren. Damis, wenn ich jemals einiges Recht auf Ihre Freundschaft gehabt habe — —

Damis. Aber, nicht wahr, Valer? einer Sache wegen muß man auf die berlinische Akademie recht böse sein? Bedenken Sie doch, sie will künftig die Aufgaben zu dem Preise zwei Jahr vorher bekannt machen. Warum denn zwei Jahr? war es nicht an einem genug? Hält sie denn die Deutschen für so langsame Köpfe? Seit ihrer Erneuerung

habe ich jedes Jahr meine Abhandlung mit eingeschickt; aber, ohne mich zu rühmen, länger als acht Tage habe ich über keine zugebracht.

Chrysender. Wißt ihr denn aber auch, ihr lieben Leute, was in den Niederlanden vorgegangen ist? Ich habe hier eben die neueste Zeitung. Sie haben sich die Köpfe wacker gewaschen. Doch die Alliierten, ich bin in der That recht böse auf sie. Haben sie nicht wieder einen wunderbaren Streich gemacht! —

Anton. Nun, da reden alle drei etwas anders! Der spricht von der Liebe; der von seinen Abhandlungen; der vom Kriege. Wenn ich auch etwas Besonders reden soll, so werde ich vom Abendessen reden. Vom Mittage an, bis auf den Abend um sechs Uhr, zu fasten, sind keine Narrenspoffen.

Valer. Unglückliche Liebe!

Damis. Die unbesonnene Akademie!

Chrysender. Die dummen Alliierten!

Anton. Die vierte Stimme fehlt noch: die langsamen Bratenwender!

Funfzehnter Auftritt

Lisette. Damis. Valer. Chrysender. Anton.

Lisette. Nun Herr Chrysender? ich glaubte, Sie hätten die Herren zu Tische rufen wollen? Ich sehe aber, Sie wollen selbst gerufen sein. Es ist schon aufgetragen.

Anton. Das war die höchste Zeit! dem Himmel sei Dank!

Chrysender. Es ist wahr; es ist wahr; ich hätte es bald vergessen. Der Zeitungsmann hielt mich auf der Treppe auf. Kommen Sie, Herr Valer; wir wollen die jetzigen Staatsgeschäfte ein wenig miteinander bei einem Gläschen überlegen. Schlagen Sie sich Julianen aus dem Kopfe. Und du, mein Sohn, du magst mit deiner Braut schwatzen. Du

wirft gewiß eine wahrre Frau an ihr haben; nicht so eine Xanthippe, wie — —

Damis. Xanthippe? wie verstehen Sie das? Sind Sie etwa auch noch in dem pöbelhaften Vorurteile, daß Xanthippe eine böse Frau gewesen sei?

Chryfander. Willst du sie etwa für eine gute halten? Du wirft doch nicht die Xanthippe verteidigen? Pfui! das heißt einen Abschnitzer machen. Ich glaube, ihr Gelehrten, je mehr ihr lernt, je mehr vergeßt ihr.

Damis. Ich behaupte aber, daß man kein einzig tüchtiges Zeugnis für Ihre Meinung anführen kann. Das ist das erste, was die ganze Sache verdächtig macht; und zum andern — —

Lisette. Das ewige Geplaudre!

Chryfander. Lisette hat recht! Mein Sohn, contra principia negantem non est disputandum. Kommt! Kommt!

(Chryfander, Damis und Anton gehen ab.)

Valer. Nun ist alles für mich verloren, Lisette. Was soll ich anfangen?

Lisette. Ich weiß keinen Rat; wann nicht der Brief — —

Valer. Dieser Betrug wäre zu arg, und Juliane will ihn nicht zugeben.

Lisette. Ei, was Betrug? Wenn der Betrug nützlich ist, so ist er auch erlaubt. Ich sehe es wohl, ich werde es selbst tun müssen. Kommen Sie nur fort, und fassen Sie wieder Mut.

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug

Erster Auftritt

Lisette. Anton.

Lisette. So warte doch, Anton.

Anton. Ei, laß mich zufrieden. Ich mag mit dir nichts zu tun haben.

Lisette. Wollen wir uns also nicht wieder versöhnen? Willst du nicht tun, was ich dich gebeten habe?

Anton. Dir sollte ich etwas zu gefallen tun?

Lisette. Anton, lieber Anton, goldner Anton, tu es immer. Wie leicht kannst du nicht dem Alten den Brief geben, und ihm sagen, der Postträger habe ihn gebracht?

Anton. Seh! du Schlange! Wie sie nun schmeicheln kann! — — Halte mich nicht auf. Ich soll meinem Herrn ein Buch bringen. Laß mich gehen.

Lisette. Deinem Herrn ein Buch? Was will er denn mit dem Buche bei Tische?

Anton. Die Zeit wird ihm lang; und will er nicht müßige Weile haben, so muß er sich doch wohl etwas zu tun machen.

Lisette. Die Zeit wird ihm lang? bei Tische? Wenn es noch in der Kirche wäre. Reden sie denn nichts?

Anton. Nicht ein Wort. Ich bin ein Schelm, wenn es auf einem Totenmahle so stille zugehen kann.

Lisette. Wenigstens wird der Alte reden.

Anton. Der redt, ohne zu reden. Er ist, und redt zu-

gleich; und ich glaube, er gäbe wer weiß was darum, wenn er noch dazu trinken könnte, und das alles dreies auf einmal. Das Zeitungsblatt liegt neben dem Teller; das eine Auge sieht auf den, und das andre auf jenes. Mit dem einen Backen kaut er, und mit dem andern redt er. Da kann es freilich nun nicht anders sein, die Worte müssen auf dem Sekauten sitzen bleiben, so daß man ihn mit genauer Not noch murmeln hört.

Lisette. Was machen aber die übrigen?

Anton. Die übrigen? Valer und Juliane sind wie halb tot. Sie essen nicht, und reden nicht; sie sehen einander an; sie seufzen; sie schlagen die Augen nieder; sie schielen bald nach dem Vater, bald nach dem Sohne; sie werden weiß; sie werden rot. Der Zorn und die Verzweiflung sieht beiden aus den Augen. — Aber juchhe! so recht! Siehst du, daß es nicht nach deinem Kopfe gehen muß? Mein Herr soll Julianen haben, und wenn — —

Lisette. Ja, dein Herr! Was macht aber der?

Anton. Lauter dumme Streiche. Er krüztelt mit der Sabel auf dem Teller; hängt den Kopf; bewegt das Maul, als ob er mit sich selbst redte; wackelt mit dem Stuhle; stößt einmal ein Weinglas um; läßt es liegen; tut, als wenn er nichts merkte, bis ihm der Wein auf die Kleider laufen will; nun fährt er auf, und spricht wohl gar, ich hätte es umgegossen — Doch genug geplaudert; er wird auf mich fluchen, wo ich ihm das Buch nicht bald bringe. Ich muß es doch suchen. Auf dem Tische, zur rechten Hand, soll es liegen. Ja zur rechten Hand; welche rechte Hand meint er denn? Trete ich so, so ist das die rechte Hand; trete ich so, so ist sie das; trete ich so, so ist sie das; und das wird sie, wenn ich so trete (tritt an alle vier Seiten des Tisches.) Sage mir doch, Lisette, welches ist denn die rechte rechte Hand?

Lisette. Das weiß ich so wenig als du. Schade auf das Buch; er mag es selbst holen. Aber, Anton, wir vergessen das Wichtigste; den Brief —

Anton. Kömmt du mir schon wieder mit deinem Briefe? Denkt doch; deinetwegen soll ich meinen Herrn betriegen?

Lisette. Es soll aber dein Schade nicht sein.

Anton. So? ist es mein Schade nicht, wann ich das, was mir Chrysender versprochen hat, muß sitzen lassen?

Lisette. Dafür aber verspricht dich Valer schadlos zu halten.

Anton. Wo verspricht er mir es denn?

Lisette. Wunderliche Haut! ich verspreche es dir an seiner Statt.

Anton. Und wenn du es auch an seiner Statt halten sollst, so werde ich viel bekommen. Nein, nein; ein Sperling in der Hand ist besser als eine Taube auf dem Dache.

Lisette. Wann du die Taube gewiß fangen kannst, so wird sie doch besser sein als der Sperling?

Anton. Gewiß fangen! als wenn sich alles fangen ließe! Nicht wahr, wann ich die Taube haschen will, so muß ich den Sperling aus der Hand fliegen lassen?

Lisette. So laß ihn fliegen.

Anton. Gut! und wann sich nun die Taube auch davonmacht? Nein, nein, Jungfer, so dumm ist Anton nicht.

Lisette. Was du für kindische Umstände machst! Bedenke doch, wie glücklich du sein kannst.

Anton. Wie denn? laß doch hören.

Lisette. Valer hat versprochen, mich auszustatten. Was sind so einem Kapitalisten tausend Taler?

Anton. Auf die machst du dir Rechnung?

Lisette. Wenigstens. Dich würde er auch nicht leer ausgehen lassen, wann du mir behilflich wärest. Ich hätte alsdenn Geld; du hättest auch Geld: Könnten wir nicht ein allerliebstes Paar werden?

Anton. Wir? ein Paar? Wenn dich mein Herr nicht verstedt hätte.

Lisette. Tuft du nicht recht albern! Ich habe dir ja alles erzählt, was unter uns vorgegangen ist. Dein Herr, das Bücherwürmchen!

Anton. Ja, auch das sind verdammte Tiere, die Bücherwürmer. Es ist schon wahr, ein Mädel, wie du, mit tausend Talern, die ist wenigstens tausend Taler wert; aber nur das Kabinett — — das Kabinett — —

Lisette. Höre doch einmal auf, Anton, und laß dich nicht so lange bitten.

Anton. Warum willst du aber dem Alten den Brief nicht selbst geben?

Lisette. Ich habe dir ja gesagt, was darin steht. Wie leicht könnte Chrysender nicht argwöhnen — —

Anton. Ja, ja, mein Äffchen, ich merk' es schon; du willst die Kastanien aus der Asche haben, und brauchst Katzenpfoten dazu.

Lisette. Je nun, mein liebes Katerchen, tu es immer!

Anton. Wie sie es einem ans Herze legen kann! Liebes Katerchen! Gib nur her, den Brief; gib nur!

Lisette. Da, mein unvergleichlicher Anton —

Anton. Aber es hat doch mit der Ausstattung seine Wichtigkeit? — —

Lisette. Verlaß dich drauf — —

Anton. Und mit meiner Belohnung obendrein? — —

Lisette. Desgleichen.

Anton. Nun wohl, der Brief ist übergeben!

Lisette. Aber so bald als möglich —

Anton. Wenn du willst, jetzt gleich. Komm! — Dog Stern! wer kommt? — — Zum Henker, es ist Damis.

Zweiter Auftritt

Damis. Anton. Lisette.

Damis. Wo bleibt denn der Schlingel mit dem Buche?

Anton. Ich wollte gleich, ich wollte — Lisette und — — Kurz, ich kann es nicht finden, Herr Damis.

Damis. Nicht finden? Ich habe dir ja gesagt, auf welcher Hand es liegt.

Anton. Auf der rechten, haben Sie wohl gesagt; aber nicht auf welcher rechten? Und das wollte ich Sie gleich fragen kommen.

Damis. Dummkopf, kannst du nicht so viel erraten, daß ich von der Seite rede, an welcher ich sitze?

Anton. Es ist auch wahr, Lisette; und darüber haben wir uns den Kopf zerbrochen! Herr Damis ist doch immer klüger als wir! (Indem er ihm hinterwärts einen Mönch sticht.) Nun will ich es wohl finden. Weiß eingebunden, roten Schnitt, nicht? Sehen Sie nur, ich will es gleich bringen.

Damis. Ja, nun ist es Zeit, da wir schon vom Tische aufgestanden sind.

Anton. Schon aufgestanden? Zum Henker, ich bin noch nicht satt. Sind sie schon alle, alle aufgestanden?

Damis. Mein Vater wird noch sitzen, und die Zeitung auswendig lernen, damit er morgen in seinem Kränzchen den Staatsmann spielen kann. Seh geschwind, wenn du glaubst, von seinen politischen Brocken satt zu werden. Was will aber Lisette hier?

Lisette. Bin ich jetzt nicht ebensowohl zu leiden als vorhin?

Damis. Nein, wahrhaftig nein. Vorhin glaubte ich, Lisette hätte wenigstens so viel Verstand, daß ihr Plaudern auf eine Viertelstunde erträglich sein könnte; aber ich habe mich geirrt. Sie ist so dumm wie alle übrige im Hause.

Lisette. Ich habe die Ehre, mich im Namen aller übrigen zu bedanken.

Anton. Verzweifelt! das geht ja jetzt aus einem ganz andern Tone! Gott gebe, daß sie sich recht zancken! Aber zuhören mag ich nicht — — Lisette, ich will immer gehen.

Lisette (sachte). Den Brief vergiß nicht; geschwind!

Damis. So! hast du Lisetten um Urlaub zu bitten? Ich befehle dir: bleib da. Ich wüßte nicht, wohin du zu gehen hättest.

Anton. Auf die Post, Herr Damis; auf die Post!

Damis. Doch, es ist wahr; nun so geh! geh!

Dritter Auftritt

Damis. Lisette.

Damis. Lisette kann sich nur auch gleich mit fortmachen. Will denn meine Stube heute gar nicht leer werden? Bald ist der da, bald jener; bald die, bald jene. Soll ich denn nicht einen Augenblick allein sein? (Setzt sich an seinen Tisch.) Die Musen verlangen Einsamkeit, und nichts verjagt sie eher als der Tumult. Ich habe so viele und wichtige Verrichtungen, daß ich nicht weiß, wo ich zuerst anfangen soll; und gleichwohl stört man mich. Mit der Heirat, mit einer so nichtswürdigen Sache, ist der größte Teil des Nachmittags daraufgegangen; soll mir denn auch der Abend durch das ewige Hin- und Wiederlaufen entrissen werden? Ich glaube, daß in keinem Hause der Müßiggang so herrschen kann als in diesem.

Lisette. Und besonders auf dieser Stube.

Damis. Auf dieser Stube! Ungelehrte! Unwissende!

Lisette. Ist das geschimpft oder gelobt?

Damis. Was für eine niederträchtige Seele! die Unwissenheit, die Ungelehrsamkeit für keinen Schimpf zu halten! für keinen Schimpf? So möchte ich doch die Begriffe wissen, die eine so unsinnige Schwägerin von Ehre und Schande hat. Vielleicht, daß bei ihr die Gelehrsamkeit ein Schimpf ist?

Lisette. Wahrhaftig, wann sie durchgängig von dem Schlage ist, wie bei Ihnen — —

Damis. Nein, das ist sie nicht. Die wenigsten haben es so weit gebracht — —

Lisette. Daß man nicht unterscheiden kann, ob sie narisch oder gelehrt sind? — —

Damis. Ich möchte aus der Haut fahren —

Lisette. Tun Sie das, und fahren Sie in eine Flügere.

Damis. Wie lange soll ich noch den Beleidigungen der nichtswürdigsten Kreatur ausgesetzt sein? — — Tausend würden sich glücklich preisen, wenn sie nur den zehnten Teil meiner Verdienste hätten. Ich bin erst zwanzig Jahr

alt; und wie viele wollte ich finden, die dieses Alter beinahe dreimal auf sich haben, und gleichwohl mit mir — — Doch ich rede umsonst. Was kann es mir für Ehre bringen, eine Unsinnige von meiner Geschicklichkeit zu überführen? Ich verstehe sieben Sprachen vollkommen, und bin erst zwanzig Jahr alt. In dem ganzen Umfange der Geschichte, und in allen mit ihr verwandten Wissenschaften, bin ich ohne gleichen — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Wie stark ich in der Weltweisheit bin, bezeugt die höchste Würde, die ich schon vor drei Jahren darin erhalten habe. Noch unwidersprechlicher wird es die Welt jetzt aus meiner Abhandlung von den Monaden erkennen. — — Ach, die verwünschte Post! — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Von meiner mehr als demosthenischen Beredsamkeit kann meine satirische Lobrede auf den Nix der Nachwelt eine ewige Probe geben.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Freilich! Auch in der Poesie darf ich meine Hand nach dem unvergänglichen Lorbeer ausstrecken. Segen mich kriecht Milton, und Haller ist gegen mich ein Schwäger. Meine Freunde, welchen ich sonst zum öftern meine Versuche, wie ich sie zu nennen beliebe, vorgelesen habe, wollen jetzt gar nichts mehr davon hören, und versichern mich allezeit auf das aufrichtigste, daß sie schon genugsam von meiner mehr als göttlichen Ader überzeugt wären.

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

Damis. Kurz, ich bin ein Philolog, ein Geschichtskundiger, ein Weltweiser, ein Redner, ein Dichter — —

Lisette. Und Sie sind erst zwanzig Jahr alt! Ein Weltweiser ohne Bart, und ein Redner, der noch nicht mündig ist! schöne Karitäten!

Damis. Fort! den Augenblick aus meiner Stube!

Lisette. Den Augenblick? Ich möchte gar zu gern die schöne Ausrufung: und Sie sind erst zwanzig Jahr alt!

noch einmal anbringen. Haben Sie nichts mehr an sich zu rühmen? O noch etwas! Wollen Sie nicht? Nun so will ich es selbst tun. Hören Sie recht zu, Herr Damis: Sie sind noch nicht Flug, und Sie sind schon zwanzig Jahr alt!

Damis. Was? wie? (Steht zornig auf.)

Lisette. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!

Damis. Himmel! was muß man von den ungelehrten Bestien erdulden! Ist es möglich von einem unwissenden Weibsbilde — —

Vierter Auftritt

Chryfander. Anton. Damis.

Chryfander. Das ist ein verfluchter Brief, Anton! Eil eil mein Sohn, mein Sohn, *post coenam stabis, vel passus mille meabis*. Du wirst doch nicht schon wieder sitzen?

Damis. Ein anderer, der nichts zu tun hat, mag sich um dergleichen barbarische Gesundheitsregeln bekümmern. Wichtige Beschäftigungen —

Chryfander. Was willst du von wichtigen Beschäftigungen reden?

Damis. Ich nicht, Herr Vater? Die meisten von den Büchern, die Sie hier auf dem Tische sehen, warten theils auf meine Noten, theils auf meine Übersetzung, theils auf meine Widerlegung, theils auf meine Verteidigung, theils auch auf mein bloßes Urtheil.

Chryfander. Laß sie warten! Jetzt — —

Damis. Jetzt kann ich freilich nicht alles auf einmal verrichten. Wann ich nur erst mit dem Wichtigsten werde zustande sein. Sie glauben nicht, was mir hier eine gewisse Untersuchung für Nachschlagen und Kopfbrechen kostet. Noch eine einzige Kleinigkeit fehlt mir, so habe ich es bewiesen, daß sich Kleopatra die Schlangen an den Arm, und nicht an die Brust, gesetzt hat — —

Chryfander. Die Schlangen taugen nirgends viel. Mir

wäre beinahe jetzt auch eine in Busen gekrochen; aber noch ist es Zeit. Höre einmal, mein Sohn; hier habe ich einen Brief bekommen, der mich — —

Damis. Wie? einen Brief? einen Brief? Ach lieber Anton! einen Brief? Liebster Herr Vater, einen Brief? von Berlin? Lassen Sie mich nicht länger warten; wo ist er? Nicht wahr, nunmehr werden Sie aufhören an meiner Geschicklichkeit zu zweifeln? Wie glücklich bin ich! Anton, weißt du es auch schon, was darin steht?

Chrysender. Was schwärmst du wieder? Der Brief ist nicht von Berlin; er ist von meinem Advokaten aus Dresden, und nach dem, was er schreibt, kann aus deiner Heirat mit Julianen nichts werden.

Damis. Nichtswürdiger Kerl! so bist du noch nicht wieder auf der Post gewesen?

Anton. Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß vor neun Uhr für mich auf der Post nichts zu tun ist.

Damis. Ah, verberabilissime, non fur, sed trifur! Himmel! daß ich vor Zorn sogar des Plautus Schimpfwörter brauchen muß. Wird dir denn ein vergebner Sang gleich den Hals kosten?

Anton. Schimpften Sie mich? Weil ich es nicht verstanden habe, so mag es hingehen.

Chrysender. Aber sage mir nur, Damis; nicht wahr, du hast doch einen Kleinen Widerwillen gegen Julianen? Wenn das ist, so will ich dich nicht zwingen. Du mußt wissen, daß ich keiner von den Vätern bin — —

Damis. Ist die Heirat schon wieder auf dem Tapete? Wann Sie doch wegen meines Widerwillens unbesorgt sein wollten. Genug, ich heirate sie — —

Chrysender. Das heißt so viel, du wolltest dich meiner wegen zwingen? Das will ich durchaus nicht. Wenn du gleich mein Sohn bist, so bist du doch ein Mensch; und jeder Mensch wird frei geboren; er muß machen können, was er will; und — Kurz, — ich gebe dir dein Wort wieder zurück.

Damis. Wieder zurück? und vor einigen Stunden konnte ich mich nicht hurtig genug entschließen? Wie soll ich das verstehen?

Chrysender. Das sollst du so verstehen, daß ich es überlegt habe, und daß, weil dir Juliane nicht gefällt, sie mir auch nicht ansteht; daß ich ihre wahren Umstände in diesem Briefe wieder gefunden habe, und daß — — Du siehst es ja, daß ich den Brief nur jetzt gleich bekommen habe. Ich weiß zwar wahrhaftig nicht, was ich davon denken soll? Die Hand meines Advokaten ist es nicht — (Damis setzt sich wieder an den Tisch.)

Anton. Nicht? ol die Leutchen müssen mehr als eine Hand zu schreiben wissen.

Chrysender. Zu geschwind ist es beinahe auch. Kaum sind es acht Tage, daß ich ihm geschrieben habe. Sollte er das Ding in der kurzen Zeit schon haben untersuchen können? Von wem hast du denn den Brief bekommen, Anton?

Anton. Von Lisetten.

Chrysender. Und Lisette?

Anton. Von dem Briefträger, ohne Zweifel.

Chrysender. Aber warum bringt denn der Kerl die Briefe nicht mir selbst?

Anton. Sie werden sich doch in den Händen, wodurch sie gehen, nicht verändern können?

Chrysender. Man weiß nicht — — Gleichwohl aber lassen sich die Gründe, die er anführt, hören. Ich muß also wohl den sichersten Weg nehmen, und dir, mein Sohn — — Aber, ich glaube gar, du hast dich wieder an den Tisch gesetzt, und studierst?

Damis. Mein Gott! ich habe zu tun, ich habe sogar viel zu tun.

Chrysender. Drum mit einem Worte, damit ich dich nicht um die Zeit bringe; die Heirat mit Julianen war nichts als ein Gedanke, den du wieder vergessen kannst. Wann ich es recht überlege, so hat doch Valer das größte Recht auf sie.

Damis. Sie betriegen sich, wenn Sie glauben, daß ich

nunmehr davon abgehen werde. Ich habe alles wohl überleget, und ich muß es Ihnen nur mit ganz trocknen Worten sagen, daß eine böse Frau mir helfen soll, meinen Ruhm unsterblich zu machen; oder vielmehr, daß ich eine böse Frau, an die man nicht denken würde, wann sie keinen Gelehrten gehabt hätte, mit mir zugleich unsterblich machen will. Der Charakter eines solchen Ehetuefels wird auf den meinigen ein gewisses Licht werfen — —

Chrysfander. Nun wohl, wohl; so nimm dir eine böse Frau; nur aber eine mit Gelde, weil an einer solchen die Bosheit noch erträglich ist. Von der Sattung war meine erste selige Frau. Um die zwanzigtausend Taler, die ich mit ihr bekam, hätte ich des bösen Feindes Schwester heiraten wollen — — Du mußt mich nur recht verstehen: ich meine es nicht nach den Worten. — Wann sie aber böse sein soll, deine Frau, was willst du mit Julianen? — — Höre, ich kenne eine alte Witwe, die schon vier Männer ins Grab gezankt hat; sie hat ihr feines Auskommen: ich dünkte, das wäre deine Sache; nimm die! Ich habe dir das Maul einmal währig gemacht, ich muß dir also doch etwas darein geben. Wann es einmal eine Kanthippe sein soll, so kannst du keine beßre finden.

Damis. Mit Ihrer Kanthippe! Ich habe es Ihnen ja schon mehr als einmal gesagt, daß Kanthippe keine böse Frau gewesen ist. Haben Sie meine Beweisgründe schon wieder vergessen?

Chrysfander. Ei was? mein Beweis ist das Abcbuch. Wer so ein Buch hat schreiben können, das so allgemein geworden ist, der muß es gewiß besser verstanden haben als du. Und kurz, mir liegt daran, daß Kanthippe eine böse Frau gewesen ist. Ich könnte mich nicht zufrieden geben, wenn ich meine erste Frau so oft sollte gelobt haben. Schweig also mit deinen Narrenspossen; ich mag von dir nicht besser unterrichtet sein.

Damis. So wird uns gedankt, wenn wir die Leute aus ihren Irrthümern helfen wollen.

Chrysender. Seit wann ist denn das Ei klüger als die Henne? he? Herr Doktor, vergess' Er nicht, daß ich Vater bin, und daß es auf den Vater ankömmt, wenn der Sohn heiraten soll. Ich will an Julianen nicht mehr gedacht wissen — —

Damis. Und warum nicht?

Chrysender. Soll ich meinem einzigen Sohne ein armes Mädchen aufhängen? Du bist nicht wert, daß ich für dich so besorgt bin. Du weißt ja, daß sie nichts im Vermögen hat.

Damis. Hatte sie vorhin, da ich sie heiraten sollte, mehr als jetzt?

Chrysender. Das verstehst du nicht. Ich wußte wohl, was ich vorhin tat: aber ich weiß auch, was ich jetzt tue.

Damis. Gut, desto besser ist es, wann sie kein Geld hat. Man wird mir also nicht nachreden können, die böse Frau des Geldes wegen genommen zu haben; man wird es zugestehen müssen, daß ich keine andere Absicht gehabt, als die, mich in den Tugenden zu üben, die bei Erduldung eines solchen Weibes nötig sind.

Chrysender. Eines solchen Weibes! wer hat dir denn gesagt, daß Juliane eine böse Frau werden wird?

Damis. Wenn ich nicht, wie wir Gelehrten zu reden pflegen, a priori davon überführt wäre, so würde ich es schon daraus schließen können, weil Sie daran zweifeln.

Chrysender. Fein naseweis, mein Sohn! fein naseweis! Ich habe Julianen auferzogen; sie hat viel Wohltat bei mir genossen; ich habe ihr alles Gute beigebracht: wer von ihr Übels spricht, der spricht es zugleich von mir. Was? ich sollte nicht ein Frauenzimmer zu ziehen wissen? Ich sollte ein Mädchen, das unter meiner Aufsicht groß geworden ist, nicht so weit gebracht haben, daß es einmal eine rechtschaffne wackre Frau würde? Reich habe ich sie freilich nicht machen können; ich bin der Wohltat selbst noch benötigt. Aber daß ich sie nicht tugendhaft, nicht verständig gemacht hätte, das kann mir nur einer nachreden, der so dumm ist als du, mein Sohn. Nimm mir es nicht

übel, daß ich mit der Sprache herausrückte. Du bist so ein eingemachter Narre, so ein Stoddfisch — — nimm mir's nicht übel, mein Sohn — — so ein überstudierter Dickelhering — — aber nimm mir's nicht übel — —

Damis (beiseite). Bald sollte ich glauben, daß sein erster Handel mit eingesalznen Fischen gewesen sei. — — Schon gut, Herr Vater; von Julianens Tugend will ich nichts sagen; die Tugend ist oft eine Art von Dummheit. Aber was ihren Verstand anbelangt, von dem werden Sie mir erlauben, daß ich ihn noch immer in Zweifel ziehe. Ich bin nun schon eine ziemliche Zeit wieder hier; ich habe mir auch manchmal die Mühe genommen, ein paar Worte mit ihr zu sprechen: hat sie aber wohl jemals an meine Gelehrsamkeit gedacht? Ich mag nicht gelobt sein! so eitel bin ich nicht; nur muß man den Leuten ihr Recht widerfahren lassen — —

Fünfter Auftritt

Chrysender. Damis. Valer.

Chrysender. Gut, gut, Herr Valer, Sie kommen gleich zur rechten Stunde.

Damis. Was will der unerträgliche Mensch wieder?

Valer. Ich komme, Abschied von Ihnen beiden zu nehmen — —

Chrysender. Abschied? so zeitig? warum denn?

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie im Ernste fragen.

Chrysender. Gott weiß es, Herr Valer; in dem allerernstlichsten Ernste. Ich lasse Sie wahrhaftig nicht.

Valer. Um mich noch empfindlicher zu martern? Sie wissen, wie lieb mir die Person allezeit gewesen ist, die Sie mir heute entreißen. Doch das Unglück wäre klein, wenn es mich nur allein trübe. Sie wollen noch dazu diese geliebte Person mit einem verbinden, der sie ebenso sehr haßt, als ich sie verehere? Meine ganze Seele ist voller

Verzweiflung, und von nun an werde ich, weder hier, noch irgendwo in der Welt wieder ruhig werden. Ich gehe, um mich — —

Chrysender. Nicht gehen, Herr Valer, nicht gehen! Dem Übel ist vielleicht noch abzuhelfen.

Valer. Abzuhelfen? Sie beschimpfen mich, wenn Sie glauben, daß ich jemals diesen Streich überwinden werde. Er würde für ein minder zärtliches Herz, als das meinige ist, tödlich sein.

Damis. Was für ein Gewäsche! (Setzt sich an seinen Tisch.)

Valer. Wie glücklich sind Sie, Damis! Lernen Sie wenigstens Ihr Glück erkennen; es ist der geringste Dank, den Sie dem Himmel schuldig sind. Juliane wird die Ihrige — —

Chrysender. Ei, wer sagt denn das? Sie soll noch zeitig genug die Ihrige werden. Herr Valer, nur Geduld!

Valer. Halten Sie inne mit Ihren kalten Verspottungen — —

Chrysender. Verspottungen? Sie müssen mich schlecht kennen. Was ich sage, das sag' ich. Ich habe die Sache nun besser überlegt; ich sehe, Juliane scheidt sich für meinen Sohn nicht, und er sich noch viel weniger für Julianen. Sie lieben sie; Sie haben längst bei mir um sie angehalten; wer am ersten kommt, der muß am ersten mahlen. Ich habe eben mit meinem Sohne davon geredt — — Sie kennen ihn ja — —

Valer. Himmel, was hör' ich? Ist es möglich? welche glückliche Veränderung! Erlauben Sie, daß ich Sie tausendmal umfange. Soll ich also doch noch glücklich sein? O Chrysender! o Damis!

Chrysender. Reden Sie mit ihm, und setzen Sie ihm den Kopf ein wenig zurechte. Ich will zu Julianen gehen, und ihr meinen veränderten Entschluß hinterbringen. Sie wird mir es doch nicht übelnehmen?

Valer. Übel? Sie werden ihr das Leben wiedergeben, so wie Sie es mir wiedergegeben haben.

Chrysender. Ei! Kann ich das? (Geht ab.)

Sechster Auftritt

Damis. Valer. Anton.

Valer. Und in welchem Tone soll ich nun mit Ihnen reden, liebster Freund? Das erneuerte Versprechen Ihres Vaters berechtigte mich, Sie ganz und gar zu übergehen. Ich habe gewonnen, sobald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört. Doch wie angenehm soll es mir sein, wann ich ihren Besitz zum Teil auch Ihnen werde verdanken können.

Damis. Anton!

Anton (k6mmt). Was soll der? ist Ihnen die Post wieder eingefallen?

Damis. Gleich geh! sie mu0 must notwendig da sein.

Anton. Aber ich sage Ihnen, da0 sie bei so 6ubelm Wetter vor zehn Uhr nicht kommen kann.

Damis. Sibst du abermals eine Stunde zu? Kurz, geh! und k6mmt du leer wieder, so sieh dich vor!

Anton. Wenn ich diese Nacht nicht sanft schlafe, so glaube ich zeitlebens nicht mehr, da0 die M6digkeit etwas dazu helfen kann. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt

Damis. Valer.

Valer. So? anstatt zu antworten, reden Sie mit dem Bedienten?

Damis. Verzeihen Sie, Valer; Sie haben also mit mir gesprochen? Ich habe den Kopf so voll; es ist mir unm6glich, auf alles zu h6ren.

Valer. Und Sie wollen sich auch bei mir verstellen? Ich wei0 die Zeit noch sehr wohl, da ich in eben dem wunderbaren Wahne stand, es lie0e gelehrt, so zerstreut als m6glich, und auf nichts als auf sein Buch aufmerksam zu tun. Doch glauben Sie nur, der mu0 sehr einf6ltig sein, den Sie mit diesen Gaukeleien hintergehen wollen.

Damis. Und Sie müssen noch einfältiger sein, daß Sie glauben können, ein jeder Kopf sei so gedankenleer als der Ihrige. Und verdient denn Ihr Geschwätz, daß ich darauf höre? Sie haben ja gewonnen, sobald Chrysander Julianen zu zwingen aufhört; Sie sind ja berechtigt, mich zu übergehen — —

Valer. Das muß doch eine besondere Art der Zerstreuung sein, in welcher man des andern Reden gleichwohl so genau hört, daß man sie von Wort zu Wort wiederholen kann.

Damis. Ihre Spöttelei ist sehr trocken. (Sieht wieder auf sein Buch.)

Valer. Doch aber zu empfinden? — — Was für eine Marter ist es, mit einem Menschen von Ihrer Art zu tun zu haben? Es gibt deren wenige — —

Damis. Das sollte ich selbst glauben.

Valer. Es würden sich aber mehrere finden, wenn selbst — —

Damis. Ganz recht; wenn die wahre Gelehrsamkeit nicht so schwer zu erlangen, die natürliche Fähigkeit dazu gemeiner, und ein unermüdeter Fleiß nicht so etwas Beschwierliches wären — —

Valer. Ha! ha! ha!

Damis. Das Lachen eines wahren Idioten!

Valer. Sie reden von Ihrer Gelehrsamkeit, und ich, mit Vergebung, wollte von Ihrer Torheit reden. Hierin, meinte ich, würden Sie mehrere Ihresgleichen finden, wenn selbst diese Torheit ihren Sklaven nicht zur Last würden müßte.

Damis. Verdienen Sie also, daß ich Ihnen antworte? (Sieht wieder in sein Buch.)

Valer. Und verdienen Sie wohl, daß ich noch Freundes genug bin, mit Ihnen ohne Verstellung zu reden? Glauben Sie mir, Sie werden Ihre Torheiten bei mehrerm Verstande bereuen — —

Damis. Bei mehrerm Verstande? (Spöttisch.)

Valer. Werden Sie darüber ungehalten? Das ist wun-

derbar! Ihr Körper kann, Ihren Jahren nach, noch nicht ausgewachsen haben, und Sie glauben, daß Ihre Seele gleichwohl schon zu ihrer möglichen Vollkommenheit gelanget sei? Ich würde den für meinen Feind halten, welcher mir den Vorzug, täglich zu mehrern Verstande zu kommen, streitig machen wollte.

Damis. Sie!

Valer. Sie werden so spöttisch, mein Herr Nebenbuhler — Doch da ist sie selbst! (Läuft ihr entgegen.) Ah, Juliane — —

Achter Auftritt

Juliane. Damis. Valer.

Juliane. Ach, Valer, welche glückliche Veränderung! — —

Damis (indem er sich auf dem Stuhle umwendet). Die Ehre, Sie hier zu sehen, Mademoisell, habe ich ohne Zweifel einem Irrtume zu danken? Sie glauben vielleicht in Ihr Schlafzimmer zu kommen — —

Juliane. Dieser Irrtum wäre unvergeblich! Nein! mein Herr, es geschieht auf Befehl Ihres Herrn Vaters, daß ich diesen heiligen Ort betrete. Ich komme, Ihnen einen Kauf aufzusagen, und mich bei Ihrer Muse zu entschuldigen, daß ich beinahe in die Gefahr gekommen wäre, ihr einen so liebenswürdigen Geist abspenstig zu machen.

Valer. O wie entzückt bin ich, schönste Juliane, Sie auf einmal wieder in Ihrer Heiterkeit zu sehen.

Damis. Wenn ich das Gewäsche eines Frauenzimmers recht verstehe, so kommen Sie, ein Paktum aufzuheben, welches doch alle Requisita hat, die zu einem unumstößlichen Pakto erfordert werden.

Juliane. Und wenn ich das Galimathias eines jungen Gelehrten verstehen darf, so haben Sie es getroffen.

Damis. Mein Vater ist ein Idiot. Kommt es denn nur auf ihn, oder auf Sie, Mademoisell, an, einen Vertrag,

der an meinem Theil fest bestehet, ungültig zu machen? — —
Es wird sich alles zeigen; nur wollte ich bitten, mich jetzt
ungestört zu lassen — — (Wendet sich wieder an den Tisch.)

Valer. Was für ein Bezeigen! hat man jemals einem
Frauenzimmer, auf dessen Besitz man Anspruch macht, so be-
gegnet?

Damis. Und ist man jemals einem beschäftigten Ge-
lehrten so überlästig gewesen? Diese verdrüßliche Gesell-
schaft los zu werden, muß ich nur selbst meine vier Wände
verlassen. (Geht ab.)

Neunter Auftritt

Valer. Juliane.

Juliane. Und wir lachen ihm nicht nach?

Valer. Nein, Juliane; eine bessere Freude mag uns
jetzt erfüllen; und beinahe gehört eine Art von Grausam-
keit dazu, sich über einen so Kläglichem Toren lustig zu
machen. Wie soll ich Ihnen die Regungen meines Herzens
beschreiben, jetzt, da man ihm alle seine Glückseligkeit
wiedergegeben hat? Ich beschwöre Sie, Juliane, wann Sie
mich lieben, so verlassen Sie noch heute mit mir dieses ge-
fährliche Haus. Setzen Sie sich nicht länger der Ungefügig-
keit eines veränderlichen Alten, der Raserei eines jungen
Pedanten, und der Schwäche Ihrer eignen allzu zärtlichen
Denkungsart aus. Sie sind mir in einem Tage genommen,
und wiedergegeben worden; lassen Sie ihn den ersten und
den letzten sein, der so grausam mit uns spielen darf!

Juliane. Fassen Sie sich, Valer. Wir wollen lieber
nichts tun, was uns einige Vorwürfe von Chryсандern
zuziehen könnte. Sie sehen, er ist auf dem besten Wege,
und ich liebe ihn ebensosehr, als ich den Damis verachte.
Durch das Mißtrauen, wodurch ich mich auf einmal seiner
Vorsorge entzöge, würde ich ihm für seine Wohlthaten
schlecht danken — —

Valer. Noch immer reden Sie von Wohltaten? Ich werde nicht eher ruhig, als bis ich Sie von diesen gefährlichen Banden befreiet habe. Erlauben Sie mir, daß ich sie sogleich gänzlich vernichte, und dem alten Eigennützigem — —

Juliane. Nennen Sie ihn anders, Valer; er ist das nicht: und schon seine Veränderung zeigt es, daß Lisette falsch gehört, oder uns hintergangen hat. Zwar weiß ich nicht, wem ich diese Veränderung zuschreiben soll — — (nachsinnend.)

Valer. Warum auf einmal so in Gedanken? Die Ursache, die ihn bewogen hat, mag sein, welche es will; ich weiß doch gewiß, daß es eine Fügung des Himmels ist.

Juliane. Des Himmels, oder Lisettens. Auf einmal fällt mir ein, was Sie mir von einem Briefe gesagt haben. Sollte wohl Lisettens allzu große Dienstfertigkeit — —

Valer. Welche Einbildung, liebste Juliane! Sie weiß es ja, daß Ihre Tugend in diesen Kleinen Betrug nicht willigen wollen.

Juliane. Gleichwohl, je mehr ich nachdenke —

Valer. Wenn es nun auch wäre, wollten Sie denn deswegen — —

Juliane. Wann es nun auch wäre? wie?

Zehnter Auftritt

Lisette. Valer. Juliane.

Juliane. Du kommst als gerufen, Lisette.

Lisette. Nun, gehen meine Sachen nicht vortrefflich? Wollen Sie es nicht unten mit anhören, wie sich Damis und Chrysander zanken? „Du sollst sie nicht bekommen; ich muß sie bekommen; ich bin Vater; Sie haben mir sie versprochen: ich habe mich anders besonnen; ich aber nicht: so muß es noch geschehen; das ist unmöglich: unmöglich

oder nicht; kurz ich geh' nicht ab: ich will es Ihnen aus Büchern beweisen, daß Sie mir Wort halten müssen: du kannst mit deinen Büchern an den Galgen gehen." — — Was wiederhole ich viel ihre närrische Reden? Der Vater hat recht; er handelt klug: er würde aber gewiß nicht so klug handeln, wenn ich nicht vorher so klug gewesen wäre.

Juliane. Wie verstehst du das, Lisette?

Lisette. Ich lobe mich nicht gerne selbst. Kurz, meine liebe Mamsell, Ihr Schutzengel, der bin ich!

Juliane. Der bist du? und wie denn?

Lisette. Dadurch, daß ich einen Betrieger mit seiner Münze bezahlt habe. Der alte häßliche —

Juliane. Und also hast du Chryсандern betrogen?

Lisette. Ei, sagen Sie doch das nicht; einen Betrieger betriegt man nicht, sondern den hintergeht man nur. Hintergangen hab' ich ihn.

Valer. Und wie?

Lisette. Schlecht genug, daß Sie es schon wieder vergessen haben. Ich sollte meinen, erkenntlich zu sein, brauche man ein besser Gedächtnis.

Juliane. Du hast ihm also wohl gar den falschen Brief untergeschoben?

Lisette. Behüte Gott! ich habe ihn bloß durch einen erdichteten Brief auf andere Gedanken zu bringen gesucht; und das ist mir gelungen.

Juliane. Das hast du getan? und ich sollte mein Glück einer Betriegerin zu danken haben? Es mag mir gehen, wie es will; Chryсандer soll es den Augenblick erfahren — —

Lisette. Was soll denn das heißen? Ist das mein Dank?

Valer. Besinnen Sie sich, Juliane; verziehen Sie!

Juliane. Unmöglich, Valer; lassen Sie mich. (Juliane geht ab.)

Elfter Auftritt

Valer. Lisette.

Valer. Himmel, nun ist alles wieder aus!

Lisette. So mag sie es haben! Gift und Galle möchte ich speien, so toll bin ich! Für meinen guten Willen mich eine Betrügerin zu heißen? Ich hoffte, sie würde mir vor Freuden um den Hals fallen. — — Wie wird der Alte auf mich losziehen! Er jagt mich und Sie zum Hause heraus. Was wollen Sie nun anfangen?

Valer. Ja was soll ich nun anfangen, Lisette?

Lisette. Ich glaube, Sie antworten mir mit meiner eignen Frage? Das ist bequem. Mein guter Rat hat ein Ende. Ich will mich bald wieder in so etwas mengen!

Valer. Zu was für einer ungelegnen Zeit kamst du aber auch, Lisette? Ich hatte dir es gesagt, daß Juliane in diesen Streich nicht willigen wollte. Hättest du nicht noch einige Zeit schweigen können?

Lisette. Konnte ich denn vermuten, daß sie so übertrieben eigensinnig sein würde? Sie können sich leicht einbilden, wie es mit unsereiner ist: ich hätte nicht wie viel nehmen, und es gegen sie länger verbergen wollen, wem sie ihr Glück zu danken habe. Die Freude ist schwatzhaft, und — Ach, ich möchte gleich — —

Zwölfter Auftritt

Anton. Valer. Lisette.

Anton (mit Briefen in der Hand). Hal hal haltet ihr wieder Konferenz! Wenn es mein Herr wüßte, daß in seiner eignen Stube die schlimmsten Anschläge wider ihn geschmiedet werden, er würde dich, Lisette — — Aber, wie steht ihr denn da beisammen? Herr Valer scheint betrübt: du bist erhitzt, erhitzt, wie ein Zinshahn. Habt ihr euch geschlagen, oder habt ihr euch sonst eine Motion gemacht?

Ei, ei, Lisette, höre — — (sachte zu Lisetten) du hast dich doch der Ausstattung wegen mit ihm nicht überworfen? Hat er sein Wort etwa zurückgezogen? Das wäre ein verfluchter Streich. (Laut.) Nein, nein, Herr Valer, was man verspricht, das muß man halten. Sie hat Ihnen redlich gedient, und ich auch. Zum Henker! glauben Sie denn, daß es einmal einer ehrlichen Seele keine Gewissensbisse verursachen muß, wenn sie ihre Herrschaft für null und nichts betrogen hat? Ich lasse mich nicht vexieren; und meine Forderung wenigstens — — Hol' mich dieser und jener! ich nehm' einen Advokaten an, einen rechten Bullenbeißer von einem Advokaten, der Ihnen gewiß so viel soll zu schaffen machen —

Lisette. Ach Narre, schweig!

Valer. Was will er denn? mit wem sprichst du denn?

Anton. Poß Stern! mit unserm Schuldmanne sprech' ich. Das können Sie ja wohl am Tone hören.

Valer. Wer ist denn dein Schuldmann?

Anton. Kommt es nun da heraus, daß Sie die Schuld leugnen wollen? Hören Sie: mein Advokat bringt Sie zum Schwur — —

Valer. Lisette, weißt denn du, was er will?

Lisette. Der Schwärmer! ich brauchte ihn vorhin zu Überbringung des Briefes, und versprach ihm, wenn die Sache gut ausfallen sollte, eine Belohnung von Ihnen.

Valer. Weiter ist es nichts?

Anton. Ich dächte doch, das wäre genug. Und wie hält es denn mit Lisettens Ausstattung? Ich muß mich um ihr Vermögen so gut als um das meinige bekümmern, weil es doch meine werden soll.

Valer. Seid unbesorgt; wenn ich mein Glück mache, so will ich das eurige gewiß nicht vergessen.

Anton. Gesezt aber, Sie machten es nicht? Und was versprochen ist, ist doch versprochen.

Valer. Auch alsdenn will ich euern Eifer nicht unbelohnt lassen.

Anton. Ach, das sind Komplimente, Komplimente!

Lisette. So hör' einmal auf!

Anton. Bist du nicht eine Närrin; ich rede ja für dich mit.

Lisette. Es ist aber ganz unnötig.

Anton. Unnötig? habt ihr euch denn nicht gezanft?

Lisette. Warum nicht gar?

Anton. Hat er sein Versprechen nicht zurückgezogen?

Lisette. Nein doch.

Anton. O so verzeihen Sie mir, Herr Valer. Die Galle kann einem ehrlichen Manne leicht überlaufen. Ich bin ein wenig hitzig, zumal in Geldsachen. Fürchten Sie sich für den Advokaten nur nicht — —

Valer. Und ich kann in einer so marternden Ungewißheit hier noch verzeihen? Ich muß sie sprechen; vielleicht hat sie es noch nicht getan — —

Lisette. Hat sie es aber getan, so kommen Sie dem Alten ja nicht zu nahe!

Valer. Ich habe von dem ganzen Handel nichts gewußt.

Lisette. Desto schlimmer alsdenn für mich. Sehen Sie nur.

Dreizehnter Auftritt

Anton. Lisette.

Anton. Desto schlimmer für dich? Was ist denn desto schlimmer für dich? Warum soll er denn dem Alten nicht zu nahe kommen? Was habt ihr denn wieder?

Lisette. Je, der verfluchte Brief!

Anton. Was für ein Brief?

Lisette. Den ich dir vorhin gab.

Anton. Was ist denn mit dem?

Lisette. Es ist alles umsonst; meine Mühe ist vergebens.

Anton. Wie denn so? so wahr ich lebe, ich habe ihn richtig bestellt. Mache keine Possen, und schiebe die Schuld etwa auf mich!

Lisette. Richtig übergeben ist er wohl; er tat auch schon seine Wirkung. Aber Juliane hat uns selbst einen Strich durch die Rechnung gemacht. Sie will es durchaus entdecken, daß es ein falscher Brief gewesen sei, und hat es vielleicht auch schon getan.

Anton. Was zum Henker, sie selbst? Da werden wir ankommen! Siehst du; nun ist der Sperling und die Taube weg. Und was das schlimmste ist; da ich die Taube haben wollen, so bin ich darüber mit der Nase ins Weiche gefallen. Oder deutlicher, und ohne Gleichnis mit dir zu reden: die versprochene Belohnung bei dem Alten hab' ich verloren, die eingebildete bei Valeren entgeht mir auch, und aller Profit, den ich dabei machen werde, ist, nebst einem gnädigen Rübbenstoße, ein Paß' dich zum Teufel! — — Will Sie mich alsdenn noch, Jungfer Lisette? — — O, Sie muß mich. Ich will Sie die Leute lehren unglücklich machen — —

Lisette. Es wird mir gewiß besser gehen? Wir wandern miteinander, und wenn wir nur einmal ein Paar sind, so magst du sehen, wie du mich ernährst.

Anton. Ich dich ernähren? bei der teuren Zeit? Wenn ich noch könnte mit dir herumziehen, wie der mit dem großen Tiere, das sein Horn auf der Nase hat.

Lisette. Sorge nicht, in ein Tier mit einem Horne will ich dich bald verwandeln. Es wird alsdenn doch wohl einerlei sein, ob du mit mir, oder ich mit dir herumziehe.

Anton. Nu wahrhaftig, mit dir weiß man doch noch, woran man ist. — — Aber, damit wir nicht eins ins andre reden, wo ist denn nun mein Herr? Da sind endlich seine verdammten Briefe!

Lisette. Siehst du ihn?

Anton. Nein; aber wo mir recht ist, jetzt hör' ich ihn.

Lisette. Laß ihn nur kommen; toll will ich ihn noch machen, zuguterletzt.

Vierzehnter Auftritt

Anton. Lisette. Damis (Kömmt ganz tieffinnig; Lisette schleicht hinter ihm her, und macht seine Grimassen nach).

Anton. Halt! ich will ihn noch ein wenig zappeln lassen, und ihm die Briefe nicht gleich geben. (Steckt sie ein.) Wie so tieffinnig, Herr Damis? was steckt Ihnen wieder im Kopfe?

Damis. Halt dein Maul!

Anton. Kurz geantwortet! Aber soll sich denn ein Bedienter nicht um seinen Herrn bekümmern? Es wäre doch ganz billig, wenn ich auch wüßte, worauf Sie dächten. Eine blinde Henne findet auch manchmal ein Körnchen, und vielleicht könnte ich Ihnen — —

Damis. Schweig!

Anton. Die Antwort war noch kürzer. Wenn sie stufenweise so abnimmt, so will ich einmal sehen, was übrig bleiben wird. — Was zählen Sie denn an den Fingern? Was hat Ihnen denn der arme Nagel getan, daß Sie ihn so zerbeißen? (Er wird Lisetten gewahr.) — — Und, zum Henker, was ist denn das für ein Affe? Kömmt du von Sinnen?

Lisette. Halt dein Maul!

Anton. Um des Himmels willen geh! Wann mein Herr aus seinem Schlafe erwacht, und dich sieht — —

Lisette. Schweig!

Anton. Willst du mich oder meinen Herrn zum besten haben? So sehen Sie doch einmal hinter sich, Herr Damis!

Damis (geht einigemal tieffinnig auf und nieder; Lisette in gleichen Stellungen hinter ihm her: und wann er sich umwendet, schleicht sie sich hurtig herum, daß er sie nicht gewahr wird).

Meiner Hochzeitfaßel Brand

Sei von mir jetzt selbst gesungen!

Anton. Hol ho! Sie machen Verse? Komm Lisette, nun müssen wir ihn allein lassen. Bei solcher Gelegenheit

hat er mich selbst schon, mehr als einmal, aus der Stube gestoßen. Komm nur; er ruft uns gewiß selbst wieder, sobald er fertig ist, und vielleicht das ganze Haus dazu.

Lisette (indem sich Damis umwendet, bleibt sie starr vor ihm stehen, und nimmt seinen Ton an).

Meiner Hochzeitfacel Brand

Sei von mir jetzt selbst gesungen!

(Damis tut als ob er sie nicht gewahr würde, und stößt auf sie.)

Damis. Was ist das?

Lisette. Was ist das? (Beide als ob sie zu sich selbst kämen.)

Damis. Unwissender, niederträchtiger Kerl! habe ich dir nicht oft genug gesagt, keine Seele in meine Stube zu lassen, als aufs höchste meinen Vater? Was will denn die hier?

Lisette. Unwissender, niederträchtiger Kerl! hast du mir es nicht oft genug gesagt, daß ich mich aus der Stube fortmachen soll? Kannst du dir denn aber nicht einbilden, daß die, welche im Kabinette hat sein dürfen, auch Erlaubnis haben werde, in der Stube zu sein? Unwissender, niederträchtiger Kerl!

Anton. Wem soll ich nun antworten?

Damis. Gleich stoße sie zur Stube hinaus!

Anton. Stoßen? mit Gewalt?

Damis. Wenn sie nicht in gutem gehen will —

Anton. Lisette, geh immer in gutem — —

Lisette. Sobald es mir gelegen sein wird.

Damis. Stoß sie heraus, sag' ich!

Anton. Komm Lisette, gib mir die Hand; ich will dich ganz ehrbar herausführen.

Lisette. Grobian, wer wird denn ein Frauenzimmer mit der bloßen Hand führen wollen?

Anton. O ich weiß auch zu leben! — In Ermanglung eines Handschuhs also — (er nimmt den Zipfel von der Weste) — werde ich die Ehre haben — —

Damis. Ich seh' wohl, ich soll mich selbst über sie machen — — (Seht auf sie los.)

Lisette. Ha! ha! ha! soweit wollte ich Sie nur gern bringen. Adieu!

Funfzehnter Auftritt

Anton. Damis.

Damis. Nun sind alle Gedanken wieder fort! Das Feuer ist verrauchet; die Einbildungskraft ist zerstreut. Der Gott, der uns begeistern muß, hat mich verlassen — Verdammte Kreatur! was für Verdruß hat sie mir heute nicht schon gemacht! wie spöttisch ist sie mit mir umgegangen! Himmell! in meiner Tieffinnigkeit mir alles so lächerlich nachzuäffen.

Anton. Sie sahen es ja aber nicht.

Damis. Ich sah es nicht?

Anton. Ja? ist's möglich? und Sie stellten sich nur so?

Damis. Schweig, Idiot! — — Ich will sehen, ob ich mich wieder in die Entzündung setzen kann — —

Anton. Tun Sie das lieber nicht; die Verse können unmöglich geraten, wobei man so finster aussieht — Darf man aber nicht wissen, was es werden wird? ein Abendlied, oder ein Morgenlied?

Damis. Dummkopf!

Anton. Ein Bußlied?

Damis. Einfaltspinn!

Anton. Ein Tischlied? auch nicht? — — Ein Sterbelied werden Sie doch nicht machen? So wahr ich ehrlich bin, wenn ich auch noch so ein großer Poet wäre, das bliebe von mir ungemacht. Sterben ist der abgeschmackteste Streich, den man sich selbst spielt. Er verdient nicht einen Vers, geschweige ein Lied.

Damis. Ich muß Mitleiden mit deiner Unwissenheit haben. Du kennst keine andre Arten von Gedichten, als die du im Gesangbuche gefunden hast.

Anton. Es wird gewiß noch andre geben? So lassen Sie doch hören, was Sie machen.

Damis. Ich mache — — ein Epithalamium — —

Anton. Ein Epithalamium? Doch Stern, das ist ein schwer Ding! Damit können Sie wirklich zurechte kommen? Da gehört Kunst dazu — — Aber, Herr Damis, im Vertrauen, was ist denn das ein Epith — pitha — thlamium?

Damis. Wie kannst du es denn schwer nennen, wenn du noch nicht weißt, was es ist?

Anton. Ei nun, das Wort ist ja schon schwer genug. Sagen Sie mir nur ein wenig mit einem andern Namen, was es ist.

Damis. Ein Epithalamium ist ein Thalassio.

Anton. So, so! nun versteh' ich's: ein Epithalamium ist ein — — wie hieß es? —

Damis. Thalassio.

Anton. Ein Thalassio, und das können Sie machen? Wenigstens werden Sie viel Zeit dazu brauchen — — Aber, hören Sie doch, wenn mich nun jemand fragt, was ein Thalassio ist, was muß ich ihm wohl antworten?

Damis. Auch das weißt du nicht, was ein Thalassio ist?

Anton. Ich für mein Teil weiß es wohl. Ein Thalassio ist ein — — wie hieß das vorige Wort?

Damis. Epithalamium.

Anton. Ist ein Epithalamium. Und ein Epithalamium ist ein Thalassio. Nicht wahr, ich habe es gut behalten? Aber das möchte nur andern Leuten nicht deutlich sein, welche beide Worte nicht verstehen.

Damis. Je nun, so sage ihnen, Thalassio sei ein Hymenaeus.

Anton. Zum Henker! das heißt Leute vexieren. Ein Epithalamium ist ein Thalassio, und ein Thalassio ist ein Hymenaeus. Und so umgekehrt, ein Hym — — Hym — — Die Namen mag sonst einer merken!

Damis. Recht! recht! ich sehe doch, daß du anfängst einen Begriff von Sachen zu bekommen.

Anton. Ich einen Begriff hiervon? so wahr ich ehrlich bin! Sie irren sich. Der Kobold müßte mir's eingeblasen haben, wenn ich wüßte, was die laudermwelschen Worte heißen sollen. Sagen Sie mir doch ihren deutschen Namen; oder haben sie keinen?

Damis. Sie haben zwar einen, allein er ist lange nicht von der Annehmlichkeit und dem Nachdrucke der griechischen oder lateinischen. Sage einmal selbst, ob ein Hochzeitgedichte nicht viel kahler klingt als ein Epithalamium, ein Hymenaeus, ein Thalassio.

Anton. Mir nicht; wahrhaftig mir nicht! denn jenes versteh' ich, und dieses nicht. Ein Hochzeitgedichte haben Sie also machen wollen? Warum sagten Sie das nicht gleich? — — O! in Hochzeitgedichten habe ich eine Belesenheit, die erstaunend ist. Ich muß Ihnen nur sagen, wie ich dazu gekommen bin. Mein weiland seliger Vater hatte einen Vetter — und gewissermaßen war es also auch mein Vetter — —

Damis. Was wird das für ein Gewäsche werden?

Anton. Sie wollen es nicht abwarten? Gut! der Schade ist Ihre. — — Weiter also: Verse auf eine Hochzeit wollten Sie machen? aber auf was denn für eine?

Damis. Welche Frage! auf meine eigne.

Anton. Sie heiraten also Julianen noch? Der Alte will es ja nicht! — —

Damis. Ah der!

Anton. Es ist schon wahr; was hat sich ein Sohn um den Vater zu bekümmern? Aber sagen Sie mir doch: schießt es sich denn, daß man auf seine eigne Hochzeit Verse macht?

Damis. Gewöhnlich ist es freilich nicht; aber desto besser! Geister, wie ich, lieben das Besondre.

Anton (beiseite). St! jetzt will ich ihm einen Streich spielen! — (Laut.) Hören Sie nur, Herr Damis, ich werde es selbst gern sehen, wenn Sie Julianen heiraten.

Damis. Wieso?

Anton. Ich weiß nicht, ob ich mich unterstehen darf, es Ihnen zu sagen. Ich habe — — ich habe selbst — —

Damis. Nur heraus mit der Sprache!

Anton. Ich habe selbst versucht, Verse auf Ihre Hochzeit zu machen, und deswegen wollte ich nun nicht gern, daß meine Mühe verloren wäre.

Damis. Das wird etwas Schönes sein!

Anton. Freilich! denn das ist mein Fehler; ich mache entweder etwas Rechtes, oder gar nichts.

Damis. Sie doch her! vielleicht kann ich deine Reime verbessern, daß sie alsdenn mir und dir Ehre machen.

Anton. Hören Sie nur, ich will sie Ihnen vorlesen. (Er sucht einen Zettel aus der Tasche.) Ganz bin ich noch nicht fertig, muß ich Ihnen sagen. Der Anfang aber, aus dem auch allenfalls das Ende werden kann, klingt so — — Rücken Sie mir doch das Licht ein wenig näher! — —

Du, o edle Fertigkeit,
Zu den vorgesezten Zwecken
Tücht'ge Mittel — —

Damis. Halt! du bist ein elender Stümper! Ha! ha! ha! Das du o steht ganz vergebens. Edle Fertigkeit sagt nichts weniger, und Du, o edle Fertigkeit nichts mehr. Deleatur ergo du o! Damit aber nicht zwei Silben fehlen, so verstärke das Beiwort edel, nach Art der Griechen, und sage überedel. Ich weiß zwar wohl, überedel ist ein neues Wort; aber ich weiß auch, daß neue Wörter dasjenige sind, was die Poesie am meisten von der Prose unterscheiden muß. Solche Vortheilchen merke dir! Du mußt dich durchaus bestreben, etwas Unerhörtes, etwas Ungesagtes zu sagen. Verstehst du mich, dummer Teufel?

Anton. Ich will es hoffen.

Damis. Also heißt dein erster Vers

Überedle Fertigkeit etc.

Nun lies weiter!

Anton.

Zu den vorgesezten Zwecken
Tücht'ge Mittel zu entdecken,
Und sich dann zur rechten Zeit
Ihrer Kräfte zu bedienen,
Wirst, so lange bis die Welt
In ihr erstes Cha=Cha=Chaos fällt,
Wie die Pappelbäume grünen.

Aber, Herr Damis können Sie mir nicht sagen, was ich hier muß gedacht haben? Verflucht! das ist schön; ich verstehe mich selbst nicht mehr. Das erste Cha — Chaos; — ich dächte ich hätte das Wort noch nie in meinen Mund genommen, so fürchterlich klingt es mir.

Damis. Zeige doch — —

Anton. Warten Sie, warten Sie! ich will es Ihnen noch einmal vorlesen.

Damis. Nein, nein; weise mir nur den Zettel her.

Anton. Sie können es unmöglich lesen. Ich habe gar zu schlecht geschrieben; kein Buchstabe steht gerade; sie hoffen einer auf dem andern, als ob sie Junge hecken wollten.

Damis. O so gib her!

Anton (gibt ihm den Zettel mit Zittern). Zum Henker, es ist seine eigne Hand!

Damis (betrachtet ihn einige Zeit). Was soll das heißen? (Steht zornig auf.) Verfluchter Verräter, wo hast du dieses Blatt her?

Anton. Nicht so zornig; nicht so zornig!

Damis. Wo hast du es her?

Anton. Wollen Sie mich denn erwürgen?

Damis. Wo hast du das Blatt her, frag' ich?

Anton. Lassen Sie nur erst nach.

Damis. Geseh!

Anton. Aus — — aus Ihrer — Westentasche.

Damis. Ungelehrte Bestie! ist das deine Treue? Das ist ein Diebstahl; ein Plagium.

Anton. Zum Henker! des Quarks wegen mich zu einem Diebe zu machen?

Damis. Des Quarks wegen? was? den Anfang eines philosophischen Lehrgedichts einen Quark zu nennen?

Anton. Sie sagten ja selbst, es taue nichts.

Damis. Ja, insofern es ein Hochzeitkarmen vorstellen sollte, und du der Verfasser davon wärest. Gleich schaffe die andern Manuskripte, die du mir sonst entwandt hast, auch herbei! Soll ich meine Arbeit in fremden Händen sehen? Soll ich zugeben, daß sich eine häßliche Dohle mit meinen prächtigen Pfauenfedern ausschmücke? Mach' bald! oder ich werde andre Maßregeln ergreifen.

Anton. Was wollen Sie denn? Ich habe nicht einen Buchstaben mehr von Ihnen.

Damis. Gleich wende alle Taschen um!

Anton. Warum auch nicht? Wenn ich sie umwende, so fällt ja alles heraus, was ich darin habe.

Damis. Mach', und erzürne mich nicht!

Anton. Ich will ein Schelm sein, wenn Sie nur ein Stäubchen Papier bei mir finden. Damit Sie aber doch Ihren Willen haben; — hier ist die eine; da ist die andre — — Was sehen Sie? — Da ist die dritte; die ist auch leer — Nun kommt die vierte — (Indem er sie umwendet, fallen die Briefe heraus.) — — Zum Henker, die verfluchten Briefe! die hatte ich ganz vergessen — (Er will sie geschwind wieder aufheben.)

Damis. Sieh her, gib her! was fiel da heraus? Ganz gewiß wird es wieder etwas von mir sein.

Anton. So wahr ich lebe, es ist nichts von Ihnen. An Sie könnte es eher noch etwas sein.

Damis. Halte mich nicht auf; ich habe mehr zu tun.

Anton. Halten Sie mich nur nicht auf. Sie wissen ja, daß ich nun bald wieder auf die Post gehen muß. Ich weiß, es sind Briefe da.

Damis. Nun so geh, so geh! Aber durchaus zeige mir erst, was du so eilfertig aufhobst. Ich muß es sehen.

Anton. Zum Henker! wenn das ist, so brauche ich nicht auf die Post zu gehen.

Damis. Wieso?

Anton. Nu, nu! da haben Sie es. Ich will hurtig gehen. (Er gibt ihm den Brief, und will fortlaufen.)

Damis (indem er ihn besieht). Je, Anton, Anton, das ist ja eben der Brief aus Berlin, welchen ich erwarte. Ich kenn' ihn an der Aufschrift.

Anton. Es kann wohl sein, daß er es ist. Aber, Herr Damis, werden Sie nur — — nur nicht ungehalten. Ich hatte es, bei meiner armen Seele! ganz vergessen —

Damis. Was hast du denn vergessen?

Anton. Daß ich den Brief, beinahe schon eine halbe Stunde, in der Tasche trage. Mit dem verdammten Plaudern! —

Damis. Weil er nun da ist, so will ich dir den dummen Streich verzeihen — Aber, allerliebster Anton, was müssen hierin für unvergleichliche, für unschätzbare Nachrichten stehen! Wie wird sich mein Vater freuen! Was für Ehre, was für Lobsprüche! — — O Anton! — — ich will dir ihn gleich vorlesen — — (bricht ihn hastig auf.)

Anton. Nur sachte, sonst zerreißen Sie ihn gar. Nun da! sagte ich's nicht?

Damis. Es schadet nichts; er wird doch noch zu lesen sein. — — Vor allen Dingen muß ich dir sagen, was er betrifft. Du weißt, oder vielmehr du weißt nicht, daß die Preußische Akademie auf die beste Untersuchung der Lehre von den Monaden einen Preis gesetzt hat. Es kam mir noch ganz spät ein, unsern Philosophen diesen Preis vor dem Maule wegzufangen. Ich machte mich also geschwind darüber, und schrieb eine Abhandlung, die noch gleich zur rechten Zeit muß gekommen sein. — Eine Abhandlung, Anton, — — ich weiß selbst nicht, wo ich sie hergenommen habe, so gelehrt ist sie. Nun hat die Akademie, vor acht Tagen, ihr Urteil über die eingeschickten Schriften bekannt gemacht, welches notwendig zu meiner Ehre muß ausgefallen sein.

Ich, ich muß den Preis haben, und kein anderer. Ich habe es einem von meinen Freunden daselbst heilig eingebunden, mir sogleich Nachricht zu geben. Hier ist sie; nun höre zu.

„Mein Herr,

Wie nahe können Sie einem Freunde das Antworten legen! Sie drohen mir mit dem Verluste ihrer Liebe, wenn Sie nicht von mir die erste Nachricht erhielten, ob Sie oder ein anderer den akademischen Preis davongetragen hätten. Ich muß Ihnen also in aller Eil' melden, daß Sie ihn nicht — — (stotternd) bekommen haben, und auch — — (immer furchtsamer) nicht haben — — bekommen können." — —

Was? ich nicht? und wer denn? und warum denn nicht? —

„Erlauben Sie mir aber, daß ich, als ein Freund, mit Ihnen reden darf." —

So rede, Verräter!

„Ich habe Ihnen unmöglich den schlimmen Dienst erweisen können, Ihre Abhandlung zu übergeben." — —

Du hast sie also nicht übergeben, Treulofer? Himmel, was für ein Donnerschlag! So soll mich deine Nachlässigkeit, unwürdiger Freund, um die verdienteste Belohnung bringen? — Wie wird er sich entschuldigen, der Nichtswürdige?

„Wenn ich es frei gestehen soll, so scheinen Sie etwas ganz anders getan zu haben, als die Akademie verlangt hat. Sie wollte nicht untersucht wissen, was das Wort Monas grammatisch bedeute? wer es zuerst gebraucht habe? was es bei dem Xenokrates anzeige? ob die Monaden des Pythagoras die Atome des Moschus gewesen? etc. Was ist ihr an diesen kritischen Kleinigkeiten gelegen, und besonders alsdann, wann die Hauptsache dabei aus den Augen gesetzt wird? Wie leicht hätte man Ihren Namen mutmaßen können, und Sie würden vielleicht Spöttereien sein ausgesetzt worden, dergleichen ich nur vor wenig Tagen in einer gelehrten Zeitung über Sie gefunden habe." —

Was lese ich? Kann ich meinen Augen trauen? Ah verfluchtes Papier! verfluchte Hand, die dich schrieb! (Wirft den Brief auf die Erde, und tritt mit den Füßen darauf.)

Anton. Der arme Brief! man muß ihn doch vollends auslesen! (Hebt ihn auf.) Das Beste kommt vielleicht noch, Herr Damis. Wo blieben Sie? Da, da! hören Sie nur! „gelehrten Zeitung gefunden habe. — — Man nennt Sie ein junges Gelehrchen, welches überall gern glänzen möchte, und dessen Schreibefucht“ —

Damis (reißt ihm den Brief aus der Hand). Verdammter Korrespondent! — Das ist der Lohn, den dein Brief verdient! (Er zerreißt ihn.) Du zerreißeß mein Herz, und ich zerreiße deine unverschämte Neuigkeiten. Wollte Gott, daß ich ein gleiches mit deinem Eingeweide tun könnte! Aber — (zu Anton) du nichtswürdige, unwissende Bestie! An alledem bist du schuld!

Anton. Ich, Herr Damis?

Damis. Ja du! wie lange hast du nicht den Brief in der Tasche behalten?

Anton. Herr, meine Tasche kann weder schreiben noch lesen; wenn Sie etwa denken, daß die ihn anders gemacht hat —

Damis. Schweig! — Und solche Beschimpfungen kann ich überleben? — — O ihr dummen Deutschen! ja freilich, solche Werke, als die meinigen sind, gehörig zu schätzen, dazu werden andre Genies erfordert! Ihr werdet ewig in eurer barbarischen Finsternis bleiben, und ein Spott eurer witzigen Nachbarn sein! — Ich aber will mich an euch rächen, und von nun an aufhören, ein Deutscher zu heißen. Ich will mein undankbares Vaterland verlassen. Vater, Anverwandte und Freunde, alle, alle verdienen es nicht, daß ich sie länger kenne, weil sie Deutsche sind; weil sie aus dem Volke sind, das ihre größten Geister mit Gewalt von sich ausstößt. Ich weiß gewiß, Frankreich und England werden meine Verdienste erkennen —

Anton. Herr Damis, Herr Damis, Sie fangen an zu

rasen. Ich bin nicht sicher bei Ihnen; ich werde jemand rufen müssen.

Damis. Sie werden es schon empfinden, die dummen Deutschen, was sie an mir verloren haben! Morgen will ich Anstalt machen, dieses unselige Land zu verlassen — —

Sechzehnter Auftritt

Chrysender. Damis. Anton.

Anton. Gott sei Dank, daß jemand kommt!

Chrysender. Das verzweifelte Mädel, die Lisette! Und (zu Anton) du, du Spitzbube! du sollst dein Briefträgerlohn auch bekommen. Mich so zu hintergehen? schon gut! — — Mein Sohn, ich habe mich besonnen; du hast recht; ich kann dir Julianen nun nicht wieder nehmen. Du sollst sie behalten.

Damis. Schon wieder Juliane? Jetzt da ich ganz andre Dinge zu beschließen habe — — Hören Sie nur auf damit; ich mag sie nicht.

Chrysender. Es würde unrecht sein, wenn ich dir länger widerstehen wollte. Ich lasse jedem seine Freiheit; und ich sehe wohl, Juliane gefällt dir —

Damis. Mir? eine dumme Deutsche?

Chrysender. Sie ist ein hübsches, tugendhaftes, aufrichtiges Mädchen; sie wird dir tausend Vergnügen machen.

Damis. Sie mögen sie loben oder schelten; mir gilt alles gleich. Ich weiß mich nach Ihrem Willen zu richten, und dieser ist, nicht an sie zu denken.

Chrysender. Nein, nein; du sollst dich über meine Härte nicht beklagen dürfen.

Damis. Und Sie sich noch weniger über meinen Ungehorsam.

Chrysender. Ich will dir zeigen, daß du einen gütigen Vater hast, der sich mehr nach deinem als nach seinem eignen Willen richtet.

Damis. Und ich will Ihnen zeigen, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen in allem die schuldige Untertänigkeit leistet

Chrysender. Ja, ja; nimm Julianen! Ich gebe dir meinen Segen.

Damis. Nein, nein; ich werde Sie nicht so erzürnen — —

Chrysender. Aber was soll denn das Widersprechen? Dadurch erzürnst du mich!

Damis. Ich will doch nicht glauben, daß Sie sich im Ernste schon zum drittenmal anders besonnen haben?

Chrysender. Und warum das nicht?

Damis. O, dem sei nun, wie ihm wolle! Ich habe mich gleichfalls geändert, und fest entschlossen, ganz und gar nicht zu heiraten. Ich muß auf Reisen gehen, und ich werde mich, je eher je lieber, davonmachen.

Chrysender. Was? du willst ohne meine Erlaubnis in die Welt laufen?

Anton. Das geht lustig! Der dritte Mann fehlt noch, und den will ich gleich holen. Damis will Julianen nicht, vielleicht fischt sie Valer. (Geht ab.)

Siebzehnter Auftritt

Chrysender. Damis.

Damis. Ja, ja; in zweimal vierundzwanzig Stunden muß ich schon unterwegs sein.

Chrysender. Aber was ist dir denn in den Kopf gekommen?

Damis. Ich bin es längst überdrüssig gewesen, länger in Deutschland zu bleiben; in diesem nordischen Sitze der Strohheit und Dummheit; wo es alle Elemente verwehren, Flug zu sein; wo kaum alle hundert Jahr ein Geist meinesgleichen geboren wird — —

Chrysender. Hast du vergessen, daß Deutschland dein Vaterland ist?

Damis. Was Vaterland!

Chryfander. Du Böfewicht, ſprich doch lieber gar: was Vater! Aber ich will dir es zeigen: du mußt Julianen nehmen; du haſt ihr dein Wort gegeben, und ſie dir das ihrige.

Damiſ. Sie hat das ihrige zurückgenommen, wie ich jetzt das meinige; alſo — —

Chryfander. Alſo! — alſo! — Kurz von der Sache zu reden, glaubſt du, daß ich vermögend bin, dich zu enterben, wann du mir nicht folgeſt?

Damiſ. Tun Sie, was Sie wollen. Nur wann ich bitten darf, laſſen Sie mich jetzt allein. Ich muß vor meiner Abreiſe noch zwei Schriften zuſtande bringen, die ich meinen Landsleuten, aus Barmherzigkeit, noch zurücklaſſen will. Ich bitte nochmals, laſſen Sie mich — —

Chryfander. Willſt du mich nicht lieber gar zur Thür hinausstoßen?

Achtzehnter Auftritt

Valer. Anton. Chryfander. Damiſ.

Valer. Wie, Damiſ? iſt es wahr, daß Sie wieder zu ſich ſelbſt gekommen ſind? — daß Sie von Julianen abſtehen?

Chryfander. Ach, Herr Valer, Sie könnten mir nicht ungelegener kommen. Beſtärken Sie ihn fein in ſeinem Troge. So? Sie verdienen es wohl, daß ich mich nach Ihrem Wunſche bequemte? Mich auf eine ſo gottloſe Art hintergehen zu wollen? — Mein Sohn, widerſprich mir nicht länger, oder — —

Damiſ. Ihre Drohungen ſind umſonſt. Ich muß mich fremden Ländern zeigen, die ſowohl ein Recht auf mich haben als das Vaterland. Und Sie verlangen doch nicht, daß ich eine Frau mit herumführen ſoll?

Valer. Damiſ hat recht, daß er auf das Reiſen dringt. Nichts kann ihm, in ſeinen Umſtänden, nützlicher ſein. Laſſen

Sie ihm seinen Willen, und mir lassen Sie Julianen, die Sie mir so heilig versprochen haben.

Chrysender. Was versprochen? Betriegerern braucht man sein Wort nicht zu halten.

Valer. Ich habe es Ihnen schon geschworen, daß einzig und allein Lisette diesen Betrug hat spielen wollen, ohne die wir von dem Dokumente gar nichts wissen würden — — Wie glücklich, wann es nie zum Vorschein gekommen wäre! Es ist das grausamste Glück, das Julianen hat treffen können. Wie gern würde sie es aufopfern, wenn sie dadurch die Freiheit über ihr Herz erhalten könnte.

Chrysender. Aufopfern? Herr Valer, bedenken Sie, was das sagen will. Wir Handelsleute fassen einander gern bei dem Worte.

Valer. O, tun Sie es auch hier! Mit Freuden tritt Ihnen Juliane das Dokument ab. Fangen Sie den Prozeß an, wenn Sie wollen; der Vorteil davon soll ganz Ihnen gehören. Juliane hält dieses für das kleinste Zeichen ihrer Dankbarkeit. Sie glaubt Ihnen noch weit mehr schuldig zu sein. —

Chrysender. Nu, nu, sie ist mir immer ganz erkenntlich vorgekommen — — Aber was würden Sie denn, Valer, als ihr künst'ger Mann, zu dieser Dankbarkeit sagen?

Valer. Denken Sie besser von mir. Ich habe Julianen geliebt, da sie zu nichts Hoffnung hatte. Ich liebe sie auch noch, ohne die geringste eigennützige Absicht. Und ich bitte Sie: was schenkt man denn einem ehrlichen Manne, wenn man ihm einen schweren Prozeß schenkt?

Chrysender. Valer, ist das Ihr Ernst?

Valer. Fordern Sie noch mehr als das Dokument; mein halbes Vermögen ist Ihre.

Chrysender. Da sei Gott vor, daß ich von Ihrem Vermögen einen Heller haben wollte! Sie müssen mich nicht für so eigennützig ansehen. — Wir sind gute Freunde, und es bleibt bei dem alten: Juliane ist Ihre! Und wenn das Dokument meine soll; so ist sie um so vielmehr Ihre.

Valer. Kommen Sie, Herr Chrysauder, bekräftigen Sie ihr dieses selbst! Wie angenehm wird es ihr sein, uns beide vergnügt machen zu können.

Chrysauder. Wenn das ist, Damis; so kannst du meiner wegen noch heute Nacht fortreisen. Ich will Gott danken, wenn ich dich Narren wieder aus dem Hause los bin.

Damis. Sehen Sie doch nur, und lassen Sie mich allein.

Valer. Damis, und endlich muß ich Ihnen doch noch mein Glück verdanken? Ich tue es mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit, ob ich schon weiß, daß ich die Ursache Ihrer Veränderung nicht bin.

Damis. Aber die wahre Ursache? — (Zu Anton.) Verfluchter Kerl, hast du dein Maul nicht halten können? Sehen Sie nur, Valer —

(Indem Chrysauder und Valer abgehen wollen, hält Anton Valeren zurück.)

Anton (sachte). Nicht so geschwind! Wie steht es mit Lisettens Ausstattung, Herr Valer? und mit — —

Valer. Seid ohne Sorgen; ich werde mehr halten, als ich versprochen habe.

Anton. Juchhel nun war die Taube gefangen.

Letzter Auftritt

Damis (an seinem Tische). Anton.

Anton. Noch ein Wort, Herr Damis, habe ich mit Ihnen zu reden.

Damis. Und? — —

Anton. Sie wollen auf Reisen gehen? —

Damis. Zur Sache! es ist schon mehr als ein Wort.

Anton. Je nun! meinen Abschied.

Damis. Deinen Abschied? Du denkst vielleicht, daß ich dich, ungelehrten Esel, mitnehmen würde?

Anton. Nicht? und ich habe also meinen Abschied? Gott sei Dank! empfangen Sie nun auch den Ihrigen,

welcher in einer Kleinen Lehre bestehen soll. Ich habe Ihre Torheiten nun, länger als drei Jahr, angesehen, und selber alber genug dabei getan, weil ich weiß, daß ein Bedienter, wenn sein Herr auch noch so närrisch ist — —

Damis. Unverschämter Idiot, wirst du mir aus den Augen gehen?

Anton. Je nun! wem nicht zu raten steht, dem steht auch nicht zu helfen. Bleiben Sie zeitlebens der gelehrte Herr Damis! (Geht ab.)

Damis. Seh, sag' ich, oder! — —

(Er wirft ihm sein Buch nach, und das Theater fällt zu.)

(Ende des jungen Gelehrten.)

Der Misogyn

Ein Lustspiel in drei Aufzügen

Verfertigt im Jahr 1748

Personen

Wumshäter

Laura, dessen Tochter

Valer, dessen Sohn

Hilaria, in Mannsleidern; unter dem Namen Lelio

Solbist, ein Advokat

Leander, der Laura Liebhaber

Lisette

Erster Aufzug

Erster Auftritt

Wumshäter. Lisette.

Wumshäter. Wo finde ich nun den Schurken? Johann!
— Johann! — Die verdammten Weiber! — Die Weiber haben mich zum Prozeß gebracht, und der wird mich noch vor der Zeit ins Grab bringen. Wer weiß, weswegen Herr Solbist zu mir kommen will! Ich kann es kaum erwarten. Wo wir nur nicht wieder eine schlechte Sentenz bekommen haben! — Johann! — — Hätte ich mich doch lieber dreimal gehangen als dreimal verheiratet! — Johann! hörst du nicht?

Lisette (kommend). Was befehlen Sie?

Wumshäter. Was willst du? ruft' ich dich?

Lisette. Johann ist ausgegangen; was soll er? Kann ich es nicht verrichten?

Wumshäter. Ich mag von dir nicht bedient sein. Wie vielmal habe ich dir es nicht schon gesagt, daß du mir den Verdruß, dich zu sehen, ersparen sollst? Bleib, wohin du gehörst; in der Küche, und bei der Tochter — — Johann!

Lisette. Sie hören es ja; er ist nicht da.

Wumshäter. Wer heißt ihn denn ausgehen, gleich da ich ihn brauche? — — Johann!

Lisette. Johann! Johann! Johann!

Wumshäter. Nun? was schreist du?

Lisette. Ihr Rufen allein wird er nicht drei Sassen weit hören.

Wumshäter. Pfui, über das Weibsstück!

Lisette. Das steht mir an! Vor Kröten speit man aus, und nicht vor Menschen.

Wumshäter. Nun ja! — — Sobald du und deinesgleichen sich unter die Menschen rechnen, sobald bekomme ich Lust, mich mit dem Himmel zu zancken, daß er mich zu einem gemacht hat.

Lisette. So zancken Sie! Vielleicht bereuet er es so schon, daß er nicht einen Klotz aus Ihnen gemacht hat.

Wumshäter. Seh mir aus den Augen!

Lisette. Wie Sie befehlen.

Wumshäter. Wird's bald? oder soll ich gehn?

Lisette. Ich werde die Ehre haben, Ihnen zu folgen.

Wumshäter. Ich möchte rasend werden.

Lisette (beiseite). Unsinnig ist er schon.

Wumshäter. Ist Herr Solbist, mein Advokat, noch nicht dagewesen?

Lisette. Johann wird es Ihnen wohl sagen.

Wumshäter. Ist mein Sohn ausgegangen?

Lisette. Fragen Sie nur Ihren Johann.

Wumshäter. Ist das eine Antwort auf meine Frage? Ob Herr Solbist noch nicht hier gewesen ist? will ich wissen.

Lisette. Sie mögen ja von mir nicht bedient sein.

Wumshäter. Antworte, sag' ich.

Lisette. Ich gehöre in die Küche.

Wumshäter. Bleib, und antworte erst!

Lisette. Ich habe nur mit Ihrer Tochter zu tun.

Wumshäter. Du sollst antworten! Ist Herr Solbist — —

Lisette. Ich will Ihnen den Verdruß ersparen, mich zu sehen. (Geht ab.)

Zweiter Auftritt

Wumshäter. Valer.

Wumshäter. Welch Geschöpf! — — Ich will auch heute noch alles Weibsvolk aus meinem Hause schaffen; selbst meine Tochter. Sie mag sehen, wo sie bleibt. — — Gut, gut, mein Sohn, daß du kömmt; ich habe eben nach dir gefragt.

Valer. Wie glücklich wär' ich, wenn ich glauben dürfte, daß Sie meinen Bitten hätten wollen zuvorkommen. Darf ich mir schmeicheln, die so oft gesuchte Einwilligung endlich von Ihnen zu erhalten?

Wumshäter. O! du fängst wieder von der verdrüßlichen Sache an. Kränke doch deinen alten Vater nicht so, der dich bis jetzt für den einzigen Trost seines Alters gehalten hat. Es ist ja noch Zeit.

Valer. Nein, es ist nicht länger Zeit, liebster Vater. Ich habe heute Briefe bekommen, welche mich nötigen, auf das eheste wieder zurückzureisen.

Wumshäter. Je nun, so reise in Gottes Namen; nur folge mir darin; heirate nicht. Ich habe dich zu lieb, als daß ich zu deinem Unglück ja sagen sollte.

Valer. Zu meinem Unglücke? Wie verschieden müssen wir über Glück und Unglück denken! Ich werde es für mein größtes Unglück halten, wenn ich eine Person länger entbehren muß, die mir das Schätzbarste in der Welt ist. Und Sie — —

Wumshäter. Und ich werde es für dein äußerstes Unglück halten, wenn ich dich deiner blinden Neigung folgen sehe. Ein Weibsbild für das Schätzbarste auf der Welt zu halten? Ein Weibsbild! Doch der Mangel der Erfahrung entschuldigt dich. Höre; hältst du mich für einen treuen Vater?

Valer. Es sollte mir leid sein, wenn Ihnen hiervon nicht mein Gehorsam — —

Wumshäter. Du hast recht, dich auf deinen Gehor-

sam zu berufen. Allein hat es dich auch jemals gereuet, wenn du mir gehorsam gewesen bist?

Valer. Bis jetzt noch nie; aber — —

Wumshäter. Aber du fürchtest, es werde dich gereuen, wenn du mir auch hierin folgen wolltest; nicht wahr? Doch wenn es an dem ist, daß ich dein treuer Vater bin; wenn es an dem ist, daß ich mit meiner väterlichen Zuneigung Einsicht und Erfahrung verbinde: so ist deine Furcht sehr unbillig. Man glaubt einem Unglücklichen, den Sturm und Wellen an das Ufer geworfen, wenn er uns die Schrecken des Schiffbruchs erzählt; und wer Aug ist, lernt aus seiner Erzählung, wie wenig dem ungetreuen Wasser zu trauen. Alles, was so ein Unglücklicher auf der See erfahren hat, habe ich in meinem dreimaligen Ehestand erfahren; und gleichwohl willst du nicht durch meinen Schaden Aug werden? Ich war in deinen Jahren ebenso feurig, ebenso unbedachtsam. Ich sah ein Mädchen mit roten Backen, ich sah es, und beschloß meine Frau daraus zu machen. Sie war arm — —

Valer. O Herr Vater, verschonen Sie mich mit der nochmaligen Erzählung Ihrer Geschichte. Ich habe sie schon so oft gehört —

Wumshäter. Und du hast dich noch nicht daraus gebessert? — Sie war arm, und ich besaß auch nicht viel. Nun stelle dir einmal vor, was ein angehender Handelsmann, wie ich dazumal war, für Kummer, Sorge und Plage hat, wenn er mit leeren Händen anfängt.

Valer. Meine Braut aber ist ja nichts weniger als arm.

Wumshäter. Höre nur zu! Zu meinen Auerwandten durste ich bei meinen mühseligen Umständen keine Zuflucht nehmen. Warum? sie hatten mir vorgeschlagen, eine alte reiche Witwe zu heiraten, wodurch mir in meiner Handlung auf einmal wäre geholfen gewesen. Ich stieß sie also vor den Kopf, da ich mich in ein schönes Gesicht vergaffte, und lieber glücklich lieben als glücklich leben wollte.

Valer. Aber bei meiner Heirat kann dieses —

Wumshäter. Geduld! Was dabei das Schlimmste war, so liebte ich sie so blind, daß ich allen möglichen Aufwand ihrentwegen machte. Ihr übermäßiger Staat brachte mich in unzählige Schulden —

Valer. Versparen Sie nur jetzt, Herr Vater, diese überflüssige Erzählung, und sagen Sie mir kurz, ob ich hoffen darf — —

Wumshäter. Ich erzähle es ja bloß zu deinem Besten. — — Glaubst du, daß ich mich aus den vielen Schulden hätte herausreißen können, wenn der Himmel nicht so gütig gewesen wäre, mir, nach Jahresfrist, die Ursache meines Verderbens zu nehmen? Sie starb, und sie hatte kaum die Augen zugetan, als mir die meinigen aufgingen. Wo ich hinsah, war ich schuldig. Und bedenke, in was für eine Raserei ich geriet, da ich nach ihrem Tode ihre verfluchte Untreue erfuhr. Meine Schulden fingen an, mich zweimal heftiger zu drücken, als ich sah, daß ich sie einer Nichtswürdigen zuliebe, einer verdammten Heuchlerin zu gefallen, gemacht hatte. Und bist du sicher, mein Sohn, daß es dir nicht auch so gehen werde?

Valer. Dieserwegen kann ich so sicher sein, als überzeugt ich von der Liebe meiner Hilaria bin. Ihre Seele ist viel zu edel; ihr Herz viel zu aufrichtig — —

Wumshäter. Nun, nun, ich mag keine Lobrede auf eine Sirene hören, die ihre häßlichen Schuppen so Flug unter dem Wasser zu halten weiß. Wenn du nicht mein Sohn wärst, so würde ich über deine Einfalt herzlich lachen. In der That, du hast einen sehr glücklichen Ansatz zu einem guten Manne! Eine edle Seele, ein aufrichtiges Herz in einem weiblichen Körper! Und wie du gar sagst: in einem schönen weiblichen Körper! Doch das kommt endlich auf eins heraus: schön oder häßlich. Die Schöne findet ihre Liebhaber und die Räuber deiner Ehre überall; und die Häßliche suchet sie überall. Was kannst du mir hierauf antworten?

Valer. Zweierlei. Entweder es ist so gewiß nicht, daß

alle Frauenzimmer von gleicher Untreue sind; und in diesem Falle bin ich versichert, daß meine Hilaria mit unter der Ausnahme ist: oder es ist gewiß, daß eine getreue Frau nur ein Wesen der Einbildung ist, das niemals war, und niemals sein wird; und in diesem Falle muß ich so gut als jedermann — —

Wumshäter. O pfui, pfui! schäme dich, schäme dich! — Doch du scherzest.

Valer. In der That nicht! Ist eine Frau ein unstreitiges Übel, so ist sie auch ein notwendiges Übel.

Wumshäter. Ja, das unsere Torheit notwendig macht. Aber wie gern wollte ich töricht gewesen sein, wenn du es nur dadurch weniger sein könntest! Vielleicht wäre es auch möglich, wenn du meine Zufälle recht überlegen wolltest. Höre nur! Als meine erste Frau also tot war, versucht' ich es mit einer reichen und schon etwas betagten — —

Dritter Auftritt

Lelio. Die Vorigen.

Valer. Kommen Sie, Lelio, Kommen Sie; helfen Sie mir meinen Vater erbitten, daß er meinem Glücke nicht länger hinderlich ist.

Wumshäter. Kommen Sie, Herr Lelio, Kommen Sie! Mein Sohn hat wieder seinen Anfall von Heiraten bekommen. Helfen Sie mir ihn doch zurechte bringen.

Lelio. O! so schämen Sie sich einmal, Valer, und machen der Vernunft Platz. Sie haben es ja oft genug von Ihrem Herrn Vater gehört, daß das Heiraten eine lächerliche und unsinnige Handlung ist. Ich dünkte, Sie sollten einmal überzeugt sein. Einem Manne, der es mit drei Weibern versucht hat, kann man es doch wohl endlich glauben, daß die Weiber insgesamt — insgesamt Weiber sind.

Valer. Sind Sie so auf meiner Seite? Ihre Schwester wird Ihnen sehr verbunden sein.

Lelio. Ich bin mehr auf Ihrer Seite, als Sie glauben und meine Schwester würde selbst nicht anders reden, wenn sie zugegen wäre.

Wumshäter. Ja, das sollte ich auch meinen. Denn wenn es wahr ist, daß die Frauenzimmer noch so etwas der Vernunft ähnliches besitzen, so müssen sie notwendig von ihrer eignen Abscheulichkeit überzeugt sein. Sie ist so sonnenklar; und nur du kannst sie nicht sehen, weil dir die Liebe die Augen zuhält.

Lelio. O, mein Herr, Sie reden wie die Vernunft selbst. Sie haben mich in der kurzen Zeit, die ich bei Ihnen bin, ganz bekehrt. Das Frauenzimmer war mir auch sonst nicht allzu gleichgültig. Aber jetzt — — ja, ich sollte Ihr Sohn sein, mein Herr Wumshäter; ich wollte das Geschlecht der Weiberfeinde vortrefflich fortpflanzen! Meine Söhne sollten alle so werden wie ich!

Valer. Das laß' ich gelten. Solche Weiberfeinde würden doch wenigstens die Welt nicht aussterben lassen.

Lelio. Das wäre auch albern genug. So müßten ja auch die Weiberfeinde mit aussterben? Nein, nein, Valer, auf die Erhaltung so vorzüglicher Menschen muß man soviel als möglich bedacht sein. Nicht wahr?

Wumshäter. Das ist schon einigermaßen wahr. Doch aber sähe ich lieber, wenn mein Sohn andere darauf bedacht sein ließe. Ich weiß gewiß, man wird seinen Beitrag nicht vermissen. Warum soll er sich, einer ungewissen Nachkommenschaft wegen, ein unglückliches Leben machen? Und dazu ist es eine sehr schlechte Freude, Kinder zu haben, wenn man soviel Angst mit ihnen haben muß als ich. Du siehst, mein Sohn, wie ich mir deine Umstände zu Herzen nehme. Vergilt mir doch durch deinen Gehorsam den Verdruß, den mir deine Mutter gemacht hat.

Lelio. Das muß wohl eine sehr böse Frau gewesen sein?

Wumshäter. Wie sie alle sind, mein lieber Lelio. Habe ich Ihnen meinen Lebenslauf noch nicht erzählt? Er ist erbärmlich anzuhören.

Valer. O, verschonen Sie ihn damit. Er hat ihn schon mehr als zehnmal müssen hören.

Lelio. Ich, Valer? Sie irren sich. Erzählen Sie ihn nur, Herr Wumshäter; ich bitte. Ich weiß gewiß, ich werde vieles zu meiner Lehre daraus nehmen können.

Wumshäter. Das gefällt mir. O, mein Sohn, wenn du auch so gesinnt wärst! Nun, so hören Sie — — Ich habe drei Weiber gehabt.

Lelio. Drei Weiber?

Valer. Wissen Sie das noch nicht?

Lelio (zu Valeren). O, so schweigen Sie! — Drei Weiber! Sie müssen also einen rechten Schatz der mannigfaltigsten Erfahrung besitzen. Nur wundre ich mich, wie Sie Ihre Weiberfeindschaft gleichwohl dreimal so glücklich haben besiegen können.

Wumshäter. Von selbst wird man auf einmal nicht klug. Hätte ich aber einen Vater gehabt, wie mein Sohn an mir hat; einen Vater, der mich mit seinem Beispiele von dem Rande des Verderbens hätte abhalten können — Gewiß, mein Sohn, du verdienst so einen Vater nicht! —

Lelio. O, sagen Sie mir doch vor allen Dingen, welche von Ihren drei bösen Weibern war Valerens Mutter? war es wohl noch die beste?

Wumshäter. Die beste?

Lelio. Von den schlimmen, meine ich.

Wumshäter. Die beste von den schlimmen? — die schlimmste, lieber Lelio, die allerschlimmste!

Lelio. Eil so hatte sie wohl gar nichts von Ihrem Sohne? O, die ausgeartete Mutter!

Valer. Warum wollen Sie mich quälen, Lelio? Ich liebe meinen Vater, allein ich habe auch meine Mutter geliebt. Mein Herz wird zerrissen, wenn er sie noch im Grabe nicht ruhen läßt.

Wumshäter. Mein Sohn, wenn du es so nimmst, gut, gut! — Ich will es Ihnen hernach erzählen, Herr Lelio, wenn wir allein sind. Man kann sich's unmöglich einbilden, wie eigensinnig, wie zänkisch —

Valer. Sie wollen es ihm erzählen, wenn Sie allein sind? Ich muß also gehen.

Wumshäter. Nun, nun, bleib nur da. Ich will gern nichts mehr sagen. Hätte ich es doch nicht geglaubt, daß man so gar eingenommen für eine Mutter sein könne. Mutter hin, Mutter her; sie bleibt darum doch eine Frauensperson, deren Fehler man verabscheuen muß, wenn man sich ihrer nicht mit schuldig machen will. Doch gut — — Wieder auf deine Heirat zu kommen; du versprichst mir es also, nicht zu heiraten?

Valer. Wie kann ich dieses versprechen? Gesezt, ich könnte die Neigung unterdrücken, die mich jetzt beherrscht, so würden mich doch meine häuslichen Umstände nötigen, mir eine Gehilfin zu suchen.

Wumshäter. O! wenn es nur eine Gehilfin in deinen häuslichen Geschäften sein soll, so weiß ich guten Rat. Höre, nimm deine Schwester mit dir. Sie ist geschickt genug, deinem Hause vorzustehen, und ich werde auf diese Art eine Last los, die mir längst unerträglich geworden ist.

Valer. Soll ich meiner Schwester an ihrem Glücke hinderlich sein?

Wumshäter. Du bist wunderbar! An was für einem Glücke kannst du ihr hinderlich sein? Man wird sich um sie nicht reißen; und du magst sie mitnehmen oder nicht, sie wird doch keine Heirat finden, die mir oder ihr anständig wäre. Denn daß ich einen ehrlichen und rechtschaffnen Mann mit ihr betriegen sollte, das geschieht nimmermehr. Ich mag keinen Menschen unglücklich machen, geschweige einen, den ich hochschätzte. Einen nichtswürdigen und schlechten Mann aber, dem ich sie noch am liebsten gönnen würde, zu nehmen, dazu ist sie selbst zu stolz.

Lelio. Aber, mein Herr Wumshäter, bedenken Sie denn nicht, daß es für mich höchst gefährlich sein würde, wenn Valer seine Schwester mit sich nehmen sollte? Die Weiberfeindschaft hat in meinem Herzen noch nicht allzutiefe Wurzeln geschlagen. Laura ist munter und schön, und was das vor-

nehmste ist, sie ist die Tochter eines Weiberfeindes, den ich mir in allem zur Nachahmung vorgestellt habe. Wie leicht könnte es nicht kommen, daß ich sie — ich will nicht sagen, heiratete; denn das möchte noch der geringste Schaden sein; sondern daß ich sie gar — — der Himmel wende das Unglück ab! — — daß ich sie gar liebte. Alsdenn gute Nacht, Weiberfeindschaft! Und vielleicht käme ich, nach vielem Unglücke, in Ihrem Alter kaum, wieder zu mir selbst.

Wumshäter. Behüte der Himmel, daß das daraus entstehen sollte! — — Doch trauen Sie sich mehr zu, Herr Lelio; Sie sind zu vernünftig. Wie gesagt, mein Sohn, du kannst dich darauf verlassen: deine Schwester soll mit dir; sie muß mit dir. Ich will gleich gehen, und es ihr sagen. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt

Lelio. Valer.

Valer. Liebste Hilaria, was soll ich noch anfangen? Sie sehen —

Lelio. Ich sehe, daß Sie zu ungeduldig sind, Valer —

Valer. Zu ungeduldig? Sind wir nicht schon acht Tage hier? Warum war ich nicht leichtsinnig genug, mich um die Einwilligung meines Vaters nicht zu bekümmern? Warum mußte Hilaria für die Schwachheit seines mürrischen Alters so viel Gefälligkeit haben? Der Einfall, den Sie hatten, sich in der Verkleidung einer Mannsperson, unter dem Namen Ihres Bruders, seine Gewogenheit vorher zu erwerben, war der sinnreichste von der Welt, der uns am geschwindesten zu unserm Zwecke zu führen versprach. Und doch will er zu nichts helfen.

Lelio. Sagen Sie das nicht; denn ich glaube, unsre Sache ist auf einem sehr guten Wege. Habe ich, als Lelio, seine Freundschaft und sein ganzes Vertrauen nicht weg?

Valer. Und dieses ohne Wunderwerke. Sie stellen sich ihm ja in allem gleich.

Lelio. Muß ich es denn nicht tun?

Valer. Aber nicht so ernstlich. Anstatt, daß Sie ihn von seinem eigensinnigen Wahne abbringen sollten, bestätigen Sie ihn darin. Das kann unmöglich gut gehen! — Noch eins, liebste Hilaria: gegen meine Schwester treiben Sie gleichfalls die Masquerade viel zu weit.

Lelio. Es wird aber doch immer ein Schattenspiel bleiben! Und sobald sie erfährt, wer ich bin, so ist alles wieder in seinem Gleise.

Valer. Wenn sie es nicht zu spät erfährt. Ich weiß wohl, da Sie als Mannsperſon hier erschienen, durften Sie sich nicht entbrechen, ihr einige Schmeicheleien zu sagen. Aber Sie hätten diese Schmeicheleien so frostig als möglich sagen sollen; ohne einen ernsthaft scheinenden Anschlag auf ihr Herz zu machen. Jetzt ist mein Vater ihr anzudeuten gegangen, daß sie mit uns reisen soll. Denken Sie an mich, das wird, mit dem Sprüchworte zu reden, Wasser auf ihre Mühle sein. Für uns zwar kann freilich damit nichts verdorben werden, aber für einen andern desto mehr.

Lelio. Ich weiß, was Sie sagen wollen. Leander —

Valer. Leander hat schon lange Zeit in dem besten Vernehmen mit ihr gestanden; und nur der Prozeß, in welchen er mit unserm Vater verwickelt ist, hat ihn, durch die Furcht einer schimpflich abschläglichen Antwort, abgehalten, um ihre Hand zu bitten. Endlich aber hat es der dienstfertige Herr Solbist auf sich genommen, ihn wegen dieser Furcht in Sicherheit zu setzen. Er will selbst der Brautwerber sein, und die Wendung, die er seinem Ansuchen geben will, wäre die törichtste von der Welt, wenn er nicht mit einem Manne zu tun hätte, dessen Torheit sich nicht anders als mit Torheit bestreiten läßt.

Lelio. Eine artige Umschreibung Ihres Vaters!

Valer. Es geht mir nahe genug, daß ich hierin nicht anders von ihm denken kann! — Haben Sie nur die Gütig-

keit, schönste Hilaria, und lenken ein wenig ein. Führen Sie sich gleichgültiger gegen meine Schwester auf, damit Leander Sie nicht als einen Nebenbuhler ansehen darf, der ihm Schaden tut, ohne selbst am Ende den über ihn erlangten Vorteil brauchen zu können. Auch meinen Vater müssen Sie mehr für diejenige Person, die Sie sind, als für die, welche Sie zu sein scheinen, einzunehmen suchen. Sie müssen anfangen, seinen Grillen zu widersprechen, und ihn durch die Macht, die Sie über ihn erlangt haben, wenigstens dahin bringen, daß er Hilarien für die einzige ihres Geschlechts hält, die von seinem Hasse ausgenommen zu werden verdient. Sie müssen —

Lelio. Sie müssen nicht immer sagen: Sie müssen — — Mein guter Valer, Sie versprechen, ein ziemlich gebietrischer Ehemann zu werden. Sönnen Sie mir doch immer die Lust, die angefangene Rolle, nach meinem Gutdünken, auszuspielen.

Valer. Wenn ich nur sähe, daß Sie an das Ausspielen dächten. So aber denken Sie nur an das Fortspielen, verwickeln den Knoten immer mehr und mehr, und endlich werden Sie ihn so verwickelt haben, daß er gar nicht wieder aufzuwickeln ist.

Lelio. Nun wohl; wenn er nicht wieder aufzuwickeln ist, so machen wir es wie die schlechten Komödienschreiber, und zerreißen ihn.

Valer. Und werden ausgezifcht, wie die schlechten Komödienschreiber.

Lelio. Immerhin!

Valer. Wie martern Sie mich mit dieser Gleichgültigkeit, Hilaria!

Lelio. Das war zu ernsthaft, Valer! Ich bin im Grunde so gleichgültig nicht; und Sie davon zu überzeugen: — gut! — so will ich noch heute einen Schritt in unserm Plane tun, den ich nicht genug vorbereiten zu können geglaubt habe. Wir wollen die Hilaria erscheinen lassen, und versuchen, was sie für Glück in ihrer wahren Gestalt haben wird.

Valer. Sie entzücken mich! — Ja, liebste Hilaria, wir können nicht genug eilen, unser Schicksal zu erfahren. Hilft es nichts, so haben wir doch alles getan, was in unsern Kräften steht; und ich werde es endlich über mein Gewissen bringen können, einem wunderlichen Vater die Stirne zu bieten. Ich muß Sie besitzen, es koste, was es wolle. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich mich öffentlich dieser Hand werde rühmen können — — (Indem er die Hand küßt.)

Fünfter Auftritt

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumshäter (welcher Valeren die Hand der Hilaria küssen sieht). Eil eil! mein Sohn, tußt du doch mit dem Bruder deiner Braut, als ob es die Braut selber wäre. Sieh, wie du zusammenfährst!

Lelio. Er vergißt sich oft, der gute Valer — Aber wissen Sie, woher es kommt?

Wumshäter. Das kann ich nicht wissen — In Parenthese, mein Sohn, es ist richtig; deine Schwester will mit dir reisen. Sie war mit meinem Vorschlag zufriedner, als ich glaubte. — Aber nun, Herr Lelio, woher kommt es denn, was Sie sagen wollten?

Lelio (sachte zum Valer). Geben Sie acht, Valer; jetzt wird sich unser Anschlag einleiten lassen.

Wumshäter. Sagen Sie doch, Lelio, was meinten Sie denn?

Lelio. Sie ertappten den hitzigen Valer in einer Entzückung, die für eine männliche Freundschaft ein wenig zu zärtlich ist. Sie wunderten sich, und glaubten, er müßte mich für meine Schwester ansehen. — Wie durchdringend ist Ihr Verstand, mein Herr Wumshäter. Betroffen! dafür sieht er mich auch wirklich, in der Trunkenheit seiner Leidenschaft, nicht selten an. Allein dieses Quid pro quo ist ihm zu vergeben; weil es unmöglich ist, daß zwei Tropfen

Wasser einander ähnlicher sein sollten, als ich und meine Schwester einander sind. Sooft er mich daher scharf ins Gesicht faffet, glaubt er auch sie zu sehen, und kann sich nicht enthalten, mir einige der ehrfurchtsvollen Liebkosungen zu erzeigen, die er ihr zu erzeigen gewohnt ist.

Wumshäter. Wie abgeschmackt!

Lelio. Nicht wenige seines Selichters sind noch weit abgeschmackter. Ich kenne einen gewissen Lidio, welcher mit einem verwelkten Blumenstraufe, den seine Gebieterin vor Jahr und Tag an dem Busen getragen, nicht anders umgeht, als ob es seine Gebieterin selbst wäre. Er spricht ganze Tage mit ihm, er küßt ihn, er fällt vor ihm nieder — —

Wumshäter. Und ist noch nicht ins Tollhaus gebracht? — Mein Sohn, mein Sohn, werde doch ja durch fremden Schaden Flug, und steure der Liebe, solange ihr noch zu steuern ist. Bedenke doch nur, mit einem Blumenstraufe zu sprechen; vor ihm niederzufallen! Können die Wirkungen von dem Bisse eines rasenden Hundes wohl erschrecklicher sein?

Lelio. Gewiß nicht. Aber wieder auf meine Schwester zu kommen — —

Wumshäter. Die Ihnen so ähnlich sein soll? Wie ähnlich wird sie Ihnen nun wohl sein? Man wird ohngefähr erkennen können, daß Sie beide aus einer Familie sind.

Lelio. Kleinigkeit! Unsere Eltern selbst konnten uns in der Kindheit nicht unterscheiden, wenn wir aus Mutwillen die Kleider vertauscht hatten.

Valer. Und nun bedenken Sie einmal, liebster Herr Vater; wenn es wahr ist, was Sie oft selbst gesagt haben, daß schon aus dem Äußerlichen des Herrn Lelio, aus seiner Gesichtsbildung, aus seinen Mienen, aus dem bescheidenen Feuer seiner Augen, aus seinem Gange, der innere Wert seiner Seele, sein Verstand, seine Tugend, und alle die Eigenschaften, die Sie an ihm schätzen, zu schließen wären; bedenken Sie einmal, sage ich, ob man bei seiner lebenswürdigen Schwester aus eben dem Äußerlichen, aus eben der Gesichtsbildung, aus eben den Mienen, aus eben den

Augen, aus eben dem Gange, einen andern Schluß zu machen habe? Gewiß nicht.

Wumshäter. Gewiß ja! Damit du mich aber nicht zwingen kannst, dir dieses weitläufig zu beweisen, so darf ich es nur platterdings für unmöglich erklären, daß seine Schwester ihm so ähnlich sehen kann, als ihr sagt.

Lelio. Beweisen Sie ihm ja lieber jenes, Herr Wumshäter, als daß Sie dieses leugnen sollten, denn Sie möchten sonst, vielleicht noch heute, durch den Augenschein eingetrieben werden.

Wumshäter. Wieso durch den Augenschein?

Lelio. Hat es Ihnen Valer noch nicht gesagt, daß er meine Schwester heut erwartet?

Wumshäter. Wie? sie will selbst kommen? Aller Hochachtung unbeschadet, Herr Lelio, die ich gegen Sie hege, muß ich Ihnen doch frei bekennen, daß ich nicht ein bißchen begierig bin, Ihr weibliches Ebenbild kennen zu lernen.

Valer. Und eben, weil ich dieses wußte, Herr Vater, habe ich Ihnen noch bis jetzt von ihrer Ankunft nichts sagen wollen. Ich will aber doch hoffen, daß ich das Vergnügen haben darf, sie Ihnen vorzustellen?

Wumshäter. Wenn du nur nicht verlangst, daß ich ihr als meiner künftigen Schwiegertochter begegnen soll.

Valer. Aber als der Schwester des Lelio werden Sie ihr doch begegnen?

Wumshäter. Nachdem ich sie finde. — — Nun, was willst du, Laura? —

Sechster Auftritt

Laura. Die Vorigen.

Laura. Ihnen nochmals danken, liebster Herr Vater, daß Sie so gütig sein wollen, mich meinem Bruder mitzugeben.

Wumshäter. Laß nur gut sein! —

Laura. Ihre väterliche Liebe ist meiner Bitte zuvor gekommen.

Wumshäter. Schweig doch! —

Laura. Wahrhaftig, ich habe Sie selbst darum ersuchen wollen.

Wumshäter. Was geht's mich an?

Laura. Nur wußte ich nicht, wie ich meine Bitte am behutsamsten vorbringen sollte. Ich fürchtete, —

Wumshäter. Ich fürchte, daß ich mir noch die Schwindsucht über dein Plaudern an den Hals ärgern werde.

Laura. Ich fürchtete, sag' ich, Sie möchten meine Begierde, bei meinem Bruder zu leben, einer falschen Ursache beimessen. —

Wumshäter. Bist du noch nicht fertig?

Laura. Einem sträflichen Überdruß vielleicht, länger bei Ihnen zu bleiben —

Wumshäter. Ich werde dir das Maul zuhalten müssen.

Laura. Aber ich versichere, — —

Wumshäter. Nun, wahrhaftig, ein Pferd, das den Koller bekommt, ist leichter aufzuhalten als das Plappermaul eines solchen Nickels. — Du sollst wissen, daß ich nicht im geringsten dabei auf dich gesehen habe. Ich gebe dich dem Bruder mit, weil du dem Bruder die Haushaltung führen sollst, und weil ich dich los sein will. Ob es dir aber angenehm oder unangenehm ist, das kann mir gleichviel gelten.

Laura. Ich höre wohl, Herr Vater, daß Sie nur deswegen Ihre Wohlthat so klein und zweideutig machen, um mich einer formellen Dankfagung zu überheben. Ich schweige also — Aber du, mein lieber Bruder, —

Wumshäter. Ja, ja; sie schweigt, das ist: sie fängt mit einem andern an zu plaudern.

Laura. Du wirfst mich doch hoffentlich nicht ungeru mit dir nehmen?

Valer. Liebe Schwester, — —

Laura. Gut, gut; erspare nur deine Versicherungen.

Ich weiß schon, daß du mich liebst. Wie vergnügt will ich in deinem Umgange sein, den ich so viele Jahre habe entbehren müssen.

Valer. Ich kann es dir unmöglich zumuten, eine geliebte Vaterstadt, wo du so viele Freunde und Verehrer hast, meinetwegen mit einem ganz unbekanntem Orte zu vertauschen.

Wumshäter. Aber ich mute es ihr zu! Ich will doch nicht hoffen, daß ihr miteinander Komplimentiert?

Laura. Hörst du? — — Und was willst du denn mit deiner ganz unbekanntem Stadt? Werde ich dich nicht da haben? Wird nicht Lelio da sein? Werde ich nicht seine vortreffliche Schwester da finden? (Zum Lelio.) Erlauben Sie mir, mein Herr, —

Wumshäter. Das dacht' ich wohl, ihr Schnadern geht die Reihe herum.

Laura. Erlauben Sie mir, sag' ich, Ihre Schwester immer im voraus als meine Freundin zu betrachten. Sie darf nur die Hälfte von den Vollkommenheiten ihres Bruders besitzen, wenn ich sie ebensosehr lieben soll, als ich diesen hochschätze.

Wumshäter. Nu? ich glaube gar, du unterstehst dich, ehrlichen Leuten Schmeicheleien zu sagen? — Es tut mir leid, Herr Lelio, daß Sie das unbesonnene Ding schamrot machen soll.

Valer (sachte zum Lelio). Antworten Sie ihr ja nicht zu verbindlich — —

Lelio. Liebenswürdige Laura, — —

Valer (sachte zum Lelio). Nicht zu verbindlich, sage ich.

Lelio. Schönste Laura, — —

Valer (sachte zum Lelio). Nehmen Sie sich in acht! — —

Lelio. Madmoisell, — —

Wumshäter (zu Laura). Da, steh einmal, wie verwirrt du ihn gemacht hast. Aber es ist ein Zeichen seines Verstandes; denn je verständiger ein Mann ist, desto weniger kann er sich aus euerm Sidelgackel und Wischivafchi neh-

men. — Kommen Sie nur, Lelio, wir wollen lieber im Garten ein wenig auf und nieder gehen, als bei dem Weibsbilde länger bleiben. Folge uns ja nicht nach! Aber du, Valer, kannst mitkommen. (Lelio macht der Laura eine Verbeugung.) Ei, was soll das? Sie werden sich doch wohl kein Gewissen machen, ihr ohne Reverenz den Rücken zuzukehren? (Laura erwidert die Verbeugung.) Und dir, Mädel, sag' ich, laß die Knickse bleiben, oder — — Das verwünschte Paß! Wenn die Zunge müde ist, so verfolgt es einen noch mit Grimassen.

Valer. Ich werde gleich nachkommen. (Wumshäter und Lelio gehen ab.)

Siebenter Auftritt

Valer. Laura.

Valer. Nun, Schwester, sage mir einmal, was ich von dir denken soll?

Laura. Sage mir doch erst, was ich von deinem Lelio denken soll?

Valer. Du bist wirklich entschlossen, mit mir zu reisen?

Laura. Wer es doch glaubte, daß Lelio kein Kompliment zu beantworten wisse! Ich kenne ihn besser. Wie viel schöne Sachen hat er mir nicht vorgefagt, wenn er mich dann und wann allein gefunden. Aber, Bruder, er soll mir sie gewiß nicht mehr allein sagen. Ich will ihn bald dazu bringen, daß er mir sie in deiner und des Vaters Gegenwart sagen soll. Daß er sich gegen diesen bisher verstellt, daran hat er sehr wohl getan. Er mußte sich seiner Sewogenheit versichern. Aber nun, sollte ich meinen, könnte er die Maske schon nach und nach ein wenig aufheben.

Valer. Ich erstaune! — —

Laura. Ich möchte doch wissen, worüber? Bin ich erstaunt, daß du seiner Schwester gefallen hast?

Valer. Das heißt, ich soll so billig sein, und auch nicht

darüber erstaunen, daß du ihrem Bruder gefallen hast. Aber Leander — —

Laura. Sage mir nur nichts von Leandern, ich bitte dich. Der sollte längst wissen, woran er wäre. Habe ich ihm nicht, seit einigen Tagen, alle seine Briefe unerbroschen wieder zurückgeschickt?

Valer. Aber nur seit einigen Tagen.

Laura. Spöttischer Bruder! — Könnte es dir denn aber unangenehm sein, wenn du mit der Familie des Lelio auf eine doppelte Art verbunden würest?

Valer. Ich wette wie viel, daß du dich nicht deutlicher erklären kannst!

Laura. Wette nicht; denn sieh, ob du nicht die Wette verloren hättest. — Ich weiß, woran ich mit dem Lelio bin. Er hat mir seine Liebe gestanden; mit mehr Lebhaftigkeit, mit mehr Zärtlichkeit, als es Leander jemals getan hat. Und weißt du denn nicht, wie wir Mädchen es machen? Wenn ich zu meinem Kaufmanne in das Gewölbe komme, ich versichre dich, ich kaufe niemals den Stoff, den ich zuerst behandelt habe. Und wollte der Kaufmann darüber verdrüsslich werden, so würde ich sagen: warum weisen Sie mir den nicht gleich zuerst, der mir am besten gefällt?

Valer. Der Kaufmann wird darüber nicht verdrüsslich werden, denn er weiß aus der Erfahrung, daß, wenn ihr euch lange und viel besonnen habt, ihr endlich doch auf das Schlechteste fallt; auf eine Farbe, auf ein Muster, das längst nicht mehr Mode gewesen. Und eher merkt ihr auch euern Selbstbetrug nicht, als bis ihr den Einkauf zu Hause mit Muße ansehen habt. Wie sehr wünscht ihr euch alsdenn das, was ihr zuerst behandelt hattet!

Laura. Du kannst ein Gleichniß vortrefflich ausführen. Willst du nicht so gut sein, und es nunmehr auch applizieren? Es liegt keine schlechte Anpreisung des Lelio darin. O, er soll es erfahren, wie sehr du ihm das Wort sprichst; er soll es heute noch erfahren. Lebe wohl, Bruder!

Valer. Ein Wort im Ernst, Schwester.

Laura. Im Ernste? Bisher also hast du gescherzt? Ja, das laß' ich gelten.

Valer. Höre, ich sage dir mit trocknen Worten: Lelio kann unmöglich der deinige werden; glaube mir, er kann es unmöglich werden; unmöglich!

Laura. Ha! ha! ha! Wenn ich nun nicht bald gehe, so wirst du mir vielleicht vertrauen, daß er schon verheiratet sei. Ha! ha! ha! (Seht ab.)

Valer. Narrisches Mädchen! — Ich habe es wahrhaftig nicht wagen dürfen, ihr von dem Anschläge des Herrn Solbist etwas zu sagen. Sie würde ihm bei dem Vater zuvorkommen; und alsdenn wäre alles aus. Wir müssen ihr wider ihren Willen dienen, wenn sie uns am Ende danken soll. — Da ist sie ja schon wieder.

Laura (kommt ganz ernsthaft zurück). Bruder —

Valer. Nun, so ernsthaft?

Laura. Unmöglich, hast du gesagt? Erkläre mir doch diese Unmöglichkeit.

Valer. Der Vater erwartet mich in dem Garten. Ich muß dir es also ganz kurz erklären. Unmöglich ist das, — was nicht möglich ist. Auf Wiedersehen, liebe Schwester. (Seht ab.)

Laura. So? Ich bedanke mich! — Geduld! ich muß sehen, wie ich den Lelio zu sprechen bekomme. (Seht ab.)

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug

Erster Auftritt

Lelio oder Hilaria.

Bald werde ich es selbst glauben, daß ich der guten Laura zu viel Liebkosungen gemacht habe. Wir armes Geschlecht! Wie leicht sind wir zu hintergehen! Sie winkte mir eben jetzt sehr vertraulich; sie wird mich sprechen wollen. Ja, ja, dacht' ich es doch! Gut, daß ich mich gefaßt gemacht habe.

Zweiter Auftritt

Laura. Lelio.

Laura. Armer Lelio, haben Sie sich von der verdrüßlichen Gesellschaft meines Vaters endlich losgemacht? Wie sehr wünschte ich, daß doch nur eine Person in unserm Hause sein möchte, deren angenehmere Gesellschaft Sie schadlos halten könnte.

Lelio (beiseite). Sie weiß ein verliebtes Gespräch vortrefflich einzufädeln! Schwerlich werde ich die Vorbereitungen zu meinem Rückzuge ebenso fein zu machen wissen.

Laura. Sie antworten mir nicht?

Lelio. Was soll ich Ihnen antworten?

Laura. Es ist wahr, was soll man antworten, wenn einem die Antwort in den Mund gelegt wird? Sie hätten

mir es ebenso galant gerade herausagen können: daß wenigstens ich die gedachte Person nicht sei.

Lelio. Grausame Laura!

Laura. Barmherziger Lelio!

Lelio. Barbarische Schöne!

Laura. Noch mehr? — Haben Sie Mitleiden, und machen mich menschlicher.

Lelio. Sie spotten meiner? — Ich Unglücklicher! O, daß ich Sie niemals, oder wenigstens eher gekannt hätte!

Laura. Noch kein Ende mit Ihren Ausrufungen? Aber was wollen Sie damit?

Lelio. Was habe ich Ihnen getan, daß Sie eine Flamme in mir ernähren, die mich ohne Hilfe verzehren wird?

Laura. Nun kommen Sie doch allmählich ins Fragen, und ich habe Hoffnung bald aus Ihnen Flug zu werden.

Lelio. Womit habe ich es verschuldet, daß Sie mich in eine hoffnungslose Liebe verwickeln?

Laura. Fragen Sie weiter, vielleicht findet sich doch etwas, worauf ich antworten kann.

Lelio. War Ihnen denn so viel daran gelegen, mich zu einem unschuldigen Schlachtopfer Ihrer Reize zu machen! Was für ein Vergnügen versprochen Sie sich aus meiner Verzweiflung? Genießen Sie es nur, genießen Sie es. Aber daß es ein anderer mit genießen soll, der Sie unmöglich so zärtlich lieben kann, als ich Sie liebe, das geht mir durch die Seele!

Laura. Im Vorbeigehen: Sie sind doch wohl nicht gar eifersüchtig?

Lelio. Eifersüchtig? Nein, man hört auf, eifersüchtig zu sein, wenn man alle Hoffnung verloren hat, und man kann weiter nichts sein als neidisch.

Laura (beiseite). Was soll ich von ihm denken? — Darf man den Glücklichen nicht wissen, den Sie beneiden?

Lelio. Fahren Sie nur fort, sich zu verstellen. Ihre Verstellung eben hat mein Unglück gemacht. Je schöner ein Frauenzimmer ist, desto aufrichtiger sollte es sein; denn

nur durch ihre Aufrichtigkeit kann es dem Schaden vorbauen, den seine Schönheit verüben würde. Gleich nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, wenigstens gleich nach den ersten zärtlichen Blicken, die ich auf Sie richtete, gleich nach den ersten Seufzern, die mir meine neue Liebe auspreßte, hätten Sie zu mir sagen sollen: „Mein Herr, ich warne Sie, sein Sie auf Ihrer Hut. Lassen Sie sich meine Schönheit nicht zu weit führen; Sie kommen zu spät, mein Herz ist bereits versagt.“ — Das hätten Sie zu mir sagen sollen, und ich würde mich nicht mehr unterstanden haben, eines andern Gut zu begehren.

Laura (beiseite). Hui, daß ihm mein Bruder von Leandern etwas in den Kopf gesetzt hat?

Lelio. Allzuglücklicher Leander!

Laura (beiseite). Ja, ja, es ist richtig. Das will ich ihm gedenken. — Mein Herr, —

Lelio. Nur keine Entschuldigungen, Madmoisell! Sie könnten leicht das Übel ärger machen, und ich könnte anfangen zu glauben, daß Sie mich wenigstens bedauerten. Ich kenne die geheiligten Rechte einer ersten Liebe, wofür ich Ihre Liebe gegen Leandern halte. Ich will mich des törichten Unternehmens, sie zu schwächen, nicht schuldig machen. Alles würde vergebens sein —

Laura. Ich erstaune über Ihre Leichtgläubigkeit.

Lelio. Sie haben recht, darüber zu erstaunen. Konnte ich mir etwas Törichters einbilden, als daß Ihre bezaubernden Reize auf mich sollten gewartet haben, ihre Macht über ein empfindliches Herz zu äußern?

Laura. Diese Leichtgläubigkeit würde Ihnen zu vergeben gewesen sein. Merken Sie denn aber nicht, oder wollen Sie es nicht merken? —

Lelio. Und was, schönste Laura? —

Laura. Daß es eine ganz andere Leichtgläubigkeit ist, die mich an Ihnen ärgert. —

Lelio. Eine andere? — Sie haben recht! — Ah, ich Dummkopf! —

Laura. Nun?

Lelio. Ich kann meine Augen, vor Scham, nicht aufschlagen. —

Laura. Vor Scham?

Lelio. Wie lächerlich muß ich Ihnen vorkommen? —

Laura. Ich wüßte nicht —

Lelio. Wie abgeschmackt erscheine ich mir selbst! —

Laura. Mit Ihren Erscheinungen! — Und warum denn?

Lelio. Jawohl, wie lächerlich, wie abgeschmackt, daß ich Höflichkeit für Zärtlichkeit, gesellschaftliche Verbindlichkeit für Merkmale einer werdenden Liebe gehalten habe! Das, das ist die Leichtgläubigkeit, die Ihnen an mir so ärgerlich ist; eine Leichtgläubigkeit, die desto sträflicher wird, je mehr Stolz sie voraussetzt.

Laura. Lelio!

Lelio. Aber vergeben Sie mir; sein Sie großmütig, schönste Laura; richten Sie mich nicht nach aller Strenge. Meine Jugend verdient Ihre Nachsicht. Welche Mannsperson von meinen Jahren, von meiner Bildung, von meiner Lebhaftigkeit ist nicht ein wenig Sed? Es ist unsere Natur. Jeder lächelnde Blick dünkt uns der Zoll unsrer Verdienste oder die Huldigung unsres Werts; ohne zu untersuchen, ob er nicht bloß aus Zerstreuung, ob er nicht aus Mitleid, ob er nicht wohl gar aus Hohn auf uns gefallen. —

Laura. O, Sie machen mich ungeduldig. — Ich weiß gar nicht, wie es mit Ihrem Heinen Gehirn dann und wann steht.

Lelio. Nicht immer zum besten. — Aber besorgen Sie von mir weiter nichts. Sie haben mich in die Schranken meiner Geringsfügigkeit zurückgewiesen —

Laura. Noch mehr? — Ich sehe meinen Vater kommen, ich muß es kurz machen — Daß Sie ein albernes Märchen von einem gewissen Leander sich so leicht für Wahrheit aufbinden lassen, das, das ist die Leichtgläubigkeit, die mich an Ihnen verdrießt — Ich verlasse Sie;

folgen Sie mir unvermerkt in das Gartenhaus. — Sie sollen Beweise haben, daß man Sie hintergehen will. — (Geht ab.)

Dritter Auftritt

Wumshäter. Valer. Lelio.

Lelio. Ich werde dir nicht folgen, gutes Kind! Wüßte ich doch nicht, was mir so sauer geworden wäre als diese Unterredung.

Wumshäter. Sie sind mir ja unter den Händen weggekommen, Herr Lelio. — Was mir mein Sohn den Kopf warm macht, das können Sie kaum glauben! Sieh, über dein verwünschtes Anhalten habe ich's ganz vergessen, daß Herr Solbist zu mir kommen wollen. Wo er nur nicht schon dagewesen ist! Meine Leute sagen mir auch gar nichts. Aber woher kömmt's? Da hat mich der Himmel mit lauter weiblicher Aufwartung bestraft, und wenn ich ja einmal einen guten Menschen zur Aufwartung habe, so vergeht kein Monat, daß ihn nicht das verdammte Mädel, die Lisette, in ihren Stricken hat. Nu, nu, ist nur meine Tochter erst fort, so will ich auch keine weibliche Fliege mehr unter meinem Dache leiden.

Valer. Sehen Sie, Herr Vater, jetzt eben kömmt Herr Solbist.

Vierter Auftritt

Solbist in einer großen Zipselperücke und einen Paß Alten unter dem Arme. Die Vorigen.

Wumshäter. Ei, sind Sie es denn, mein lieber Herr Solbist?

Solbist. Ja freilich bin ich's.

Valer (sachte zum Lelio). Lassen Sie ihm ja nicht merken,

daß Sie von seinem Anschläge etwas wissen; denn alles sollen bei ihm Geheimnisse sein.

Wumshäter. Nun, was bringen Sie mir Gutes?

Solbist. Habe ich's nicht gleich lieber sollen vor der Haustüre sagen? — Geduld! Ich muß ganz in geheim mit Ihnen sprechen.

Wumshäter. Ganz in geheim? Sie machen mich unruhig.

Solbist (zu dem Lelio, welcher ihn von unten und oben betrachtet). Nun, was begucken Sie mich da?

Lelio. Ich bewundere Sie.

Solbist. Wie ein Bauer, der einmal in die Stadt kömmt, ein groß Haus.

Lelio. Ich sehe, Sie haben sich heute außerordentlich gepuzt.

Solbist. Ich will ein Schelm sein, wenn es um Ihrentwillen geschehen ist.

Lelio. In dieser Perücke könnten Sie sich vor die Europäische Fama stechen lassen.

Solbist. Daxieren Sie mich heute nur nicht; heute bin ich in meinen Berufsverrichtungen. Ein andermal können Sie Ihren Spaß mit mir haben. Heute respektieren Sie mein Amt.

Lelio. Ich habe allen Respekt vor Ihre Akten.

Solbist. Die Spöterei hätten Sie können weglassen. Ist es meine Schuld, daß ich mir sie selber tragen muß? Nein, gewiß nein! Ich habe nun lange genug der undankbaren Stadt, und der lieben Dorffschaft, als ein betreibsamer Rechtskonsulent gedient; und meine Dienste hätten mir, von Rechts wegen, schon so viel abwerfen sollen, daß ich mir einen Jungen, einen Schreiber, einen Sekretär oder so etwas halten könnte. Aber wer kann denn das Glück zwingen? Bis jetzt bin ich mir alles noch selbst. Sobald ich mir aber einen Jungen oder so etwas werde halten können, wird meine Großmut, Sie dazu in Vorschlag zu bringen, nicht anstehen.

Lelio. Sie scherzen, Herr Solbist; und das sehr fein. Solbist. Ich scherze nie anders. Doch, Herr Wumshäter, machen Sie, machen Sie, daß die Leutchen wegkommen. Ich muß alleine mit Ihnen reden.

Lelio. Sie dürfen ja nur im Kanzeleistile mit ihm reden; und es wird so gut sein, als ob wir nicht da wären.

Wumshäter. Aber es sind ja meine Freunde; was Sie mir zu sagen haben, können Sie ja wohl in ihrer Gegenwart sagen.

Solbist. Sie wollen mich also nicht hören? Gut! — — (Er will gehen.)

Lelio. Wir wollen Sie seinem Eigensinne nicht aussetzen, Herr Wumshäter. Bleiben Sie nur, Herr Solbist; wir gehen schon. (Sachte zum Valer.) Kommen Sie, Valer; es wird ohnedem bald Zeit sein, daß ich mich umkleide.

Wumshäter. Nehmen Sie es doch nicht übel! (Valer und Lelio gehen ab.)

Fünfter Auftritt

Wumshäter. Solbist.

Wumshäter. Lassen Sie doch nunmehr hören, Herr Solbist, was Sie mir für Geheimnisse zu vertrauen haben.

Solbist. Sind sie weg? — Treten Sie hierher! Sie möchten an der Türe horchen.

Wumshäter. Nun?

Solbist. Herr Leander —

Wumshäter. Hat ihn der Henker geholt?

Solbist. St! Hören Sie doch nur. Herr Leander will — (sachte ins Ohr) will sich mit Ihnen vergleichen.

Wumshäter (sehr laut). Was? will sich mit mir vergleichen?

Solbist. St! st! Ja, er will. Er hat sich von mir lassen üben Tölpel stoßen.

Wumshäter (sehr laut). Sie mögen selber ein Tölpel sein.

Ich mag mich mit ihm nicht vergleichen. Wie viele hundertmal habe ich Ihnen das nicht auf das teuerste versichert?

Solbist. St! st! st! Mit Ihrem verzweifelten Schreien werden Sie mich um Ehre, Reputation, Kredit und alles bringen. Wenn es nun jemand gehört hat?

Wumshäter. O, das Zeugnis will ich Ihnen vor aller Welt geben, daß Sie nichts als meinen Ruin suchen. Vergleichen? habe ich nicht die gerechteste Sache?

Solbist. Auch die gerechteste Sache kann verloren werden, wenn sie wie die Ihrige steht. Ihre selige Frau hat es schon zu weit kommen lassen.

Wumshäter. Das verwünschte Weib! Kömmt nicht all mein Unglück von Weibern her?

Solbist. Nicht allein Ihr Unglück, sondern überhaupt alles Unglück, das in der Welt geschieht, — wie ich hernach erweisen werde. Machen Sie nur, daß Sie den Beweis bald hören können, und sagen Sie mir kurz, ob es Ihnen nicht lieb sein würde, wenn Leander — ich will nicht sagen, sich mit Ihnen vergleiche: denn von Vergleichen wollen Sie nichts hören — sondern unter einer kleinen, ganz kleinen Bedingung den Prozeß hängen ließ'?

Wumshäter. Hängen ließ'? So, daß ich ihn gleichsam gewonnen hätte? Ja, das wäre noch etwas. Aber was ist es denn für eine Bedingung?

Solbist. Eine Bedingung, die vollkommen nach Ihrem Sinne sein wird.

Wumshäter. Nun?

Solbist. Kurz, Leander will den Prozeß unter der Bedingung hängen lassen, — unter der Bedingung, Herr Wumshäter — (sachte ins Ohr) daß Sie sein Unglück machen wollen.

Wumshäter (sehr laut). Was? daß ich sein Unglück machen will?

Solbist. Sie werden mit Ihrer verräterischen Auktionsstimme noch meines machen. Ich tue meine Dinge alle gern heimlich, und in der Stille. Aber Sie, Sie — ich wette, Leander hat es in seinem Hause gehört!

Wumshäter. Nun, so entdecken Sie mir denn ganz heimlich, auf welche Weise ich sein Unglück machen kann?

Solbist. Nichts ist leichter. Hören Sie nur, im Vertrauen; der Mensch ist ganz närrisch geworden. Ich glaube, der Himmel hat ihn Ihrentwegen gestraft. Er ist auf einen recht desperaten Einfall geraten. Ich will ihn Ihnen gleich erklären. —

Wumshäter. Noch seh' ich nicht, wo Sie hinaus wollen?

Solbist (er legt die Akten weg; bringt eine große Halskrause aus der Tasche, die er sich umbindet: zieht ein Paar weiße Handschuh' an, tritt einige Schritte zurück, und fängt auf eine pedantische Art zu perorieren an). „Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Sönnner! Als Gott den Adam erschaffen, und in das schöne Paradies gesetzt hatte — Beiläufig will ich erinnern, daß man bis jetzt noch nicht weiß, wo eigentlich das Paradies gewesen ist. Die Gelehrten streiten sehr heftig darüber. Doch es sei gewesen, wo es wolle. — Als nun Gott den Adam in dieses unbewußte Paradies gesetzt hatte —“

Wumshäter. Je, Herr Solbist! Herr Solbist!

Solbist. Treten Sie ein wenig vor die Türe, damit niemand hereinkömmt!

Wumshäter. Ich will Gott danken, wenn jemand dazukömmt, denn ich fürchte in der That, Sie sind unsinnig geworden.

Solbist. Treten Sie doch nur, und gedulden Sie sich einen Augenblick! — — „Als nun, sag' ich, Adam in dieses Paradies gesetzt, als er, sag' ich, darin gesetzt war. Und, will ich sagen, also in dem Paradiese war, worein er von Gott war gesetzt worden. So war er in diesem Paradiese.“

— — Ei, vertrackt, wenn ich nur erstlich wieder heraus wäre! — Da haben Sie's nun! Das kömmt davon, wenn man dem Orator in die Rede fällt.

Wumshäter. Ich besorge nur, ich werde Ihnen bald in die Daumen fallen müssen. Sagen Sie mir nur in Ewigkeit, was Sie wollen?

Solbist. Ich wollte lieber, daß Sie mir eine Ohrfeige

gegeben hätten, als daß Sie mich aus meinem Konzepte gebracht haben. Ich muß nur sehen, ob ich wieder hineinkommen kann; (ganz geschwind) „Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Sönnner! Als Gott den Adam erschaffen, und in das schöne Paradies gesetzt hatte — — Hochedelgeborner, insonders hochzuehrender Herr und Sönnner! Als Gott den Adam erschaffen, und in das schöne Paradies gesetzt hatte — —“ Nein, es geht wirklich nicht weiter; es ist, als wenn mir's vom Maule weggeschnitten wäre. Nun mag's; der größte Schade dabei ist Ihre.

Wumshäter. Ist meine?

Solbist. Ja, wahrhaftig; Sie hätten ein recht Ciceronianisches Meisterstück hören sollen. Eine vertraute Rednergesellschaft würde es nicht besser haben abfassen können! Nun werden Sie sich mit den Contentis begnügen müssen. Hören Sie nur also: meine Rede — denn soviel werden Sie doch wohl gemerkt haben, daß ich Ihnen eine Rede habe halten wollen? — Meine Rede, sag' ich, hatte drei Partes, obgleich sonst acht Partes orationis zu sein pflegen. Der erste Pars, oder vielmehr die erste Pars, enthielt ein richtiges Verzeichnis aller bösen Weiber, von der Eva an, bis auf die Ihrigen drei.

Wumshäter. Was? Ein Verzeichnis aller bösen Weiber? Ei, das wäre ich kuriös gewesen, zu hören! — Ein Verzeichnis aller bösen Weiber wird's nun wohl nicht gewesen sein, sondern nur ein Verzeichnis der bösesten. Denn ein Verzeichnis aller bösen Weiber, das wär' ein Verzeichnis aller Weiber, die jemals auf der Welt gelebt haben, und das kann's doch nicht gewesen sein.

Solbist. Ganz recht. Meine andre Pars — —

Wumshäter. Hatten Sie denn auch in ihrem Verzeichnisse die Frau des Hiobs?

Solbist. Freilich! — Meine andre Pars —

Wumshäter. Hatten Sie denn auch die Frau des Tobias?

Solbist. Freilich! — Meine andre Pars —

Wumshäter. Auch die Königin Jesabel?

Solbist. Auch! — Meine andre Pars —

Wumshäter. Auch die große Hure von Babylon?

Solbist. Auch! — Meine andre Pars —

Wumshäter. Sie hören, daß ich doch auch ein wenig bewandert bin!

Solbist. Ich höre wohl, daß Sie nur die kennen, die noch die besten darunter sind. Ich wußte noch ganz andere! Eine Hispulla, eine Hippia, eine Medullina, eine Saufeja, eine Ogulina, eine Messalina, eine Casonia — von welchen allen, in dem sechsten der Geschichtsbücher des Juvenals, ein mehreres nachgelesen werden kann. — — Doch, damit meine Contenta nicht länger werden, als meine Rede geworden wäre, so hören Sie nur weiter. Meine zweite Pars erwies so kurz als gründlich, daß eine Frau das größte Unglück auf der Welt sei, und leitete daraus unwidersprechlich her, daß das Heiraten eine sehr unsinnige Sache sein müsse, welches dann weitläufig mit Testimoniis, besonders mit dem Ihrigen, bestärkt wurde.

Wumshäter. Eil lieber Herr Solbist, wie waren Sie auf eine so vortreffliche Materie gekommen? Gewiß, ich beklag' es nunmehr recht herzlich, daß Ihre Rede so vor die Hunde gegangen ist. Je! je! Aber wie komm ich denn dazu, daß Sie mir so ein Vergnügen haben machen wollen? Es ist doch heute weder mein Geburtstag noch mein Namenstag, daß ich etwa dächte, Sie hätten mir so eine schöne Gratulationsrede halten wollen. —

Solbist. Aus meiner dritten Pars wird Ihnen alles klar werden. — — Die dritte Pars endlich enthielt, daß dem ohngeachtet diese Unsinnigkeit, nämlich die Unsinnigkeit zu heiraten, — raten Sie einmal, wer? begehen wollte —

Wumshäter. Wer? Doch wohl nicht mein Sohn? Denn dem denk' ich es wohl ausgeredt zu haben.

Solbist. Nicht Ihr Sohn, nein.

Wumshäter. Nun, so wollte ich, daß es mein ärgster Feind sein müsse!

Solbist. Bravo!

Wumshäter. Ich wollte, daß es Leander wäre!

Solbist. Getroffen!

Wumshäter. Wirklich? O, daß ich keine von meinen drei Weibern vom Tode erwecken, und sie ihm geben kann!

Solbist. Das können Sie, Herr Wumshäter, das können Sie, wenn Sie nur wollen! Leibt und lebt nicht Ihre zweite Frau in Ihrer Jungfer Tochter? Kurz, sehen Sie in mir den Brautwerber des Herrn Leanders, und zwar um die ehr- und tugendsame Jungfer, Jungfer Laura, ehelichen einzigen Tochter des Herrn, Herrn Zacharias Maria Wumshäter. Wenn er in seinem Suchen glücklich ist, so sollen Sie den Prozeß gewonnen haben. Dixi!

Wumshäter. Was? allerliebster Herr Solbist, ist es möglich? Leander will meine Tochter haben, und wenn ich sie ihm gebe, soll ich den Prozeß gewonnen haben?

Solbist. Sollen Sie ihn gewonnen haben! Besinnen Sie sich ja nicht lange.

Wumshäter. Ich mich besinnen?

Solbist. Sie müssen überzeugt sein, daß man kein feindseltiger Verfahren erdenken kann, als einem eine Frau zu geben.

Wumshäter. Das bin ich! Er soll sie haben, ja; mit Freuden will ich sie ihm geben. Wie soll sie ihm das Leben so sauer machen! Leander, Leander, er soll den Verdruß zehnfach wieder empfinden, den er mir verursacht hat. Wie will ich mich freuen, wenn ich bald erfahren werde, daß sich meine Tochter täglich mit ihm zankt; daß sie ihn keinen Bissen in Ruhe genießen läßt, daß sie sich sogar an ihm vergreift, daß sie ihm untreu ist, daß sie ihm sein Vermögen durchbringt, daß er endlich Haus und Hof ihrentwegen verlassen muß! Ich denke, ich denke, sie soll's dahin bringen. Ja, ja, Herr Solbist, Leander soll meine Tochter haben, er soll sie haben — Allein, wenn ich den Prozeß dadurch gewinne, so muß ich die deponierten sechstausend Taler ausbezahlt bekommen.

Solbist. Die können Sie morgen bekommen.

Wumshäter. Morgen? das wäre vortrefflich! Ich hätte eben Gelegenheit, sie zu sechs Prozent unterzubringen. — — Aber Leander denkt doch wohl nicht, daß er sie zur Aussteuer etwa wieder bekommen werde? Das mag er sich nur vergehen lassen. Mitgeben kann ich meiner Tochter nichts, gar nichts.

Solbist. Es wird auch nicht nötig sein; Leander ist selbst reich genug.

Wumshäter. Wenn das ist, so ist sie, wenn er will, noch heute seine Frau. Ich wollte sie zwar meinem Sohne mitgeben; doch daraus wird nun nichts. Es ist besser, daß sie mich an einem Menschen rächt, der mir soviel Unrecht getan hat. Wir wollen gleich zu ihr gehen; kann doch Herr Leander hernach selbst herkommen. Kommen Sie, Herr Solbist —

Solbist. Sehen Sie nur. Ich muß meine Spitzenkrause vorher wieder abbinden, und die glasierten Handschuh' einstecken. Sagen Sie es aber ja niemanden, daß ich der Brautwerber gewesen bin! (Wumshäter geht ab.) Es möchte sich zu meinem Amte nicht allzuwohl schicken; weswegen ich denn auch ganz weislich in dem völligen Ornate nicht herkommen wollte. Wie leicht hätte man es mir ansehen können, daß ich mir einen Kuppelpelz verdienen wollen. Geschwind, es kommt jemand! — —

Sechster Auftritt

Lisette. Solbist.

Solbist (indem er sich noch die Krause abbündet). Ist Sie's, Lisettchen? Nun, nun, Sie darf es endlich wissen, was ich hier gemacht habe.

Lisette. Ist es gut abgelaufen, Herr Solbist?

Solbist. Als wenn nicht alles gut ablaufen müßte, womit ich mich einmal abgebe. Hätte man mich fein eher zu

Kate gezogen, so könnte Laura wohl schon von Leandern Kinder haben.

Lisette. Man sollte es kaum denken, was in dem grauen Köpfschen für Schelmereien stecken müssen!

Solbist. Machen Sie mich nicht schamrot. Freilich würde Herr Wumshäter Leandern abgewiesen haben, wenn man den Antrag für ihn auf irgendeine andere Art getan hätte. Aber es war doch auch so schwer nicht, diese einzige Art zu finden; besonders für einen Mann von Erfahrung wie ich — — Denn im Vertrauen, Lisettchen, (ins Ohr) glaubt Sie, daß dieses das erste Paar ist, das ich zusammenbringe?

Lisette. Ei nicht doch; ich glaube vielmehr, daß Sie auf das Kuppeln ausgelernt haben.

Solbist. St! st! schrei' Sie doch nicht so! Das hat mir müssen manchen schönen Taler einbringen. Die Leute irren sich erschrecklich, wenn sie denken, ich könnte nichts als Uneinigkeit stiften. Das muß ich zwar können, als ein ehrlicher Advokat; doch, wenn es damit nicht allezeit fort will, so kann ich auch Ehen stiften.

Lisette. Als wenn Ehen stiften, und Uneinigkeit stiften, nicht einerlei wäre! Und soviel ich gehört habe, so können Sie Eheleute sowohl von einander als zusammen bringen. Sie sind ein schlauer Fuchs. Hätten Sie mit Ehescheidungsprozessen wohl so viel verdienen können, wenn Sie nicht durch Ihr Kuppeln den Grund dazu gelegt hätten?

Solbist. Der Geier! Wer hat Ihr das gesagt? Ich tue doch alles in der Stille und im Verschwiegenen, und rede von solchen Sachen nicht gern einmal laut: und Sie hat es doch erfahren? Das kann mit rechten Dingen nicht zu gehen. — — Aber das ist wahr: eine Lust ist es, wenn ich des Vormittags meinen Klienten Gehör gebe. Alles hat seine Zuflucht zu mir. Will der Bauer mit seinem Herrn prozessieren; so kommt er zu mir. Will ein altes Mütterchen einen gesunden frischen Mann haben; so kommt sie zu mir. Will ein Schelm den andern Injuriarum belangen; so kommt er zu mir. Will eine junge Frau ihren alten

508

Ehekrüppel los sein; so kommt sie zu mir. Aber alles das, alles das, besonders was die Ehesachen anbelangt, geschieht so in der Stille, daß sie mir es nur ins Ohr sagen müssen. Und gleichwohl weiß Sie's? Sei Sie verschwiegen, Lisettchen; und plaudre Sie es nicht weiter. Vielleicht, daß ich Ihr auch einen Dienst tun kann. Ich weiß zwar nicht, ob Sie schon Lust hat, sich zu verheiraten; aber die Lust kommt manchmal ganz geschwind. Sage Sie mir's, wenn sie kommt. Ich halte ein richtiges Register von allen mannbaren Jungfern und allen weibbaren Junggefallen in der Stadt. Das lese ich alle Tage ein- bis zweimal durch und sehe nach, welche meiner Hilfe etwa nötig haben könnten. Die Wahrheit zu sagen; ich habe schon einige Mannspersonen mit einem Sternchen angemerkt, die sich ganz wohl für Sie schicken würden.

Lisette. Wenn sie reich, jung und schön sind, so können Sie gewiß glauben, daß sie sich für mich schicken. Mehr gute Eigenschaften braucht mein künftiger Mann eben nicht zu haben. Die andern habe ich.

Solbist. Ich will Ihr mein Register weisen. Kann Sie doch nachsehn, wer Ihr am meisten darunter gefällt. Ich habe Sie umständlich nach ihren äußerlichen und innerlichen Gaben beschrieben, und aus der Proportion der Glieder gewisse nicht unebene Schlüsse gezogen; zumal der Nase, der Schultern, der Waden — Ein andermal hiervon ein mehreres, Lisettchen. Ich muß jetzt gehen, und den Herrn Leander herschicken. Trotz des Prozesses hat er doch immer eine große Liebe zur Jungfer Laura gehabt.

Lisette. O, und sie auch zu ihm. Vergessen Sie das Register nicht!

Solbist. Aber nur verschwiegen! verschwiegen!

Lisette (allein). Das laßt mir einen rechtschaffenen Advokaten sein! Wenn es mit seiner List nur nicht zu spät ist! Laura ist mir seit einigen Tagen sehr verändert gegen Leandern vorgekommen. Ich fürchte, ich fürchte, Valer hat seinen künftigen Schwager zur Unzeit mitgebracht!

Siebenter Auftritt

Wumshäter. Lisette.

Wumshäter. Wo ist die Tochter, Lisette?

Lisette. Was für eine Tochter?

Wumshäter. Die Tochter! Ich habe sie schon im ganzen Hause gesucht. Wo ist sie?

Lisette. Welche Tochter denn?

Wumshäter. Der Nißel will nur, daß ich sagen soll: meine Tochter; und sie weiß doch, wie ungern ich es sage.

Lisette. Nach Ihrer Jungfer Tochter fragen Sie also? Nach Ihrer? Ich weiß wirklich nicht, wo sie ist. Aber was wetten wir, ich weiß, was Sie ihr melden wollen?

Wumshäter. Ist sie etwann im Garten?

Lisette. Es kann wohl sein. — Sie haben gewiß recht sehr Aug getan, daß Sie Herr Leandern —

Wumshäter. Sage du ja nicht, daß ich Aug getan habe, oder ich werde glauben, daß ich die größte Torheit begangen habe.

Lisette. So will ich das Letzte sagen.

Wumshäter. So sag' es in aller Hexen Namen, und laß mich ungehudelt.

Lisette (allein). Nun gewiß, wenn ich einmal so einen Narrn zum Manne bekommen sollte, ich glaube, ich würde in meinem Alter ebenso große Männerfeindin, als er ein Weiberfeind ist. Aber, wohl gemerkt, nicht eher als in meinem Alter!

(Ende des zweiten Aufzuges.)

D r i t t e r A u f z u g

Erster Auftritt

Lisette von der einen und Laura von der andern Seite.

Lisette. So hitzig, Mamsell?

Laura. Wo ist der nichtswürdige Advokat? Der alte ungebetne Kuppler! In was mengt er sich? Wer hat es ihm aufgetragen, mich vor meinem Vater, als eine Strafe für einen Mann, zu erbitten, mit dem ich am meisten gestraft sein würde?

Lisette. Mit dem Sie am meisten gestraft sein würden? Lieben Sie denn nicht Leandern? Und haben Sie nicht schon längst ihm Ihre Genehmhaltung erteilt, auf die eine oder die andere Weise die Einwilligung Ihres Vaters zu suchen?

Laura. Es ist dein Glück, daß du sagst, schon längst. Eben deswegen, weil ich Leandern schon längst einmal geliebt habe, und schon längst einmal die Seine habe sein wollen, hätte man sich doch wohl vorher erkundigen können, ob ich es auch noch jetzt wollte, und ob ich ihn auch noch jetzt liebte? Muß man so zuversichtlich zu Werke gehen, ohne mir ein Wort davon zu sagen? Ich dächte doch, ich wäre die geringste Person bei diesem Handel nicht.

Lisette. Und also lieben Sie wohl Leandern nicht mehr?

Laura. Nein; und ich schäme mich, ihn jemals geliebt zu haben. Wenn deine Verführungen nicht gewesen wären, so würde ich nimmermehr einen Menschen meiner Achtung

gewürdigt haben, der mit meinem Vater so offenbar im Zank und Streite lebt.

Lisette (macht eine tiefe Verbeugung). Sie erzeigen mir zu viel Ehre, mich mit Ihrem Herzen zu vermengen.

Laura. Mein Herz muß keinen großen Anteil daran gehabt haben. Ein fliegender Geschmack; das war es aufs höchste alles. Sonst würde es mir, ohne Zweifel, saurer geworden sein, ihn zu vergessen. Eine einzige kleine Betrachtung hat mich von dieser ungeziemenden Liebe abgezogen.

Lisette. So? eine Betrachtung? Darf man diese Betrachtung nicht wissen? Doch wohl nicht die Betrachtung des Herrn Lelio?

Laura. Du bist eine Närrin.

Lisette. Dieser Antwort versah ich mich. Aber wissen Sie das Sprüchelchen von Kindern und Narren?

Laura. Leander ist ein Feind meines Vaters. Er hat mich zwar oft versichert, daß er es nicht sei, und daß er die Notwendigkeit gar nicht einsehen könnte, warum diejenigen, welche miteinander prozessieren, einander hassen müßten; man könne ja wohl sein Recht auch gegen einen Mann verfolgen, den man hochschätze und liebe. Allein, ich sehe nun wohl, diese Sprache ist die Sprache eines Arglistigen, welcher sich gern auf den Fuß setzen will, seinen Prozeß auch alsdenn nicht zu verlieren, wenn er ihn verliert; eines Eigennützigen, der das, was er durch eine Sentenz verloren hat, durch einen Ehekontrakt wieder zu gewinnen sucht. Da hast du meine Betrachtung! Ob mir aber Lelio zu dieser Betrachtung Gelegenheit gegeben hat, oder ob er sie nur bestärkt hat, das geht dich nichts an, und ist einzig und allein meine Sache.

Lisette. Ich habe die Erfahrung gemacht, so oft wir Frauenzimmer unsere Aufführung mit Vernunft und Gründen verteidigen, so oft haben wir unrecht. Gesehen Sie mir es also nur, daß Lelio die einzige Ursache Ihrer Veränderung ist. Nur seine Gesellschaft hat Sie diese Tage über

so bestrickt, daß Sie weder Leanders Briefe lesen, noch ihm eine geheime Zusammenkunft verstatten wollen. Wie gern taten Sie sonst beides!

Laura. Ich will von dir an keine Fehler erinnert sein, die ich, wie schon gesagt, ohne dich nicht würde begangen haben. Es reuet mich genug, so schwach gewesen zu sein.

Lisette. Um noch schwächer zu sein, und sich einem jungen Flattergeist zu überlassen, den Sie erst seit acht Tagen kennen, und dessen Liebe Sie nur aus nichts bedeutenden Schmeicheleien schließen. Ich rate Ihnen, Mamsell, sehen Sie sich vor!

Zweiter Auftritt

Wumshäter. Die Vorigen.

Wumshäter. Nun? Hast du dem armen Herrn Solbist die Augen ausgekratzt?

Lisette. Wenn er nicht schon fort gewesen wäre, wer weiß, was sie getan hätte.

Wumshäter. O, ich will es wohl glauben, daß sie als eine wohlgeratene Tochter demjenigen alles Unglück anwünscht, der ihren rechtschaffenen Vater von zwei beschwerlichen Dingen auf einmal befreiet; von einem Weibsbilde und von einem Prozesse. Aber du magst mir dieses Glück nun gönnen oder nicht, so will ich es doch nicht länger entbehren. Du mußt Leanders Frau werden, oder meine Tochter zu sein aufhören.

Laura. Dieses Oder ist hart! Gleichwohl nehme ich mir die Freiheit, Ihnen zu sagen, daß ich Ihren ersten Befehl vorziehe, und mit dem Bruder reisen will. Ich kann meinen Willen so geschwind nicht ändern als Sie den Ihrigen. Oder hat man Sie etwa zu bereden gesucht, daß ich Leander liebe?

Wumshäter. Daran ist nicht gedacht worden; desto besser, wenn du ihn nicht liebst! Mit der Liebe einer Weib-

person sind es zwar so bloße Narrenspotten, und lieben heißt bei euch nur weniger hassen. Ihr seid nicht imstande jemanden zu lieben als euch selbst. —

Lisette (fährt auf ihn los). Nein, mein Herr, das ist zu toll! Ihre Jungfer Tochter hat zwar unrecht, daß sie den Mann von Ihrer Hand nicht annehmen will, aber müssen Sie deswegen das ganze Geschlecht lästern?

Wumshäter. Hul — Nun ist es Zeit, daß ich geh'. Ich will lieber zwischen zwei Mühlräder als zwischen zwei Weibsbilder kommen. Schweig, ich bitte dich, schweig! Sie kann sich allein genug verantworten.

Dritter Auftritt

Valer. Die Vorigen.

Valer. Eben jetzt, Herr Vater, ist die Schwester des Lelio angekommen. Sie ist bei einem Anverwandten, den sie hier hat, abgetreten, und hat sich bereits bei mir melden lassen. Ich erwarte sie alle Augenblicke. Sie sind es doch noch zufrieden, daß ich sie Ihnen vorstellen darf?

Wumshäter. Einmal möchte ich sie wohl sehen, wenn es auch nur der vorgegebenen Ähnlichkeit wegen wäre. Aber mehr als einmal auch nicht. Bringe sie nur. Ich will es ihr selbst, so bescheiden als möglich, sagen, daß sie auf dich keine Rechnung machen soll.

Laura. Wie, Bruder? So ist deine Hilaria hier, und du hast mir es auch nicht mit einem einzigen Worte vorhergesagt, daß sie kommen werde?

Valer. Du wirst es nicht übelnehmen, Schwester. Ich habe dir nichts Ungewisses sagen wollen. — Du wirst dich aber über noch weit mehr als über ihre bloße Ankunft zu verwundern haben. Ihre erstaunliche Ähnlichkeit mit ihrem Bruder — Wen seh' ich? Himmel! Sie ist es selbst!

Vierter Auftritt

Lelio in ihrer wahren Gestalt als Hilaria. Die Vorigen.

Valer. Ach! schönste Hilaria, wie erfreut, wie glücklich machen Sie mich! Wie soll ich Ihnen genug dafür danken, daß Sie eine Familie zu besuchen würdigen, die auf eine nähere Verbindung mit Ihnen schon zum voraus stolz ist.

Lelio. Erlauben Sie, Valer, daß ich vor jetzt Ihre Schmeichelei unbeantwortet lasse, und vor allen Dingen demjenigen (gegen Wumshätern) meine Ehrerbietigkeit bezeuge, der es mir so gütig erlauben will, ihn als einen Vater zu lieben.

Wumshäter. Es ist mir ange — sehr unange — nicht ganz unangenehm, Madmoisell, Sie kennen zu lernen; nur muß ich Ihnen gleich anfangs sagen, daß Sie ein wenig zu geschwind gehen. Ich werde von zweien bereits Vater genannt —

Valer. Und es ist sein einziger Wunsch, auch von Ihnen dafür erkannt zu werden. —

Wumshäter. Nein doch, mein Sohn.

Valer (indem er die Hilaria der Laura zuführt). Lassen Sie sich, Hilaria, von einer Schwester umarmen, die ihre Freude nicht mehr mäßigen kann.

Lelio (indem sie sich umarmen). Ich bin so frei, schönste Laura, um Ihre Freundschaft zu bitten. —

Laura. Ich bin beschämt, daß ich mir in dieser Bitte habe zuvorkommen lassen.

Valer. Nun, Herr Vater? Erstaunen Sie nicht über die Gleichheit, die Hilaria mit ihrem Bruder hat?

Laura. Gewiß, man muß darüber erstaunen. Ich kann mich nicht satt sehen. Wo ist Herr Lelio? Warum können wir nicht das Vergnügen haben, ihn mit diesem Ebenbilde zu vergleichen?

Wumshäter. Wenn Lelio nur da wäre; wenn er nur da wäre! Ich weiß nicht, wo ihr die Augen haben müßt, ihr Leute. Ich will zwar nicht sagen, Madmoisell, daß

Sie gar nichts Ähnliches mit Ihrem Bruder haben sollten; allein, man muß wirklich genau darauf sehen, wenn man es bemerken will. Vors erste ist Lelio wenigstens eine Handbreit größer; der hohen Absätze an Ihren Schuhen ungeachtet.

Lelio. Und doch haben wir uns hundertmal miteinander gemessen, und nicht den geringsten Unterschied wahrnehmen können.

Wumshäter. Mein Augenmaß trägt nicht, ich kann mich darauf verlassen. Vors andere ist Herr Lelio auch nicht völlig so stark; er ist besser gewachsen und schlanker, ob er gleich keine Schnierbrust trägt. Ich will Sie dadurch nicht beleidigen, Madmoissell; sondern Ihrem Bruder bloß Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Laura. Ich kann Ihrer Meinung nicht sein, Herr Vater. Es ist zwar wahr, man wird schwerlich an einer Mannsperson einen schönern Wuchs finden als an dem Herrn Lelio; aber sehen Sie doch nur recht! Hilaria hat vollkommen eben denselben Wuchs, nur daß sie durch den Zwang der Kleidung eher schwächer als stärker scheint.

Wumshäter. Und das Gesicht!

Valer. Nun? das Gesicht?

Wumshäter. Ich will davon gar nicht reden. Lelio hat seine frische natürliche Farbe, aber auf Ihrem Gesichte, Madmoissell, liegt die Schminke ja fingersdicke.

Lelio. Ich glaube zwar nicht, daß es etwas Unerlaubtes für ein Frauenzimmer sei, sich zu schminken; aber doch habe ich noch nie für gut befunden, meiner Bildung auf diese Art zu Hilfe zu kommen. Ich will dieses nicht zu meinem Lobe gesagt haben; denn vielleicht habe ich das, was andere aus Stolz tun, aus größerm Stolze unterlassen.

Wumshäter. Ich versteh', ich versteh' — Die Augen, mein Sohn! Hast du noch nicht bemerkt, daß dieses graue Augen sind, und Lelio schwarze Augen hat?

Valer. Was sagen Sie? Sind dieses graue Augen?

Wumshäter. Jawohl, graue Augen, und dabei sind sie ebenso matt, als des Lelio Augen feurig sind.

Laura. Je, Herr Vater —

Wumshäter. Je, Jungfer Tochter! Schweig' Sie doch! Ich weiß so wohl, daß keine Krähe der andern die Augen aushacken wird. Du willst gewiß, daß sie deine gelben Augen auch einmal schwarz nennen soll. Macht ihr mich nur blind! — Und diese Nase — So eine kleine stumpfe Habichtsnase hat Lelio nicht. Wollt ihr das auch leugnen?

Valer. Ich erstaune! —

Wumshäter. Über deine Verblendung mußt du erstaunen. — Auch der Mund ist noch einmal so groß, als ihn Lelio hat. Was für eine aufgeworfene Lippe! Was für ein spitziges Kinn! Die rechte Schulter ist eine Hand breit höher als die linke! — Mit einem Worte, mein Sohn, die vorgegebene Gleichheit war eine List, dem Vater seine Einwilligung abzulocken. Und freilich wäre sie ein großer Punkt wider mich gewesen, wenn sie sich gefunden hätte. Desto besser, daß sie sich nicht gefunden hat, und daß es nunmehr desto wahrscheinlicher bleibt, daß in einem Körper, der von dem Körper des Bruders so gar sehr unterschieden ist, auch eine ganz verschiedene Seele wohnen werde. Ihr Herr Bruder, Madmoissell, ist ein verständiger junger Mensch, der meine Ursachen, warum ich unmöglich zu der Verheiratung meines Sohnes ja sagen kann, weiß und billiget. Er wird mich also bestens entschuldigen, daß ich mit Ihnen so wenig Umstände mache. Ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten, sondern muß sorgen, daß ich mit Leandern je eher je lieber richtig werde. Du, Laura, halte dich gefaßt! Ich kann dir sie nunmehr nicht mitgeben, Valer; ich kann hier meinen Prozeß mit ihr gewinnen, und das geht vor.

Laura. Laß dich nicht irre machen, Bruder, ich reise gewiß mit. Ihr Prozeß ist verloren, wenn Sie ihn durch mich gewinnen sollen.

Wumshäter. Spare dein Widersprechen für deinen Mann.

Fünfter Auftritt

Lelio. Valer. Laura. Lisette.

Laura. Wir müssen uns schämen, Bruder, daß ein so liebenswürdiger Gast von unserm Vater so übel aufgenommen worden. Du mußt übrigens der Liebe deiner Hilaria sehr gewiß sein, daß du ihre Seduld auf diese empfindliche Probe zu stellen hast wagen dürfen.

Lelio. Sie haben eine sehr gütige Schwester, Valer. Ihre Höflichkeit würde mich verwirren, wenn ich nicht wüßte, in welcher Achtung mein Bruder bei ihr zu stehen das Glück habe. Er gefällt Ihnen, zärtliche Laura, und diese Eroberung war das erste, was er mir bei meiner Ankunft mit einer triumphierenden Miene erzählte. Er ist es auch in der That schon wert, daß ein Frauenzimmer um ihn seufzet. Aber nehmen Sie sich gleichwohl in acht; er ist ein kleiner Verräter, und macht sich nicht das geringste Bedenken, eine Untreue zu begehen. Wenn Sie ihn nicht recht fest zu halten wissen, so wird er aus dem Carne sein, ehe Sie sich es versehen. Er ist ruhmredig dabei, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht hernach mit mehreren Gunstbezeugungen prahlen sollte, als er wirklich erhalten — Ich empfehle mich Ihnen, bis auf Wiedersehen. Kommen Sie, Valer.

Sechster Auftritt

Laura. Lisette.

Laura. Was war das? Ich glaube, Lelio und Hilaria müssen nicht Flug sein. Woher weiß er es denn, daß ich ihn liebe? Und wenn er es auch wissen könnte, ist es nicht etwas sehr Nichtswürdiges, eine so nasenweise Schwester zur Vertrauten zu machen? Gut, mein Herrchen, gut, daß wir miteinander noch nicht so weit sind! — Aber wie stehst du denn da, Lisette? Bist du versteinert? Rede doch!

Lisette. Noch kann ich mich nicht recht besinnen, was

ich gesehen und gehört habe. Lassen Sie mir ein Klein wenig Zeit, daß ich mich von meinem Erstaunen erhole! Wer war das Frauenzimmer?

Laura. Hilaria. Du hast sie die ganze Zeit über ja steif genug angesehen. Sahe sie dem Lelio nicht ähnlich genug, daß du noch daran zweifeln wolltest?

Lisette. Sie sah ihm nur allzuähnlich; und so ähnlich, so vollkommen ähnlich, daß ich mich wundern muß, warum Sie nicht selbst auf einen Verdacht fallen —

Laura. Auf was für einen Verdacht?

Lisette. Auf einen Verdacht, den ich mir nicht mehr ausreden lasse. Hilaria muß entweder Lelio, oder Lelio muß Hilaria sein.

Laura. Wie meinst du das?

Lisette. Sie werden wohl tun, wenn Sie auf Ihrer Hut sind, Mamsell. Ich will bald hinter das Geheimnis kommen. Bis dahin aber denken Sie ja fleißig an den Hund, der mit einem Stücke Fleisch durchs Wasser schwamm. Sie haben einen Liebhaber, der Ihnen gewiß ist; kehren Sie sich an den Schatten von einem andern nicht.

Laura. Schweig mit deinen Kinderlehren! Lelio mag sein, wer er will, er hat es bei mir weg. Er soll es sehen; er soll es sehen, daß man ein Gesichtchen, wie das seine, leichter vergessen kann als ein anders.

Lisette. Recht so! Besonders wenn sich bei einem andern Realitäten finden, die bei dem seinen ganz gewiß mangeln. Denn je mehr ich nachdenke, je wahrscheinlicher wird es mir. — Stille! da kommt ja das andere Gesicht selbst! Zeigen Sie nunmehr, daß ein Stutzerchen, wie Lelio, uns nicht immer bei allen Zipfeln hat.

Siebenter Auftritt

Wumshäter. Leander. Die Vorigen.

Wumshäter. Hier, Tochter, bringe ich dir den Mann, dem ich alle meine Rechte über dich abtrete. Es ist der Herr Leander.

Leander. Ich schmeichle mir, Madmoissell, daß Sie mich nicht völlig als einen Unbekannten betrachten werden.

Laura. Ich hätte nicht geglaubt, daß die wenigmale, die wir an öffentlichen Orten einander zu sehen Gelegenheit gehabt, einen Mann von der feinen Denkungsart des Herrn Leanders so zuversichtlich machen könnten. Sie haben sich in einer Sache an meinen Vater gewandt, wegen der Sie, ohne Zweifel, mit mir selbst vorher hätte einig werden sollen.

Wumshäter. Er denkt doch! So hätte er wohl gar sein Wort eher bei dir als bei mir anbringen sollen?

Lisette (beiseite). Als wenn er es auch nicht getan hätte! Schon recht! Verstellen müssen wir uns.

Wumshäter. Ich finde, daß du sehr unverschämt bist, und wenn ich dich nicht in Gegenwart deines Bräutigams schonen wollte, so würde ich dir jetzt eine recht derbe Lektion geben.

Leander. Es ist wahr, schönste Laura, daß meine Liebe viel zu ungeduldig gewesen ist, und daß Sie recht haben, sich über mich zu beschweren — —

Wumshäter. Sie wollen sich doch wohl nicht entschuldigen? —

Laura. Und die Art, Herr Leander, mit der Solbist um mich angehalten hat —

Wumshäter. An der Art war nichts auszusetzen. Und kurz, ich will, daß du mir folgen sollst. — Kann ich das nicht verlangen, mein Sohn?

Achter Auftritt

Valer. Die Vorigen.

Valer. Wenn ich es getroffen habe, wovon die Rede ist, so will ich für den Gehorsam meiner Schwester fast stehen.

Laura. Du wagst sehr viel, Bruder. Weit eher könnte ich für deinen Ungehorsam stehen, und eine sichere Wette

darauf eingehen, daß du mir gewisser eine Schwägerin geben wirst, als ich dir einen Schwager.

Leander. Ist es möglich, Madmoisell?

Valer. Lassen Sie sich nichts anfechten.

Leander. Aber ich höre —

Valer. Sie hören das Gesperre einer Braut —

Wumshäter. Und ich höre weiblichen Unsinn. Schweig, Mädell! Dein Bruder hat viel zu viel Verstand, als daß er noch an das Heiraten denken sollte.

Valer. Verzeihen Sie, Herr Vater. Da ich nunmehr auch des versprochenen Beistandes meiner Schwester entbehren muß, so ist es um so viel nötiger, bei meinem einmal gefaßten Entschlusse zu bleiben. Ich hoffe auch gewiß, daß Sie nicht länger dawider sein werden. Die ganze Stadt kennet Sie als einen Mann von Billigkeit. Was würde man aber sagen, wenn es auskäme, daß Sie eben dieselben Eigenschaften und Vollkommenheiten an der einen Person hochgeschätzt, und an der andern verkleinert hätten? Was würde man sagen, wenn man erführe, daß eingewurzelter Eroll gegen ein Geschlecht, von welchem Sie beleidiget zu sein glauben, Sie etwas zu erkennen verhindert habe, was die ganze Welt erkennt? Eine so offenbare Gleichheit —

Wumshäter. Schweig doch nur von deiner chimärischen Gleichheit! Oder willst du mich nötigen, daß ich dich auch bei Herr Leandern lächerlich machen soll? Wahrhaftig, ich werde es tun müssen. Gut, Herr Leander, Sie sollen Schiedsrichter zwischen uns sein. Geh, hole deine Hilaria her, aber bringe auch den Bruder mit. Wir wollen die Vergleichung anstellen, wie sich's gehört.

Valer. Ich bin es zufrieden, Herr Vater. Lisette, springe geschwind auf die Stube des Herrn Lelio. Du wirst sie beide beisammen antreffen. Bitte sie, sich hieher zu bemühen. (Lisette geht ab.)

Wumshäter. Sie werden sehen, Herr Leander, daß ich recht habe.

Leander (sachte zu Valeren). Möchte Ihre List doch ebenso glücklich ausfallen, als die meinige ausgefallen ist!

Valer (sachte zu Leandern). Ich hoffe es, liebster Freund, und danke Ihnen.

Wumshäter (der Leandern und Valeren zusammen reden sieht). Ja, das gilt nicht; bereden müßt ihr euch nicht vorher zusammen. Ich hoffe, Herr Leander, daß die erste Probe Ihrer Aufrichtigkeit, die ich von Ihnen verlange —

Leander. Befürchten Sie nichts. Ich werde mich von der Wahrheit nicht entfernen, wenn es auf meinen Ausspruch ankommen sollte. Ich hoffe aber, daß es nicht darauf ankommen wird.

Wumshäter. Wieso? Wissen Sie denn schon, was unser Streit ist? Die Schwester soll vollkommen so aussehen wie der Bruder, und weil ich den Bruder leiden kann, so verlangt er, daß ich auch die Schwester müsse leiden können.

Valer. Kann ich es nicht mit Recht verlangen?

Wumshäter. Die Gleichheit vorausgesetzt, könntest du es freilich mit einigem Rechte verlangen. Aber eben über diese Gleichheit streiten wir noch.

Valer. Wir werden nicht lange mehr darüber streiten; und ich bin versichert, Sie werden sie endlich selbst einräumen müssen.

Wumshäter. Ich werde sie gewiß nicht einräumen. Wenn ich sie aber einräume, so wird es ein sicherer Beweis sein, daß ich Sinne und Verstand verloren habe, und du daher nicht verbunden bist, mir im geringsten zu gehorchen.

Valer. Merken Sie dieses, Herr Leander; daß ich nicht verbunden bin, ihm im geringsten zu gehorchen, im Falle er die Gleichheit selbst zugestehen muß.

Wumshäter. Merken Sie es nur! — Nun, was ist das für ein Aufzug? —

Neunter Auftritt

Lelio oder Hilaria. Lisette. Wumshäter. Valer. Laura.
Leander.

Lelio (in einer halb männlichen und weiblichen Kleidung, welche von dem Geschmacke der Schauspielerin abhängen wird). Mein Herr, Sie haben den Lelio und die Hilaria beide zugleich zu sehen verlangt.

Wumshäter. Nun? — Ich weiß nicht, was mir ahndet.

Lelio. Hier sind sie beide.

Wumshäter. Was?

Lisette. Ja, mein Herr, hier sind sie beide; und Sie wären gefangen.

Wumshäter. Was, ich gefangen?

Lisette (sachte zu Laura). Hatte ich nicht recht? Mamsell? Sie stuzen?

Wumshäter. Ich gefangen? Wie soll ich das verstehn?

Lelio. Sie werden die Sütigkeit haben, und es so verstehen, daß eben dieselbe Person nicht eine Hand breit größer sein kann, als sie wirklich ist.

Wumshäter. Nun? —

Lelio. Daß eben dieselben Augen nicht zugleich grau und schwarz sein können.

Wumshäter. Nun? —

Lelio. Daß eben dieselbe Nase —

Valer. Kurz, liebster Vater, (indem er ihm zu Fuße fällt) verzeihen Sie meiner unschuldigen List. Lelio ist Hilaria, und Hilaria hatte die Liebe, mir nur deswegen in Manns- Kleidern hieher zu folgen, damit sie Gelegenheit haben könnte, die Gewogenheit eines Mannes zu erlangen, von welchem sie es wußte, wie unerbittlich er gegen ihr Geschlecht sei.

Wumshäter. Steh auf, mein Sohn, steh auf, und mache der Possen einmal ein Ende. Ich sehe nun wohl, wie es ist. Deine Hilaria ist gar nicht da, und der leichtfertige Lelio hat mit seinem Jungfergesichtchen ihre Rolle ge-

spielt. Pfui, Lelio — (indem er auf ihn losgeht). Nein, nein, so leicht hintergeht man mich nicht. Legen Sie immer diesen zweiten Habit wieder ab, mein guter — (Indem er sie auf die Achsel klopfen will) Himmel, was seh' ich? O weh, meine arme Augen! Wo geraten die hin? Es ist ein Weibsbild! Es ist wirklich ein Weibsbild! Und das listigste, das verschlagenste, das gefährlichste vielleicht von allen, die in der Welt sind. Ich bin betrogen! Ich bin verraten! Mein Sohn, mein Sohn, wie hast du das tun können!

Valer. Lassen Sie mich nochmals zu Ihren Füßen um Vergebung bitten.

Wumshäter. Was hilft dir meine Vergebung, wenn du meinem Räte nicht mehr folgen kannst? freilich vergeb' ich dir, aber —

Lelio. Auch ich bitte auf das demütigste um Verzeihung —

Wumshäter. Sehn Sie nur, gehn Sie nur. Ich vergeb' auch Ihnen — weil ich muß!

Valer. Nicht, weil Sie müssen, Herr Vater! Lassen Sie uns diese schmerzliche Worte nicht hören. Vergeben Sie uns, weil Sie uns lieben.

Wumshäter. Nun ja doch, weil ich dich liebe.

Lelio. Und mich bald lieben werden, wie ich gewiß hoffe.

Wumshäter. Sie hoffen zu viel. Daß ich Sie nicht hasse, das wird alles sein, was ich tun kann. Ich sehe wohl, der Mensch soll verliebt, er soll 'narrisch sein. Was kann ich wider das Schicksal? Sei es, mein Sohn, nur auch. Sei narrisch! Durch unsere Nartheit werden wir am sichersten Aug. Zieh in Frieden; es ist mir lieb, daß ich wenigstens kein Augenzeuge von deiner Torheit sein darf. Mache nur, daß mir meine Tochter nicht länger widerpenstig ist —

Laura. Sorgen Sie nicht, Herr Vater, ich will Ihnen nicht einen zweiten Verdruß machen. Ich gebe Herr Leandern meine Hand, und würde sie ihm gegeben haben, wenn Lelio auch nicht Hilaria wäre. (Segen die Hilaria.) Dieses Ihnen zur Nachricht, wegen der triumphierenden Miene!

Lelio. Sind Sie ungehalten gegen mich, liebste Laura? (Zu Leandern.) Wie haben Sie es ewig angefangen, mein Herr, daß Sie ein solches Felsenherz zur Liebe haben bewegen können? Wenn Sie wüßten, was für Angriffe ich auf dasselbe in meiner Verkleidung gewagt, und wie standhaft es gleichwohl —

Laura. Stille, Hilaria, oder ich werde noch ungehalten. (Zu Leandern, welcher der Hilaria antworten will.) Antworten Sie ihr nicht, Leander, ich verspreche Ihnen, daß Sie nie einen gefährlichern Nebenbuhler haben sollen, als Lelio war.

Leander. Wie glücklich bin ich!

Valer. Und wie glücklich bin auch ich!

Wumshäter. Über Jahr und Tag, hoff' ich, sollt ihr anders exklamieren!

Lisette. Freilich anders; besonders wenn mehr Stimmen dazu kommen — (Gegen die Zuschauer.) Lachen Sie doch, meine Herren, diese Komödie schließt sich wie ein Hochzeitkarmen!

(Ende des Misogyn.)

Noten

- S. 76. — — — dulcia barbata
 Laudentem oscula, quae Venus
 Quincta parte sui Nectaris imbuit.
- S. 76. — — — in me tota ruens Venus
 Cyprum deseruit.

S. 88. Allezeit Wein und Wasser trinken, ist nicht lustig; sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig.
2. B. d. Makkab. 15. Kap. 40. V.

S. 123. Halle.

S. 123. Wittenberg.

S. 136. ad Barinen wird die Ode überschrieben. Diese Barine war ohne Zweifel eine Freigelassene, welche das Handwerk einer Buhlerin trieb. Tan. Faber hat diesen Namen in Carine verwandeln wollen, weil Barine weder griechisch noch lateinisch sei; und Dacier billiget diese Veränderung. Konnte aber eine Skavin, welches Barine gewesen war, nicht leicht aus einem barbarischen Lande, von barbarischen Eltern entsprossen sein?

S. 168. Die Freimäurer.

S. 231. Anmerkung. Daß dieses Gedicht nicht ganz ist, und daß ich es an vielen Orten selbst nicht mehr verstehe, dieses habe ich dem verstorbenen Herrn Professor Menz in Leipzig zu danken. Der Freund, an den es gerichtet ist, ließ es in ein physikalisches Wochenblatt einrücken. Diese Ehre kam mir ein wenig teuer zu stehen. Herr Menz war Zensor, und zum Unglücke einer von denen, welche vermöge dieses Amtes das Recht zu haben glauben, die Schriftsteller nach Belieben zu mißhandeln. Er hat unter andern den ganzen Schluß weggestrichen, worinne man über gewisse, wenn Gott will physikalische, Kindereien lachte,

in welchen der und jener Naturlehrer alle seine Geschicklichkeit bestehen läßt.

S. 266. Fabul. Aesop. 216. Edit. Hauptmannianae.

S. 267. La Fable est une instruction déguisée sous l'allégorie d'une action. Discours sur la fable.

S. 268. Florus, lib. I. cap. 7.

S. 268. Fabul. Aesop. 171.

S. 268. Fabul. Aesop. 297.

S. 269. Quinctilianus, lib. VIII. cap. 6.

S. 269. Allegoria dicitur, quia *ἄλλο μὲν ἀγορευεῖ, ἄλλο δὲ νοεῖ*. Et istud *ἄλλο* restringi debet ad aliud simile, alias etiam omnis ironia allegoria esset. Vossius, Inst. Orat. lib. III.

S. 270. von Hagedorn, Fabeln und Erzählungen, erstes Buch. S. 77.

S. 271. Lib. IV. Fab. 3.

S. 272. Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

S. 273. Fabul. Aesop. 126.

S. 273. — — contre la justesse de l'allégorie. — — Sa morale n'est qu'une allusion, et n'est fondée que sur un jeu de mots équivoques. Fables nouvelles, Préface, p. 10.

S. 274. Herbelot, Bibl. Orient. p. 516. Lorsque l'on vous donnera à boire de cette eau chaude et brûlante, dans la question du jugement dernier, tout ce que vous avez caché avec tant de soin, paraîtra aux yeux de tout le monde, et celui qui aura acquis de l'estime par son hypocrisie et par son déguisement, sera pour lors couvert de honte et de confusion.

S. 274. Moralische Fabeln des Baron von Holbergs, S. 103.

S. 275. La Fable est un petit poème qui contient un précepte caché sous une image allégorique. Fables nouvelles, Préface, p. 9.

S. 275. Lib. I. Fab. 15.

S. 276. Lib. V. Fab. 8.

S. 277. Fabul. Aesop. 154.

S. 279. Phaedrus, lib. IV. Fab. 11.

S. 279. Der Kritischen Dichtkunst ersten Bandes siebenter Abschnitt, S. 194.

S. 281. Ich kann meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Breitinger das, was Wolf schon damals von der Fabel gelehret hatte, auch nicht im geringsten gekannt zu haben scheint.

Wolfii Philosophiae practicae universalis pars posterior, § 302—303. Dieser Teil erschien 1739, und die Breitingersche Dichtkunst erst das Jahr darauf.

S. 281. Principes de la Littérature, Tome II., I. Partie., p. V. L'apologue est le récit d'une active allégorique etc.

S. 282. Aesop. Fabul. 145.

S. 282. Fabul. Aesop. 181.

S. 283. Fabul. Aesop. 230.

S. 285. Fabul. Aesop. 243. Phaedrus, lib. IV. Fab. 5.

S. 287. Phaedrus, lib. I. Fab. 10.

S. 287. Fabul. Aesop. 20.

S. 289. Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

S. 290. Fabul. Aesop. 33.

S. 290. Kritische Briefe. Zürich 1746. S. 168.

S. 291. Fabul. Aesop. 268.

S. 291. In seinen Fabeln, sowie sie Richardson adoptiert hat die 187te.

S. 293. Aristoteles, Rhetor. lib. II. cap. 20.

S. 299. Nach der Ausgabe des Camerarius, S. 28.

S. 300. 4. B. Mos. XXII. 28.

S. 300. Fabul. Aesop. 316.

S. 301. 2. B. Samuelis XII.

S. 302. Fabul. Aesop. 6.

S. 302. Seite 166.

S. 303. Man sehe die kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

S. 307. Nach der Ramlerschen Übersetzung, S. 244.

S. 308. Philosophiae practicae universalis pars posterior, § 303.

S. 309. Fabul. Aesop. 32.

S. 309. Fabul. Aesop. 34.

S. 309. Fabul. Aesop. 67.

S. 309. Fabul. Aesop. 71.

S. 311. Fabul. Aesop. 187.

S. 311. Phaedrus, lib. IV. Fab. 12.

S. 311. Phaedrus, lib. III. Fab. 17.

S. 311. Phaedrus, lib. I. Fab. 1.

S. 311. Phaedrus, lib. I. Fab. 26.

S. 311. Phaedrus, lib. IV. Fab. 8.

S. 311. Fabul. Aesop. 313.

- S. 311. Fabul. Aesop. 143.
 S. 312. Fabul. Aesop. 336.
 S. 312. Fabul. Aesop. 20.
 S. 312. Fabul. Aesop. 127.
 S. 312. Fabul. Aesop. 280.
 S. 312. Fabul. Aesop. 197.
 S. 312. Fabul. Aesop. 189.
 S. 317. Fabul. Aesop. 2.
 S. 317. Phaedrus, lib. II. Fab. 4.
 S. 319. In der Vorrede zu seinen Fabeln.
 S. 319. Fontenelle.
 S. 320. Quinctilianus, Inst. Orat. lib. IV. cap. 2.
 S. 320. Sed plurimum refert, quae sit natura ejus rei, quam
 exponimus. Idem, ibidem.
 S. 321. Discours sur la Fable, p. 17.
 S. 323. S. die erste Fabel des dritten Buchs.
 S. 329. Philosophiae practicae universalis pars posterior, § 310.
 S. 330. Briefe die neueste Literatur betreffend. 1. Teil, S. 58.
 S. 330. Kritische Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln.

Inhalt

Sinngedichte

Die Sinngedichte an den Leser	3
Ebendieselben	3
Auf den neuern Teil dieser Sinngedichte	3
Der Stachelreim	3
Nißander	3
An den Marull	4
Merkur und Amor	4
Thrax und Stax	4
Der geizige Dichter	4
Auf Lucinden	5
Auf die Europa	5
Pompils Landgut	5
Widerruf des vorigen	6
An die Herren X und Y	6
Die Ewigkeit gewisser Gedichte	6
Auf das Jungfernstift zu **	6
An den Doktor Sp**	6
Auf den Mnemon	6
Bavs Gast	7
Auf den Rufus	7
Auf Dorinden	7
An das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort	7
Auf einen adligen Dummkopf	8
An eine würdige Privatperson	8
Auf die Iris	8

Auf Frau Trix	8
Auf Lukrins Grab	8
Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preußen eine goldene Dose schenkte	9
Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode	9
Auf den Sargil	9
Die Flucht	9
Die Wohltaten	9
An einen Seizigen	10
Hinz und Kunz	10
Auf eine lange Nase	10
Auf Stipsen	10
Auf den Sanktulus	11
An Grillen	11
An den Salomon	11
Auf ebendenselben	11
Das böse Weib	12
An den Ämil	12
Trux an den Sabin	12
Antwort des Sabin	12
An einen Lügner	12
Auf Trill und Troll	13
Entscheidung des vorigen	13
An die **	13
Auf Aländern	13
Auf einen Brand zu **	13
An Einen	14
Grabschrift des Nitulus	14
Auf den Kodyll	14
An den Pompil	14
Auf den Tod eines Affen	14
Grabschrift auf ebendenselben	14
Auf die Phasis	15
Auf Nickel Fein	15
Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels	15
Auf ein Schlachtstück von Hugtenburg	15

Auf den Hablador	15
Auf den Mison	16
Der reiche Freier	16
Auf den Rufinus	16
Hänschen Schlau	16
An die Dorilis	16
Grabschrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam	17
An einen schlechten Maler	17
Auf eine Bildsäule des Amor	17
Auf ebendieselbe	17
Auf ebendieselbe	17
Auf ebendieselbe	17
Auf ebendieselbe	18
Auf den Fabull	18
An den trägen J	18
Entschuldigung wegen unterlassenen Besuchs	18
An den Paul	19
Velt und Volt	19
Der Kranke Stax	19
Die blaue Hand	19
Der Schuster Franz	20
Das Mädchen	20
Auf den Fell	20
An den Herrn D*	21
An einen geizigen Vater	21
Auf den Kauz	21
Auf den Lupan	21
An den Leser	21
An den Herrn von Dampf	22
An ebendenselben	22
Auf einen gewissen Dichter	22
An den Wesp	22
An den Trill	22
An ebendenselben	23
An die Fuska	23

Auf den Tod des D. Mead	23
Auf die schöne Tochter eines schlechten Poeten	23
Auf ebendieselbe	23
Auf den Sextus	24
Kunz und Hinz	24
Auf den Bao	24
Auf Dorinden	24
Auf die Salathee	25
Auf die Hütte des Irus	25
Auf einen gewissen Leichenredner	25
Das schlimmste Tier	25
Auf die Magdalis	25
Auf Lorchen	25
Klimps	26
Der spielsüchtige Deutsche	26
Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin	26
Auf die feige Mumma	26
Eine Gesundheit auf die Gesundheit	26
Auf einen unnützen Bedienten	27
Der Schwur	27
Themis über ihr Bildnis in dem Hause eines Richters	27
Der Furchtsame	27
An den Herrn V.	27
Auf die Genesung einer Buhlerin	27
An zwei liebenswürdige Schwestern	28
An den Silius	28
Auf den D. Klystill	28
Auf Muffeln	28
An ein paar arme verwaiste Mädchen	29
An den Vax	29
Auf den Cytharist	29
Der beste Wurf	29
Auf den Maler Klecks	29
Auf einen Zweikampf	30
Auf den Urstin	30

Auf den Velt	30
Die Vorspiele der Versöhnung	30
Auf den Psriem	31
Auf den Avar	31
Seufzer eines Kranken	31
Auf den Saar	31
Ihr Wille und sein Wille	31
Grabschrift der Tochter eines Freundes, die vor der Taufe starb	32
Auf den Marius	32
Auf den einäugigen Spieler Psiff	32
An einen Autor	32
Auf den Ley	33
Die Sinngedichte über sich selbst	33
Abschied an den Leser	33
Anhang	
Charlotte	34
Auf einen elenden komischen Dichter	34
Auf das Gedicht „Die Sündflut“	35
Auf den Herrn M**, den Erfinder der Quadratur des Zirkels	35
An den Herrn R.	36
Auf den Sophron	36
Auf des Herrn K** Gedanken von der wahren Schät- zung der lebendigen Kräfte	36
Nachahmung des 84sten Sinngedichts im 3ten Buche des Martials	36
Sertor	36
Turan	37
Auf das Heldengedichte „Herrmann“	37
Auf einen bekannten Dichter	37
Der Zwang	37
Gespräch	38
An den Dorilas	38
Auf die Thestylis	38
Auf den Urban	38

Auf	38
Auf	39
Auf eine Dissertation des M. Paul Christian Weiß:	
Abraham ein Logicus	40
Ein anders	40
Antwort auf die Frage: Wer ist der große Duns?	40
Lobspruch des schönen Geschlechts	41
In eines Schauspielers Stammbuch	41
In ein Stammbuch	41
Die Verleumdung	41
Grabchrift auf Voltairen	41
Als der Herzog Ferdinand die Rolle des Agamem-	
nons, des ersten Feldherrn der Griechen, spielte	42
In Friedrich Ludwig Schröders Stammbuch	42
In ein Stammbuch, dessen Besitzer versicherte, daß sein	
Freund ohne Mängel und sein Mädchen ein Engel sei	42
Warum ich wieder Epigramme mache	43
In ein Stammbuch	43
Über das Bildnis eines Freundes	43
In ein Stammbuch, in welchem die bereits verstor-	
benen mit einem + bezeichnet waren	43
Sittenspruch	43
Auf die Katze des Petrarch	43
Sittenspruch	44
Auf den Streit des Herrn Bosens mit den Witten-	
bergischen Theologen	44
Auf Rabners Tod, als nach welchem erst die übrigen	
Schriften desselben an das Licht kommen sollen	44
Die große Welt	44
Unter das Bildnis des Königs von Preußen	44
Doppelter Nutzen einer Frau	45
Nutzen eines fernen Garten	45
Der Blinde	45
Auf ein Karussell	45
Der Arme	46
Kunz und Hinz	46

Auf einen Sechzigjährigen	46
An den Dumm	46
Grabschrift auf Kleist	46
Auf das Alter	46
Auf Johann von Döring	46
Grabschrift auf einen Sehenkten	47
In des Schauspielers Brockmann Stammbuch	47
Auf Albert Wittenberg und Johann Jakob Dusch	47
An Justus Heinrich Saal	47
Schoenaich = ach! ein Ochs	47
Unvollendeter Entwurf eines Sinngedichts	47

Epigrammata

Ad Turanium	51
Ad Gelliam	51
In Aristum	51
Ad Amicum	51
Ad Ponticum	51
Ad Pompillam	51
Ad Caecilianum	52
Ad **	52
In Albam	52
Ad Priscum	52
In Paulum	52
Ad Sosibianum	52
Ad Posthumum	52
Ad Tuccam ludimagistrum	53
Ad eundem	53
In Canem	53
In Armillum	53
Ad Olum	53
Ad Neaeram	53
Ad Murlam	53

Anhang

Ad Naevolam	54
Von eines gewissen Poesie	54

Lieder

An die Leier	57
Die Namen	57
Die Küsse	58
Die Gewißheit	59
Die Betrübniß	59
Antwort eines trunkenen Dichters	59
Das aufgehobene Gebot	60
Die Beredsamkeit	60
Die Haushaltung	61
Der Regen	61
Die Stärke des Weins	61
Der Sonderling	62
Der alte und der junge Wein	62
Die Türken	62
Alexander	63
Die Schöne von hinten	63
An eine Kleine Schöne	64
Nach der 15. Ode Anakreons	64
Das Paradies	65
Die Gespenster	65
Der trunksene Dichter lobt den Wein	67
Lob der Faulheit	67
Die Faulheit	67
Die Planetenbewohner	68
Der Geschmack der Alten	68
Die lügenhafte Phyllis	69
Die 47. Ode Anakreons	69
Nachahmung dieser Ode	69
Der Wunsch	70
Der größte Mann	70
Der Irrtum	71
An den Wein	71
Phyllis an Damon	72
Für wen ich singe	73
Die schlafende Laura	74

Der Donner	74
Der müßige Pöbel	75
Die Musik	75
An den Horaz	75
Niklas	76
Die Küsse	76
Der schwörende Liebhaber	77
Trinklied	77
Der Verlust	78
Der Genuß	78
Das Leben	78
Die Biene	78
Die Liebe	79
Der Tod	79
Der Faule	81
Der Flor	81
Die wider den Cäsar verschworenen Helden	81
Die Ente	82
Die drei Reiche der Natur	83
Das Alter	84
An die Schwalbe	85
Die Kunstrichter und der Dichter	85
An die Kunstrichter	86
Anhang	
Der Tabak	87
Refutatio Papatus	87
Wem ich zu gefallen suche und nicht suche	88
Die Wetterprophezeiung	92
Der Sommer	92
Der Handel	93
Der Fehler der Natur	93
Die Versteinerung	94
Das Erdbeben	94
Die lehrende Astronomie	95
Die Einwohner des Mondes	98
An den Anakreon	99

Die verschlimmerten Zeiten	99
Das Bild, an Herrn H**	99
Das Umwechselfn	100
Die Sparsamkeit	100
Der Vetter und die Muhme	101
Die Mutter	101
Die Antwort	102
Der Schlaf	102
Die Abwechslung	103
Der bescheidene Wunsch	103
Das Schäferleben	104
Der philosophische Trinker	105
Phyllis lobt den Wein	106
Der Fehler	107
Salomon	107
Der Tausch an Hr. W.	108
Die schlimmste Frau	109
Der Schiffbruch	110
Die Redlichkeit	110
Lied	111
Aus einem Abschiedsgedicht an Mylius	111
Die Diebin	112
Lied aus dem Spanischen	112
Phyllis	112
Eine Gesundheit	112
An Amor	113
Heldenlied der Spartaner	113
Auf sich selbst	115
Der neue Welt-Bau	115
Ich	116
Küssen und Trinken	116

Oden

Der Eintritt des 1752sten Jahres	119
Auf eine vornehme Vermählung	120
Abschied eines Freundes	123

An den Herrn N**	124
Der Tod eines Freundes	124
Der Eintritt des Jahres 1753 in Berlin	126
Der 24. Jenner in Berlin	127
An seinen Bruder	128
Der Eintritt des Jahres 1754 in Berlin	129
Anhang	
Der Eintritt des Jahres 1755 in Berlin	131
An Mäcen	132
An Herr Gleim	133
Orpheus	133
Ode auf den Tod des Marschalls von Schwerin	134
Entwürfe	
Übersetzung der Ode des Horaz ad Barinen	136
Fabeln und Erzählungen	
Der Sperling und die Feldmaus	141
Der Adler und die Eule	141
Der Tanzbär	142
Der Hirsch und der Fuchs	142
Die Sonne	143
Das Muster der Ehen	144
Faustin	144
Die eheliche Liebe	145
Die Bäre	145
Der Löwe und die Mücke	146
Das Kruzifix	147
Der Eremit	149
Die Brille	158
Nix Bodenstrom	160
Anhang	
Der Wunsch zu sterben	161
Die Franke Pulcheria. Freie Übersetzung einer Erzählung aus dem Fontaine	165
Die Nuß und die Kage	166
Das Geheimnis	167

Morydan	169
Die Teilung	169
Der über uns	170

Fabeln

Erstes Buch

Die Erscheinung	175
Der Hamster und die Ameise	176
Der Löwe und der Hase	176
Der Esel und das Jagdpuferd	176
Zeus und das Pferd	177
Der Affe und der Fuchs	178
Die Nachtigall und der Pfau	178
Der Wolf und der Schäfer	178
Das Roß und der Stier	179
Die Grille und die Nachtigall	179
Die Nachtigall und der Habicht	180
Der kriegrifche Wolf	180
Der Phönix	180
Die Sans	181
Die Eiche und das Schwein	181
Die Wespen	181
Die Sperlinge	182
Der Strauß	182
Der Sperling und der Strauß	183
Die Hunde	183
Der Fuchs und der Storch	183
Die Eule und der Schatzgräber	184
Die junge Schwalbe	184
Merops	185
Der Pelekan	185
Der Löwe und der Tiger	186
Der Stier und der Hirsch	186
Der Esel und der Wolf	186
Der Springer im Schache	187
Aesopus und der Esel	187

Zweites Buch

Die eherne Bildsäule	188
Herkules	188
Der Knabe und die Schlange	189
Der Wolf auf dem Todbette	190
Der Stier und das Kalb	190
Die Pfauen und die Krähe	191
Der Löwe mit dem Esel	191
Der Esel mit dem Löwen	191
Die blinde Henne	192
Die Esel	192
Das beschützte Lamm	193
Jupiter und Apollo	193
Die Wasserschlange	194
Der Fuchs und die Larve	194
Der Rabe und der Fuchs	194
Der Seizige	195
Der Rabe	195
Zeus und das Schaf	196
Der Fuchs und der Tiger	196
Der Mann und der Hund	197
Die Traube	197
Der Fuchs	198
Das Schaf	198
Die Ziegen	199
Der wilde Apfelbaum	199
Der Hirsch und der Fuchs	199
Der Dornstrauch	200
Die Furien	200
Tiresias	201
Minerva	201

Drittes Buch

Der Besitzer des Bogens	202
Die Nachtigall und die Lerche	202
Der Geist des Salomo	202
Das Geschenk der Feien	203

Das Schaf und die Schwalbe	204
Der Rabe	204
Der Rangstreit der Tiere, in vier Fabeln	204
Der Bär und der Elefant	206
Der Strauß	206
Die Wohltaten in zwei Fabeln	206
Die Eiche	207
Die Geschichte des alten Wolfs, in sieben Fabeln	207
Die Maus	211
Die Schwalbe	211
Der Adler	212
Der junge und der alte Hirsch	212
Der Pfau und der Hahn	212
Der Hirsch	213
Der Adler und der Fuchs	213
Der Schäfer und die Nachtigall	213

Anhang

Der Riese	214
Der Falke	214
Damon und Theodor	215
Der Schäferstab	216
Der Naturalist	217
Der Wolf und das Schaf	218
Der hungrige Fuchs	218

Fragmente

Aus einem Gedicht über die menschliche Glückseligkeit	221
Aus einem Gedicht an den Herrn Baron von Sp**	225
Aus einem Gedichte über den jetzigen Geschmack in der Poesie	226
Aus einem Gedichte an den Herrn M**	227
An den Herrn Marpurg, über die Regeln der Wissenschaften zum Vergnügen; besonders der Poesie und Tonkunst.	231
Die Religion	238

Anhang

• Poetische Anmerkungen zu den poetischen Einwürfen eines Freundes	250
Aus einem Gedicht über die Mehrheit der Welten	255
Schlußrede zu einem Trauerspieler	257
An den Oberstleutnant Karl Leonhard von Carlowitz	257

Abhandlungen über die Fabel

I. Von dem Wesen der Fabel	265
II. Von dem Gebrauche der Tiere in der Fabel	296
III. Von der Einteilung der Fabeln	305
IV. Von dem Vortrage der Fabeln	318
V. Von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen	328
Register zu den Abhandlungen über die Fabel	333

Jugendlustspiele. Erster Teil

Damon, oder die wahre Freundschaft. Ein Lustspiel in einem Aufzuge	339
Der junge Gelehrte. Ein Lustspiel in drei Aufzügen	369
Der Misogyn. Ein Lustspiel in drei Aufzügen	473
Noten	526

*

Der
Tempel

Verlag in Leipzig

Gesellschafter des Verlags:

S. Fischer · Eugen Diederichs

Carl Ernst Poeschel · Alfred Druckenmüller

* Erik-Ernst Schwabach *

Sedruckt in der Weiß-Fraktur

bei Poeschel & Treppe

in Leipzig

* *

*





